Kirsch

HB. I/17
v. Kirch, Gerd. Friedr.
3 in ADB

Anekdoten

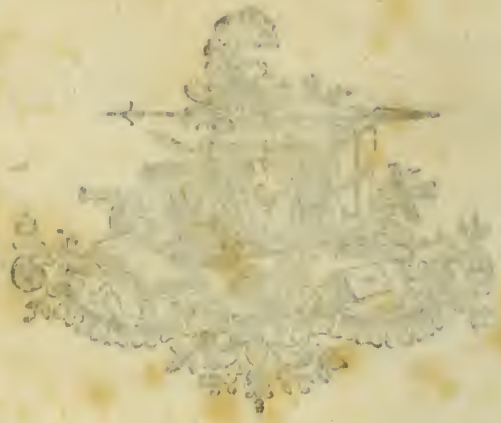
für

das Herz.

Altenburg,

in der Richterischen Buchhandlung,

1782.



RBR
Tantz
#1748

Sr. Wohlgebohrnen

dem venerablen

Herrn

Kammerrath Steinbach,

Erbherrn auf Schreibersdorf,
Wingendorf u. s. w.

Meinem verehrungswürdigen Gönner.

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/anekdotenfrdashe00stol

Wohlgebohrner Herr,
Verehrungswürdiger Herr Kammerrath.

Endlich genieſſe ich das oft gewünſchte Vergnügen Ew. Wohlgebohrnen der ehrfurchtsvollen Hochachtung zu verſichern, welche mein Herz für Sie empfindet. Und daß ich fähig ſeyn möchte, Ihnen die dankbaren Regungen deſſelben zu ſchildern; allein ſo lebhaft auch das Andenken Dero ausnehmenden Huld und Güte, welche ich ehedem zu erfahren, das ſchätzbare Glück hatte, und ſo gegenwärtig mir Dero ganzer edler und verehrungswürdiger Charakter immer iſt; ſo bin ich doch zu unvermögend dieſelben auszudrücken. Indeſſen hoffe ich, daß Ew. Wohlgebohrnen die wahren Geſinnungen meines Herzens, nicht nach dem ſchwachen Ausdruck meiner Feder meſſen, ſondern demohnerachtet dieſe geringen Blätter, als ein geringes Merkmal

meiner wahrhaften Verehrung und Ergebenheit, mit eben der Güte aufnehmen werden, deren Sie mich sonst gewürdiget haben. Den Dank, den ich Ihnen zu bezeugen wünschte, erwarten Sie von der Gnade unsers Gottes, dessen reiche Segnungen ich Ihnen und Dero vornehmen Hause zu erbitten nie aufhören werde; denn so wie Dero beglücktes Wohl bisher der Gegenstand meiner innigsten Freude war, so wird es auch ferner der Inhalt meiner brünstigsten Wünsche seyn. Er setze Sie zum Seegen, und lasse Sie noch lange zum Beweise dienen, wie gern er die Gerechten erfreue und beglücke! Die Hochachtung und Ergebenheit kann nie aufhören, mit welcher ich zu seyn die Ehre habe

Wohlgebohrner Herr,

Verehrungswürdiger Hr. Kammerrath,

Ew. Wohlgebohrnen

gehorsamster Diener

Der Verfasser.

So

So wenig ich die Sammlung und Herausgabe dieser Anekdoten, in einer langen Vorrede, zu rechtfertigen denke — denn man wird doch darüber nach seinem Gefallen und Belieben urtheilen — so nöthig scheint es mir, zu versichern, daß sie insgesamt auf sehr sichern und richtigen Quellen beruhen. Freylich wird eine und die andere, vielleicht auch mehrere manchem meiner Leser zu geringfügig dünken; allein außerdem, daß der Geschmack hierin unendlich verschieden, so wird doch sicher keine darunter gefunden werden, welche nicht zur Empfehlung der Tugend und zur Verabscheuung des Lasters diente. Dieß ist der Zweck, welchen der Verfasser dieser geringen Blätter heget, und da man, in unsern Tagen, so viel

und

und auch Mittelmäßiges genung lieset, das bloß zum Vergnügen gereichet oder gereichen soll; so wird man hoffentlich auch diese Sammlung gelten lassen, gesetzt, daß man sie auch minder wichtig und vielleicht wenig erheblich finden sollte. Immer ist die Beförderung und Ausbreitung der Tugend eines der seligsten Geschäfte, und wenn angenehme und lehrreiche Beyspiele hierzu vorzüglich gesegnet sind; so werden auch diese Blätter nicht umsonst geschrieben seyn. Gott begnadige sie selbst mit seinem Seegen, und lasse auch durch sie seine Ehre, und das Heyl derer, die sie lesen, befördert werden!

Der Verfasser.

Anekdo-

Anekdoten fürs Herz.

I.

Die seligste Entschließung, die ein Mensch fassen kann.

Der französische Abgesandte nach Schweden Chanût, war eben dreißig Jahr alt, als er am 22. Februar 1631. folgendes Bündniß mit sich selber errichtete.

„Nachdem ich lange hin und her gedacht, was doch der Inhalt dieses Kontraktes seyn, und was ich mir für Lebensregeln vorschreiben wolle; so bin ich, auf Gottes Eingebung, entschlossen, durch meine ganze Lebenszeit, folgende Regeln in Acht zu nehmen: —

Ich will Gott wahrhaftig, und aus keiner irdischen Absicht, sondern wie er es verlanget, über Alles lieben. — Jesum Christum frey bekennen, und ihn als meinen Heiland wahrhaftig ehren — ein heiliges Leben für das höchste Gut halten, eifrig darnach streben, und alle meine Betrachtungen auf Gott und seine Liebe richten. —— Ich will mich bemühen, daß meine Seele und mein Gemüthe nach und nach die Herrschaft über den Leib erlangen, und daß er ihnen zu Gebote stehen müße; — ich will von Tag zu Tage meinen Sinnen etwas von ihrer Lust abbrechen, dergestalt, daß mein Gemüthe nicht liederlicher Weise solchen Lüsten, die von Dingen ausser mir entstehen, unterwürfig werde, hingegen will ich die Begierden meiner Sinnen mit solchen Dingen erfüllen, die zu meiner Seligkeit gehören. — Ich will Geld und Gut weder zu sehr lieben, noch zu sehr verachten. Was mir meine Eltern hinterlassen, will ich wohl zu Rathe halten, und es durch gute Wirthschaft vermehren. — Ich will nichts Sonderbares vor Andern meines Gleichen suchen, in welchen Dingen es auch seyn möchte; sondern ich will mich, ohne zu prahlen, nach Ort, Zeit und Gewohnheit richten. — Ich will nicht begierig nach grosser Ehre streben, und falls sie mir erzeiget würde, so will ich sie zwar durch verstellte Demuth nicht ablehnen, jedoch nur in so weit annehmen und behalten, als es billig ist. — Sollte sichs fügen, daß mir ein Amt oder sonst ein anderes Geschäfte anvertrauet würde; so will ich mich, so

viel

viel als möglich ist, eifrig darinnen bezeigen, daß es mir wohl von statten gehe; wo nicht, so will ich doch meine Zeit nicht unnützlich, etwa zur Lustbarkeit und Zeitvertreib anwenden, sondern ich will zusehen, daß ich unterdessen etwas Gutes vornehmen könne. — Ich will meinen Leib halten, wie ein Hausvater eines von den Seinigen hält, ihn nicht verzärteln, sondern zur Mäßigkeit gewöhnen; ich will ihn durch Arbeit abhärten, und ihm alles zulassen, was seine Gesundheit stärket, jedoch so, daß er sich dem Gemüthe nicht widersetzen kann. Eine erlaubte Lust und Erquickung will ich ihm nicht versagen, damit er durch allzu grossen Zwang nicht geschwächet werde, und mitten im Laufe erliegen müsse. —— Nun bitte ich den allmächtigen und allgütigen Gott, daß er, durch seine Gnade, diese Gedanken, die er mir eingegeben, mein Lebenlang wolle beobachten helfen, und mich nimmermehr davon weichen lassen."

2.

Kraft und Glück wahrer Frömmigkeit.

Die Prinzeßin von Oranien Anna, die im Jahr 1759. verstarb, war eine sehr würdige Dame. — Ihr Herz war entschlossen und edelmüthig; ihre Grundsätze sicher und unveränderlich; ihre Gesinnungen standhaft, auf die Gesetze Gottes, die Redlichkeit und Gerechtigkeit gegründet, und nichts war

vermögend, sie in diesen Gesinnungen wankelmüthig zu machen. — Sie erwarb sich die Herrschaft über die Affekten, über alle Blendwerke und unregelmäßige Begierden derselben. Ihr Herz verabscheute das Laster, und verwarf, mit Verachtung, alle Falschheit und Arglist. Weder Furcht, noch der Tod selbst, fanden sie jemals schwach oder kleinmüthig. In eben dem Augenblicke, da sie ihren theuren und grossen Gemahl verlohr, als der Vorhang fiel, und ihren Augen einen fürchterlichen Anblick, einen Abgrund von Kummer und Pein darbot, legte sie die Hand auf ihr Herz, erstickte das Murren desselben, und gebot ihrer Betrübniß Stillschweigen. — „Ich habe einen Staat zu erhalten, und junge unschuldige Kinder zu erziehen, sagte sie; ich habe dem, dessen mich nun der Tod beraubt hat, ein feierliches Versprechen gethan, keinem vergeblichen Kummer nachzuhängen; laß uns zeigen, was Religion und Ergebung in Gottes Willen vermögen." — Ihr Herz gehorchte, und aus Pflicht widerstand es der Betrübniß und Verzweiflung. Kein verdrießlicher Zufall, keine Widerwärtigkeit konnte bey ihr einen Eindruck machen, so bald sie nur versichert war, daß sie alles gethan hatte, was sie zu thun schuldig war. — Schon vor langer Zeit hatte ihr Körper, der für einen so entschlossenen Geist zu schwach war, angefangen, unter der Last seiner Beschäftigungen zu sinken; indessen ließ sie nicht die geringsten Klagen merken, und verbarg aufs sorgfältigste was ihren Kindern und Hofbedienten

ohn-

ohnfehlbar hätte Sorgen und Unruhe verursachen müssen. Sie hatte so viel Gewalt über sich selbst, daß sie ihr gewöhnliches heiteres und aufgeräumtes Wesen bis auf den letzten Augenblick behielt, und diejenigen, die um sie waren, ausdrücklich befragte, ob sie eine Veränderung in ihrem Wesen bemerkten, oder ob ihre Geduld, auf irgend eine Weise, nachgelassen habe? — Als die Zeit kam, daß sie sterben, und ihre geliebten Kinder verlassen mußte, und ihre treusten Freunde um sie her standen, die voll Angst und Verzweiflung waren, redete sie dieselben mit entschloßner und unveränderter Stimme an: „Sie weinen? „Aber warum weinen Sie denn? Wo ist hier die „demüthige Ergebung in Gottes Willen, die Sie „dem Schöpfer der Welt schuldig sind? Wo ist die „Gelassenheit und Unterwerfung, die Sie aus dem „Lesen des Wortes Gottes, und aus dem Nachdenken darüber hätten lernen sollen? Sind diese Thränen und Seufzer denn die einzigen Früchte von dem, „was Sie gelernet haben? Sehen Sie doch, was „ich thue, und thun Sie, was ich gethan habe! So „weit es in meinem Vermögen war, habe ich mein „Herz rein, und meine Lippen unbefleckt erhalten. „Ich erfüllte meine Arbeit mit Fröhlichkeit, und überließ den Erfolg meinem Gott, und darum kömmt „mir nun der Tod weder fürchterlich, noch abscheulich „vor. Ich scheue mich nicht vor seiner Annäherung. „Ich fühle die tröstliche Hofnung, daß ich hingehe, „im Schooße meines Schöpfers die Gewißheit von

„alle dem Guten zu schmecken, das er Denen, die „ihn mit aufrichtigem Herzen lieben, so zuverläßig „verheissen hat.“

Sie brachte alles in Ordnung, und vergaß nichts, und indem nichts als Heulen und Schreyen um sie her zu hören war, sah sie die Ankunft des Todes, und betrachtete ihn mit standhafter Aufmerksamkeit, hieß ihn als einen Freund willkommen, fiel in einen tiefen Schlaf, und gab ihren Geist in die Hände ihres Schöpfers auf; einen Geist, der es werth war, die gesegneten Wohnungen der Auserwählten, den gnädigen Lohn ihres Glaubens, ihrer Liebe und ihrer Hofnung einzunehmen. — Die Kräfte ihres Geistes und Herzens waren in unaufhörlicher Bewegung. Sie bewieß thätige, nicht bloß theoretische Güte des Herzens, und war der Meynung, man müsse jede Gelegenheit Gutes zu thun, suchen und nützen, und die Gutthätigkeit müsse in ihren Grundsätzen unveränderlich seyn. Wir müßten uns bearbeiten, das Herz fest und unverwundbar zu machen, der Welt nützlich zu werden, und so zu leben, daß man sich nach uns sehnte, wenn wir todt wären. Geringfügige Dinge müßten nie das Herz aus seiner Fassung bringen; nur müsse man nichts aus Eitelkeit, oder thörichtem Ehrgeize thun. Wenn wir diese Welt, als einen Ort der Prüfung, und als den Uebergang zu einem andern Leben betrachteten; so würden wir uns nie zu fest daran hängen, wie an eine Wohnung, wo wir ewig bleiben könnten.

3.

In einer eben so glücklichen und seligen Fassung befand sich der ehmalige französische Staatsrath, der Marquis von Renty. Dieser vortrefliche Mann war das Muster eines wahren Christen, der in allen Fällen nach den edelsten Grundsätzen handelte. — Er war sehr tapfer, und zeigte dieß im dreißigjährigen Kriege, da er noch sehr jung war. Schon damals war er ein Christ, der die Vorschriften der Lehre Jesu den Regeln der Welt vorzog. Dieß bewieß er unter andern, als er einst durch ein Kartel zu einem Zweikampf herausgefordert wurde. Er gab dem, der ihm dasselbe überbrachte, eine sehr weiße Antwort. „Mein Herr, sprach er, ich bin noch jung, und habe also noch keine Gelegenheit gehabt, mich durch Tapferkeit in diesem Kriege hervor zu thun, und mir Ehre zu erwerben; ich bin aber entschlossen es zu thun, und deßwegen will ich meine Glieder und Kräfte in keiner Schlägerey verliehren; nein, ich will sie wider die Feinde des Vaterlandes sparen. Ich gebe Ihnen also dieses Kartel aus Gehorsam gegen Gott und den König, der das Duelliren so scharf verboten hat, wieder zurück. So bald ich aber von meinem Obersten Befehl erhalte, mein Blut und Leben, in einer Schlacht, für das Wohl des Vaterlandes, zu wagen; so werde ich der Gefahr und selbst meinem Tode, mit Freuden entgegen eilen.“ Dieß war die würdige Antwort des vortreflichen Mannes. Als ihm

aber sein Gegner derselben ohnerachtet doch angrif, so vertheidigte er sich so glücklich, daß er ihm eine Wunde beybrachte, worauf er ihn in sein Zelt bringen, und daselbst verbinden ließ. — Als der Marquis in der Folge seine Kriegsbedienung mit einer friedlichern im Staate vertauschte; so fieng er mit besonderm Ernste an, das wahre Christenthum, oder die wahre Tugend, die Jesus der Welt zuerst bekannt gemacht hat, recht genau zu studiren. In dieser Untersuchung fand er, daß die Maximen der Welt den Lehren Jesu fast durchaus zuwider wären; oder daß das System des Eigennutzes, der Ruhmsucht und der Wollust, mit den zwo grossen Grundregeln — Gott muß über alles hochgeachtet, und die ewige Glückseligkeit aller Menschen muß selbst durch ihre irdische befördert werden — sich schwerlich vereinigen lasse. Er fand den grossen Grundsatz der Lehre Jesu: daß alle unsere Handlungen, gesetzt, daß sie äußerlich uns und Andern noch so nützlich wären, Gott dennoch nicht gefallen könnten, wofern wir nicht durch die Religion dazu angetrieben würden — oder, wofern wir nicht die Bewegungsgründe zu denselben, aus den theuern Wahrheiten von Gott und seinen Eigenschaften hernähmen, und daß nur die lebendige Hofnung jener unaussprechlichen Herrlichkeit in dem Reiche der Unsterblichen — daß nur eine alles überwiegende Liebe zu Gott, und die aufrichtige Begierde, das allgemeine Beste des menschlichen Geschlechts zu befördern, wahrhaftig tugendhafte Handlungen zeugten. ——

Und

Und diesen Grundsätzen bestrebte er sich gemäß zu handeln. Sein vornehmer Stand und grosses Vermögen erlaubte oder forderte vielmehr von ihm, einen angemessenen Staat zu führen, um die Augen und die Hochachtung des Volks auf sich zu ziehen; allein er wollte dieß allgemeine Vorurtheil durch sein Beyspiel widerlegen. Man sah ihn daher in keinem schimmernden Kleide, und wenn er öffentlich erschien, so traf man ihn nie mit einem grossen Gefolge von Bedienten an. „Wozu dient' es, sagte er einst, in meinem Hauße so viele gesunde Müßiggänger zu ernähren? Giebt es keine andere gute Werke mehr, zu welchen ich diese unnützen Besoldungen so vieler überflüßigen Leute, anwenden kann? Könnten nicht die Bedienten der Grossen in den Fabriken bessere Dienste thun?" Bey dem allen war er weit entfernt es vor Sünde zu halten, wenn ein vornehmer und reicher Mann diese Zeichen der Ehre, die einmal um der Ordnung willen, zum Unterschiede der Stände eingeführet sind, mitmachet; allein er für sich glaubte, daß er das Volk lehren müsse, an einem Bedienten des Staats, mehr die Begierde und den unermüdeten Eifer, dem Staate die nützlichsten Dienste zu leisten, als einen prächtigen Aufzug zu verehren. Und da er mehr geliebet als gefürchtet seyn wollte; so erniedrigte er sich, durch die unverstellte Demuth seines Herzens, bis zu denjenigen, die Leute seines Standes insgemein nur einen Grad höher achten, als ihre Hunde oder Pferde; ja öfter noch niedri-

ger als diese unvernünftigen Geschöpfe. Der Marquis von Renty betrachtete sie als Geschöpfe seiner Art, die durch nichts, als durch einige zufällige Dinge, von ihm unterschieden wären, und die er als Menschen und Christen sich vollkommen gleich schätzte. Seine Liebe machte ihn zum Diener aller Menschen, und sein Herz, so wie sein Hauß, zur allgemeinen Zuflucht der Elenden. — Sein erster Gang des Morgens war in ein Hospital, an statt daß andere Glieder seiner Kirche, ihre Verrichtungen ausser dem Hauße, mit der Anhörung einer Meße anfangen. Der Marquis hielt die Ausübung der Barmherzigkeit, und das Besuchen der Armen und Kranken für einen weit grössern Gottesdienst; und unstreitig brachte er damit, daß er hier die ersten Wohlthaten austheilte, dem Gott, der die Liebe selber ist, das angenehmste Morgenopfer dar. — Die Liebe dieses vortreflichen Mannes bestand jedoch nicht bloß in äusserer Wohlthätigkeit; er nahm sich selbst die Mühe, die Unwissenden in der Religion zu unterrichten, und sie zu einer wahren Bekehrung zu erwecken. Er führte die Verlassenen zu Gott, und zeigte ihnen, was für einen mächtigen Beystand sie an ihm haben könnten; so wie er den lasterhaften Armen, den Bettlern und Faulen ihre Ausschweifungen, nachdem er vorher ihr Herz durch einige Wohlthaten gewonnen hatte, so nachdrücklich und rührend vorstellte, daß sich nicht selten Einige entschlossen, ein arbeitsames Leben dem Müßiggange vorzuziehen, wo er dann alsbald dafür

sorgte,

sorgte, daß sie in öffentlichen Arbeitshäußern auf eine der Gesellschaft nützliche Weise, ihr Brod erwerben konnten. — Ganz arbeitete er selbst hingegen für die, welche Alter und Krankheit verhinderte, sich ihren Unterhalt selber zu verdienen. Er brach seinen unschuldigsten Ergötzlichkeiten etwas ab, um das Vergnügen zu haben, diejenigen zu erquicken, die ohne ihn für Hunger und Trübsal, kümmerlich und langsam würden gestorben seyn. Ein Bettelknabe, den er auf seine Kosten zu einem guten Handwerksmanne hatte machen lassen, verursachte ihm mehr Vergnügen, als ein entbehrliches Prachtpferd, das keine Dienste that. — Vortrefliches Muster! Möchte es doch jederzeit viel Nachfolger finden! —

4.

Merkwürdige Regeln.

Der Pastor zu Osternburg bey Oldenburg, Greverus, der vor einiger Zeit selig starb, war ein gottseliger, höchst rechtschafner, und dabey munterer, und überaus liebreicher Mann. Er war nichts weniger, als ein Enthusiast; sondern ein lichtvoller, gesetzter Christ, der mit Grunde glaubte, und aus Ueberzeugung sprach. Er erlitt zuletzt ein sehr langwieriges und überaus beschwerliches Krankenlager, ohne, daß seine Geduld, seine innige Zufriedenheit mit Gott, seinem besten Vater, und die Heiterkeit seiner Seele

ihn jemals verließen. Wer ihn besuchte, gieng nie ohne Erbauung von ihm; und in seiner letzten Stunde bestätigte sich die Festigkeit seines Glaubens, die Wahrheit seiner Lehre, und die Richtigkeit des Weges, den er mit eben solchem Eifer und solcher Treue anpries, als selbst wandelte. — Er hinterließ eine Anrede an seine Gemeinde, die er schon geraume Jahre vor seinem Ende, niedergeschrieben, und die man nach seinem Tode öffentlich bekannt gemacht hat. Sie enthält eine sehr deutliche und gründliche Anweisung zur Seligkeit. In der kurzen Vorrede, welche derselben vorgesetzt ist, legt der selige Verfasser folgendes Bekenntniß von sich ab. „Ich bin durch eine Reihe schwerer und anhaltender Leiden gegangen; aber meine Leiden haben mich zu Gott hingetrieben, und er hat sich finden lassen. Was war mehr zu meiner Seligkeit erforderlich? Ich sterbe mit völliger Ueberzeugung, daß nichts bessers sey, als eine wahre Gottseligkeit; und was noch mehr ist, ich habe auch in dieser Ueberzeugung eine geraume Zeit gelebt. Die Gnade hat mich bewahret, daß ich unter allen Trübsalen kein Kopfhänger geworden, aber sie hat mich ernsthaft gemacht. In dem Lichte des Herrn habe ich seinen unaussprechlichen Werth erkennen lernen. Ich forderte meine Seele auf: hange ihm an — liebe ihn — und bat meinen Erlöser: du aber, o mein Leben, mein Jesu, gieb mir Kraft!“ — Folgende Regeln ertheilet er in der Schrift selbst zur Ueberwindung der Begierden.

„Das

„Das Fleisch gelüstet wider den Geist, und die inwohnende Erbsünde wird uns unaufhörlich reizen und locken. O welch eine grosse Pflicht eines Christen ist es, diese Reizungen zu überwinden, und des Fleisches Geschäfte täglich zu tödten! thut er das nicht, so kann er weder im Gnadenstande bleiben, noch Christo angehören, noch dem ewigen Tode entgehen. Denn so ihr nach dem Fleische lebet, werdet ihr sterben müssen. Damit nun solcher Sieg erfolge, der gewiß der alleredelste und wichtigste ist, der jemals von einem Menschen erfochten werden kann; so hat ein Christ folgende Regeln wohl zu bemerken und treulich auszuüben.“

Gieb ja wohl auf dein Herz und deine vornehmsten Neigungen acht. — Hier hast du deine schwächste Seite; hier wird dich dein Feind am ersten und vortheilhaftesten anfallen. Bist du von Natur zum Geiz, oder zur Wollust, oder zum Hochmuth, oder zum Zorn geneigt; so siehe die Versuchung zu diesen Neigungen, als die allerfürchterlichste und gefährlichste an.

Vermeide die Gelegenheit zu Versuchungen. — Vergeblich bittest du: führe uns nicht in Versuchung, wenn du selbst hineinläufst. Joseph war nicht gerne um Potiphars Weib.

Rufe Gott als den treusten und mächtigsten Beystand flehentlich um Hülfe an; zumal wenn du merkst, daß die Lust in dir Funcken gefaßt. Wisse, dann ist die Entscheidungsstunde, ob du leben oder sterben

ben solst. Wirst du überwunden, so must du sterben; überwindest du aber, so wirst du leben.

Tilge also die erste Neigung zur Sünde, tilge sie so gleich, wenn sie aufsteigt. Thust du das nicht, so wird das Feuer immer stärker werden, und durch die belustigenden Gedanken immer mehr Materie erhalten, seine Flamme zum Verderben der Seele auszubreiten; und wie schwer wird es alsdann zu löschen seyn!

Stelle dir die Allgegenwart deines Gottes lebhaft vor. Du kannst nichts thun, ja es kann nichts innerlich in dir vorgehen, worauf nicht dein Richter, dein König und dein Gott siehet. Du wirst dich schwerlich entschliessen können, einen weltlichen Monarchen vor seinen Augen zu beleidigen; wie kannst du dich denn entschliessen, vor dem Angesichte Gottes seine Befehle zu überschreiten?

Gedenke an den Tod, und an das Urtheil, das du alsdann von dieser Handlung fällen wirst, wenn dein sterbendes Auge dem Richter aller Welt entgegen siehet. O wie wird das, was dich jetzo reizet, eine ganz andere Gestalt gewinnen, wenn du es vom Todbette ansiehest! Wird die Sünde, die dir jetzt eine Lust scheinet, dir alsdann auch so scheinen, oder wirst du mit Thränen wünschen, daß du sie überwunden hättest?

Siehe das unsägliche Weh an, welches auf eine kurze Sündenlust gewiß folget, und die grosse Ruhe, welche die überwundne Versuchung

nach

nach sich ziehet; insonderheit den grossen Lohn, den der Heiland den Ueberwindern versprochen hat, und halten muß. Wer überwindet, der soll Alles ererben, und ich will sein Gott, und er soll mein Sohn seyn. O wie groß und wichtig ist das Kleinod, das dem Kämpfenden da stehet! Alles! — Wer kann mehr denken, wer kann mehr wünschen, als was der grosse Heyland Alles nennet! Ich kann also alles gewinnen, wenn ich siege; aber auch alles verliehren, wenn ich überwunden werde.

Fehlet man aber dennoch, so sündige man ja nicht doppelt; welches alsdann geschehen würde, wenn man man nicht so gleich, wie ein Kind seinem Vater, Abbitte thun, und mit offenherziger und wehmüthiger Bekenntniß seines Fehlers in der Versöhnung Jesu Gnade suchen wolte. Die Heiligen bitten Gott um Vergebung der Sünden zu rechter Zeit. Dem liebreichen Vater ist aber allezeit die erste, die gelegenste Zeit. Ein Kind strauchelt oft, ehe es gehen lernet. Der, der uns befohlen hat, unsern Beleidigern in einem Tage siebzigmahl sieben mahl zu vergeben, wird dieses wohl selbst in Acht nehmen. — O Jesu, der du selbst überwunden hast, gieb mir auch Ueberwindungskraft! Ohne Kampf ist kein Sieg, und ohne Sieg keine Krone. Habe ich gefehlet, so laß es mir zur Demuth und Vorsichtigkeit gereichen, und ja nicht so sehr sündigen, daß ich ohne Vertrauen zu dir, ohne Bekenntniß und Abbitte, ohne Vorsatz

der Besserung, in meinen Fehlern lange verbleibe!

5.

Ruhmwürdige Stiftung.

Der gelehrte Bischof Warburton übergab, kurze Zeit vor seinem Tode, denen Lords Mansfield, Wilmot und Yorke, eine Summe von fünfhundert Pf. Sterling, mit dem testamentlichen Auftrag, eine Vorlesung, in Form von Predigten zu stiften, einzig zu dem Endzweck, die Wahrheit der geoffenbarten Religion überhaupt, und der christlichen insonderheit, aus der Erfüllung derjenigen Weissagungen des alten und neuen Testaments zu beweisen, welche sich auf die christliche Kirche beziehen. Kraft dieser Stiftung sind die Vollzieher seines Testaments bevollmächtiget, einen Leser zu bestellen, der vier Jahre nach einander, alle Jahre dreimal, in der Kapelle zu Lincolns-Inn, über diesen Gegenstand lesen, und für seine Mühe das Interesse des legirten Kapitals zu vier von Hundert, beziehen soll. Um aber diese Stiftung desto gemeinnützer zu machen, hat Warburton, bey dieser Stiftung, es jedem Leser zur Pflicht gemacht, am Ende der vier bestimmten Jahre, seine Vorlesungen, durch öffentlichen Druck, dem Publikum mitzutheilen. Der erste

Gelehr-

Gelehrte, der diese Vorlesungen hielt, war Richard Hurd, Lord Bischof zu Lichfield — und nach vier Jahren — 1773. — da ein neuer Leser erwählt werden muste, trat Herr Samuel Hallifax als ein solcher auf. Beyder Reden sind in einer deutschen Uebersetzung erschienen, welche folgende Aufschrift führt: Sammlung merkwürdiger Abhandlungen über die Weissagungen, welche die christliche Kirche, und besonders den Abfall des päbstlichen Roms betreffen. Nach Bischof Wilhelm Warburtons Stiftung. Aus dem Englischen übersetzt. 2 Theile, Zürich, bey Orell, Geßner, Füeßli und Comp. 1779.

6.

Standhaftigkeit.

Wilhelm Lithgow, ein Schottländer, gieng im Jahr 1609 auf Reisen. Er war ein Mann von sehr mittelmäßigen Gaben, und die Nachrichten, die er selbst von seinen Reisen giebt, zeigen, daß er wenig Weltkenntniß und modische Politik der damaligen Zeit hatte; dagegen besaß er das redlichste Herz, und seine nachmalige Standhaftigkeit in den schrecklichsten Leiden zeigte, wie aufrichtig er Gott verehrte und liebte. Seine Neugierde erregte in ihm den Wunsch, den Hof des Kaysers von Abyßinien zu sehen; er verdung sich deßwegen auf ein französisches Schiff, und

als dieß auf der Rhede vor Malagga ankerte, ging er mit Andern ans Land, und wollte, um die Stadt zu besehen, bis zum Absegeln des Schiffes, am Lande bleiben. Zu gleicher Zeit kam auch eine engländische Eskadre vor Málagga an, und auf derselben verschiedene seiner Bekannten, die in die Stadt zu ihm kamen, und mit denen er umgieng. Er hielt sich stille, und wolte den letzten Abend vor der Abreise des Schifs in seine Herberge gehen, als er von neun Sergeanten umringt, in einen schwarzen Mantel gehüllt, und in des spanischen Statthalters Palast geschlept ward. Er ward vor den Statthalter geführt, welchen er um die Ursache seiner Gefangnehmung bat, aber den Bescheid erhielt, daß er sein Verhör erwarten sollte. Man brachte ihn in Verwahrung, und in seinem ersten Verhör mußte er schwören, daß er von Allem, was man ihn fragen würde, die Wahrheit bekennen wollte. Darauf ward er befragt; warum er nicht mit den Engländern zu Schiffe gegangen wäre, wer die Kapitains der englischen Eskadre gewesen wären, und alles lief dahinaus, daß man ihn für einen Verräther und Kundschafter hielt. Lithgow war bloß ein reisender Privatmann, allein er fand vor dem Gericht des spanischen Statthalters keinen Glauben; denn ohnerachtet man auch in seinen Briefschaften nichts Verdächtiges fand, so wurde er doch in ein Gefängniß geleget. Es ward ihm alles genommen; er wurde bis aufs Hemde durchsucht, sein Geld unter die Sergeanten getheilt, und zwei-

hundert

hundert Kronen zu Erbauung des Kapuzinerklosters in Malagga gegeben. Nun saß er in dem abgelegensten Theil des Pallastes des Statthalters gefangen in Ketten, mit einer eisernen Querstange, welche über eine Elle lang war und seine Füsse von einander sperrete, daß er also bloß auf dem Rücken liegen mußte. Der Statthalter besuchte ihn in seinem Gefängnisse persönlich, und ermahnte ihn zu bekennen, daß er ein englischer Kundschafter sey. Als er dieß nicht thun konnte, erhielt er, in dieser traurigen Lage, zu seinem Unterhalt auf zwei Tage — sechs Loth schimmlichtes Brod und ein Nösel Wasser. Halb verfaultes Stroh war sein Lager, und als durch ein kleines Loch noch ein wenig Licht schimmerte, so ließ der Statthalter auch dieß zukleben. Kein Mensch durfte zu ihm, als die Vertrauten des Statthalters, weil seine Umstände sonst leicht den englischen Kaufleuten in der Stadt hätten bekannt werden können. So lag er einige Wochen, als man ihn einst in der Nacht in eine Kutsche setzte, und in ein Weinpreßhauß brachte. Am Tage kam der Statthalter und die spanischen Richter, und drungen aufs neue in ihm, zu bekennen. Er konnte dieß eben so wenig als vorher thun, und ward also in ein Gewölbe gebracht, wo unter dem Namen einer Krippe, ein Instrument zur Folter stand. Der Henker brach seine Fesseln ab, wodurch ihm etliche Stücken Fleisch ausgerissen wurden. In dieser traurigen Gestalt ward er entkleidet, und fünf Stunden lang gequetscht, ausgedehnt und

auf das schrecklichste gefoltert. Er betete während der Marter zu Gott um Glauben und Standhaftigkeit, überstand auch dieselbe, und ward ins Gefängniß zurück geführt. Damit der arme Mann recht erschrecken sollte, so mußte jezt alle Morgen vor Tage eine Kutsche vor seinem Gefängniß vorbey fahren, um ihn immer mit der Erwartung noch mehrerer Martern in Furcht zu setzen. In solchem seinem Elende fügte sich eines Tages, daß eine Bedientin des Statthalters in sein Gefängniß kommen mußte. Diese ward durch seinen traurigen Anblick biß zu Thränen gerührt, und brachte ihm bald einige Erquickungen. Alles war um ihn mit Ungeziefer erfüllt, und selbst sein Bart und Augenbraunen blieben nicht frey davon. Alle Hülfe, die er genoß, kam von einem türkischen Sklaven, der ihm zuweilen heimlich das Ungeziefer mit Oel und Sträuchern verbrannte. Durch diesen erfuhr er endlich, daß man in dem Hause des Statthalters von ihm nicht mehr, als von einem Kundschafter, sondern als von einem Erzketzer spräche. Bald darauf erfuhr er auch, wie gegründet die Aussage des Sklaven gewesen war; denn er ward wenig Tage nachher von dem Statthalter, dem Inquisitor und zween Jesuiten besucht, die ihn wegen seines Glaubens befragten. Er bekannte frey, daß er ein Protestant sey, und erhielt die Antwort, daß er deßwegen verbrannt zu werden verdiene. Einige Wochen lang setzte man ihm heftig zu, seinen Glauben abzuschwören, aber Gott stärkte ihn, treu zu bleiben, und sich weder

durch

durch Drohungen noch Schmeicheleyen von der Wahrheit abwendig machen zu lassen. Diese seine Standhaftigkeit brachte ihn nochmals auf die Folter, wo er eilf verschiedene Arten von Martern abermals ausstehen mußte. Es war wirklich ein Wunder Gottes, daß sein entkräfteter, und vorher schon durch die Folter zerstoßner Körper, auch die dießmalige Marter ausstehen konnte. Man brachte ihn wieder in sein Gefängniß, und der türkische Sklave war sein einziger irdischer Trost, ohnerachtet er ihm mit nichts als einigen Erfrischungen dienen konnte. Dieser Sklave ward endlich selbst krank, und an seiner Stelle mußte eine Mohrin dem armen Lithgow sein Brod und Wasser ins Gefängniß tragen. Auch an dieser Person fand er ein mitleidiges Herz, welche ihm etwas Wein zur Stärkung verschafte. In diesem Zustande erwartete er nun täglich, unter Gebet und Flehen zu Gott, die Stunde seiner Erlösung, welche er in einem baldigen Tode auf dem Scheiterhaufen zu erlangen glaubte. Allein die Vorsehung, welche ihn jezt hinlänglich geprüft hatte, wolte ihn retten, und dieß geschah auf eine sehr besondere Art. Eine vornehme Person aus Granada speißte Abends bey dem Statthalter in Malagga. Dieser erzählte der Statthalter alles, was mit Lithgow vorgefallen war, und bezeigte zugleich, daß er über das ihm angethane Unrecht beunruhigt sey, daß es aber nicht mehr in seiner Macht stehe, ihn zu retten, da ihn die heilige Inquisition bereits als einen Ketzer verdammt habe.

Diese Erzählung hörte ein Bedienter, welcher bey der Tafel aufwartete, und ward von den Leiden des Lithgow dermassen gerührt, daß er nach aufgehobner Tafel, als er sich auf sein Bette warf, für Bekümmerniß nicht schlafen konnte. Seine Unruhe vermehrte sich, und wenn er auch einschlummerte, so sah er doch stets den Lithgow entweder auf der Folter, oder im Feuer. So bald es Tag ward, kleidete er sich an, und eilte zu einem engländischen Faktor, dem er alles erzählte, was er gehört hatte, doch konnte er ihm den Namen des Gefangenen nicht nennen. Dieser versammlete alle übrigen Faktors, und sie muthmaßten, daß der Elende kein Anderer, als der vermißte Lithgow wäre. Sogleich sandten sie einen Expressen an den engländischen Botschafter in Madrit, und durch denselben ward die Befreyung des Verurtheilten bewirkt. Als man ihn aus dem Gefängniß brachte, konnte er nicht gehen, sondern ein Sklave mußte ihn auf dem Rücken in das Hauß eines Engländers tragen. —

7.

Letzte Lehren der Demoiselle Stosch, jezigen Madame Reclam in Berlin, an ihre Freundin, die junge Gräfin von S.**

Meine theureste Gräfin! Jezt, da ich im Begriffe stehe, Sie zu verlassen, und Ihrer verehrungswürdigen Frau Mutter, die Sorge, Ihre Erziehung zu vollenden, welche mir bißher von ihr war anvertrauet worden, von neuem zu übertragen; jezt fühle ich ein wahres Bedürfniß die Empfindungen meines Herzens mit Ihnen zu theilen; ich bin aber zu gerührt, um dieß in einer mündlichen Unterredung mit Ihnen zu thun, und ersuche Sie daher, in diesem Briefe, nicht nur die Versicherungen der zärtlichsten Zuneigung, die ich jederzeit für Sie behalten werde, und die aufrichtigsten Danksagungen, für die häufigen Proben, die Sie mir von ihrer Freundschaft gegen mich gegeben; sondern auch noch zulezt, einige gute Lehren anzunehmen, zu welchen die Sorge, die ich bißher auf die Bildung Ihres Herzens gewandt habe, mich berechtigt. Sie fliessen alle aus der reinsten Freundschaft, und dem eifrigsten Wunsch für Ihr wahres Beste her —— und eben dieß läßt mich auch hoffen, daß Sie dieselben gütig aufnehmen, diesen Brief von neuem zuweilen überlesen, den Inhalt desselben Ihrem Herzen tief einprägen, und ins besondere bey solchen Anlässen Gebrauch davon machen werden, wo Sie verleitet wer-

den könnten, sich von den Grundsätzen zu entfernen, die ich Ihnen beyzubringen gesucht habe.

Sie haben neulich, meine junge und zärtlichgeliebte Freundin, ein öffentliches Bekenntniß Ihres Glaubens abgelegt, und eine der ehrwürdigsten Handlungen des äußerlichen christlichen Gottesdienstes zum erstenmal verrichtet. Sie kennen jezt die Wahrheiten, welche die Religion Jesu uns lehret, und die Pflichten, welche Sie uns vorschreibt. Sie haben öffentlich und feierlich angelobt, daß Sie künftig nach allen Grundsätzen dieser heiligen Religion, in welcher Sie sind gebohren und erzogen worden, beständig leben wollen. Bedenken Sie, daß der Allwissende Sie, in dem Augenblick, da Sie dieses thaten, gesehen; daß er Sie gehöret, daß er Ihre Gelübde angenommen hat. — Solten Sie ja diesen feyerlichen Versprechungen, diesen Einsichten, welche Sie erlangt, der geheimen Stimme, die sich beständig in dem Innersten Ihres Herzens wird hören lassen, und Ihnen sagen, was recht und unrecht ist, zuwider handeln, das alles wieder verachten, um blindlings Ihren unordentlichen Begierden zu folgen — o meine Freundin, welch ein trauriges Schicksal würden Sie sich dadurch bereiten! Von allen rechtschaffenen Menschen verachtet, wie unglüklich würden Sie nicht schon in dieser Welt dadurch werden, und welch ein unabsehliches Elend sich auf die ganze Ewigkeit bereiten! Gottes Gericht über Sie würde alsdann um so viel schrecklicher seyn, je leichter er es Ihnen gemacht, durch die

Umstän-

Umstände, worein er Sie gesetzt hat, Ihre Erkenntniß zu vermehren, auf der geraden Bahn der Tugend zu wandeln, und die Irrwege des Lasters zu vermeiden. Ich sage Ihnen dieß nicht, weil ich befürchte, Sie würden einst die Zahl der Unglücklichen vermehren, welche alle Bande der Religion, der Vernunft und Tugend, zerrissen haben, und nur ihrem natürlichen Leichtsinn folgen. Ihr gutes Herz, die Erziehung die Sie genossen haben, die Beyspiele, die Sie vor sich sehen, die weißen Erinnerungen Ihrer wahren Freunde, wenn Sie nämlich nicht nur darauf merken, sondern Sich dieselben auch zu Nutze machen — Alles dieß läßt mich etwas Besseres von Ihnen hoffen. Ich habe Ihnen nur das ganze Elend recht lebhaft vorstellen wollen, welches alsdann zuverläßig auf Sie wartet, wenn Sie sich von dem guten Wege entfernen — Sie an das, was ich Ihnen so oft gesagt habe, um Sie zu einer grössern Wachsamkeit über sich selbst, zu ermuntern, erinnern wollen, — nämlich, daß es möglich, ja, daß es so gar leicht ist, sich von diesem Wege zu entfernen, so bald man seinen Begierden mehr als seiner Vernunft folget, und sich, ohne alle Ueberlegung, fortreissen läßt, beständig nur das zu thun, was einem angenehm ist. Je mehr man einer solchen Gefahr, durch einen gewissen natürlichen Leichtsinn seines Gemüths ausgesetzt ist; desto schärfere Wache muß man über sich selbst halten, und sich gewöhnen, nichts, auch so gar die gleichgültigsten Dinge nie vorzunehmen, ohne vorhero

über die Folgen nachzudenken, welche sie so wohl für uns, als auch für diejenigen Personen haben können, mit denen wir zusammen leben. — Sie würden mich vielleicht noch besser verstehen, wenn ich Ihnen das durch einige Beyspiele erläutern könnte, und ich würde solches auch gewiß versuchen, um Ihnen die schlimmen Folgen des Leichtsinns zu zeigen, wenn ich nicht fürchtete, daß mich dieß anjezt zu weit führen, und ihre Geduld bey Lesung dieses Briefes ermüden möchte, da ich gleichwohl wünsche, daß er nicht nur oft, sondern auch jedesmal, mit aller nur möglichen Aufmerksamkeit, von Ihnen gelesen werden möge. Ich ersuche Sie indessen, sich derjenigen Beyspiele oft zu erinnern, welche ich Ihnen von den traurigen Wirkungen des Leichtsinns, in unsern mündlichen Unterredungen häufig angeführet habe. Dieser Leichtsinn, welcher gewöhnlich die Quelle so vieler andern Fehler ist, ist nie gefährlicher, als in den Jahren, in welchen man aus dem kindischen Alter heraustritt, auch sich selbst und seiner eignen Führung, mehr als bißher, überlassen, denjenigen Zeitpunkt seines Lebens anfängt, in welchem die Leidenschaften erwachen, und über das Herz junger Personen, eine um so viel uneingeschränktere Herrschaft behaupten, mit je grösserer Sicherheit, und wenigerer Ueberlegung, man sich ihnen überläßt. —

Gewöhnen Sie sich also, meine junge Freundin, zeitig an, über Ihre Reden, über Ihre Handlungen, über jeden Ihrer Schritte, vorhero nachzudenken,

und fassen Sie den herzhaften Entschluß, sich alles, selbst die unschuldigsten Dinge zu versagen, wenn Sie voraus sehen, daß so wohl für Sie, als auch für Andere, nachtheilige Folgen daraus entstehen könnten. Dergleichen Opfer kosten freilich etwas, aber seyn Sie auch versichert, daß die innere Selbstzufriedenheit, die mit dem Bewußtseyn, recht gethan zu haben, allezeit verbunden ist, und der Beyfall aller Rechtschaffenen, eine zureichende Schadloßhaltung für jene eitle Vergnügungen ist, die man sich versagt, und daß, wenn man sie genossen hätte, die Reue gewiß nicht darauf würde ausgeblieben seyn. So oft es Ihnen einfallen sollte etwas zu thun, wozu bloß Ihre herrschende Leidenschaft Sie treibt; so denken Sie vorher bey sich selbst; „Gott sieht mich; wird auch vielleicht nicht „das, was ich jezt thun will, einem so heiligen und „gütigen Wesen, als er ist, dem ich alles zu danken „habe, und das mich einst richten wird, mißfallen?" — Sagen Sie sich selbst: „Wenn meine „Mutter, die mich so zärtlich liebt, und die so viel „Theil an allem, was mir begegnet, nimmt; wenn „meine Freunde, das, was ich jezt thun will, sähen, „oder wenn sie es erführen, würden sie sich nicht „darüber betrüben? Würde ich nicht ihre Vorwürfe „verdienen — und könnte ich nicht ihre Achtung da„durch verliehren?" — Auf diese Weise wägen Sie gleichsam jede Ihrer Handlungen vorhero ab, und darnach fällen Sie denn ein Urtheil darüber. Sagt Ihnen Ihr Herz, daß Sie bey dem, was Sie vor-

nehmen

nehmen wollen, weder den Gedanken der Allgegenwart Gottes, noch die Blicke rechtschaffener Menschen, würden aushalten können; so verdammen Sie dieselbe in dem Augenblick, als eine böse und verwerfliche Handlung, die Sie unterlassen müssen. — Werden Sie beständig diesen Vorschriften folgen, so werden Sie sich auch nie von Ihrer Pflicht entfernen; Gott beständig zum Freunde haben, und von allen Ihren Freunden geliebt seyn.

Ich werde, denke ich, nicht nöthig haben, mich über jede Ihrer besondern Pflichten eben so ausführlich zu erklären. Nach der Erziehung und dem Unterricht, welchen Sie genossen, kann Ihnen jezt keine davon mehr unbekannt seyn. Ihre vortrefliche Frau Mutter, Ihre gute Freundin, das Fräulein von C. — werden Sie daran erinnern, wenn Sie zuweilen so unglücklich seyn sollten, eine dieser Pflichten zu vergessen. Nehmen Sie ihre Erinnerungen und Lehren jederzeit mit eben der Freundschaft an, aus welcher sie gewiß herfliessen; aber folgen Sie ihnen auch. Ich will anjezt zu dem, was ich Ihnen vorhin, über die Nothwendigkeit gesagt habe, alles, was man unternehmen will, vorhero wohl zu überlegen, und über die Folgen desselben, ernstlich nachzudenken, nur noch ein Wort hinzusetzen. Finden Sie, daß Ihre Vernunft noch nicht hell genung sieht, um selbst über Ihre Handlungen ein richtiges Urtheil zu fällen; so öfnen Sie Ihrer Frau Mutter, oder dem Fräulein von C. — oder sonst einem Freunde, zu dem Sie ein

Zutrauen haben, Ihr Herz. Lassen Sie sich ihre Vernunft, ihre Einsichten, ihre Erfahrungen — so lange, biß Sie selbst so viel davon besitzen, daß Sie sich allein führen können, leiten. Hüten Sie sich insbesondere vor dem so gewöhnlichen Irrthum und Fehler junger Leute, der darinn besteht, daß sie von sich selbst, eine sehr vortheilhafte Meynung hegen; sich selbst klug und weiße genung dünken, und dahero es für unnöthig halten, sich von irgend jemand belehren, oder zurecht weisen zu lassen. Halten Sie ja niemals etwas vor Ihrer besten Freundin, der Fräulein von C.— geheim; sondern setzen Sie dieselbe, durch ein unumschränktes Zutrauen, in den Stand, Ihnen, in solchen Fällen, wo Sie in Verlegenheit gerathen könnten, zu rathen, und Sie zurecht zu weisen. Ein edles, tugendhaftes Herz, meine liebe Grässin, scheuet sich nie, sich dem Freunde ganz zu entdecken — nur das Laster verbirgt sich, weil es den Blick des Tugendhaften nicht ertragen kann, und ich hoffe, Sie werden nie Laster zu verbergen haben. Unter so guter Aufsicht, als ich Sie zurücklasse, werden Sie nun künftig meiner nicht mehr nöthig haben, und auch meines Raths entbehren können. Wollen Sie unterdessen fortfahren, mich auch künftig als Ihre wahre Freundin zu betrachten, sich meine Einsichten, meine Erfahrungen, meinen Eifer für Ihr Bestes zu Nutze zu machen; so werde ich mir auch jederzeit ein wahres Vergnügen daraus machen, Ihrem Zutrauen zu entsprechen. Es wird mir, so wie überhaupt

haupt Ihre Freundschaft, immer sehr viel werth seyn. —

Was die Wahl Ihrer Freunde, und den Genuß erlaubter Vergnügungen betrift, so hat Ihnen Herr C. — alles darüber gesagt, was Sie davon wissen müssen. Ich brauche also diesen Artickel kaum zu berühren. Die Vorsichtigkeit, welche ich Ihnen, bey allen Ihren Unternehmungen angerathen habe, ist auch da nöthig, wo es auf die Wahl eines Freundes, und auf den Genuß erlaubter Vergnügen ankommt. Mich darüber, und über viel andere Dinge noch weitläuftiger zu erklären, das würde mich verleiten, ein ganzes Buch zu schreiben, und es giebt deren schon einige, die ganz vortreflich sind. Eins der bekanntesten darunter, und welches am meisten geschätzt wird, ist von der Marquisin von Lambert. Es hat den Titel: Conseils de la Marquise de Lambert à sa fille. Ich empfehle es Ihnen, und werde mich bemühen, es Ihnen zu verschaffen. Lesen Sie es, aber lesen Sie es mit Aufmerksamkeit; mit einer beständigen Anwendung auf sich selbst, und mit dem Vorsatz, sich die guten Lehren, welche Sie darinn antreffen, zu Nutze zu machen. — Sie lieben die Lektüre. Ich habe Ihnen einen Geschmack davon beyzubringen gesucht, und mit Vergnügen habe ich wahrgenommen, daß er sich nach und nach bey Ihnen gebildet hat. Allein so groß auch die Vortheile sind, die ein solcher Geschmack am Lesen, wenn er immer richtig geleitet wird, gewährt, eines eben so grossen

Miß-

Mißbrauchs ist er auch empfänglich, wenn keine gute Wahl in Ansehung der Bücher selbst, welche man lieset, getroffen wird; oder wenn man ohne alle Aufmerksamkeit und Nachdenken lieset. Das kleinste Uebel, das daraus entstehet, ist immer der Verlust der Zeit, die man darauf wendet; der so kostbaren Zeit, von deren Anwendung, wir einmal von Gott, zu einer genauen Rechenschaft werden gezogen werden. Und dieß bringt mich nun natürlicher Weise darauf, Sie zu bitten und zu ermahnen, den Verlust, oder die schlechte Anwendung Ihrer Zeit, niemals als eine ganz gleichgültige Sache anzusehen. Es hängt zu viel davon ab, als daß Sie nicht Ihre ganze Aufmerksamkeit darauf wenden sollten. Bedenken Sie nur, theureste Gräfin, in was für einen engen Zeitraum unser irdisches Leben eingeschloßen ist — daß Ihnen gänzlich unbekannt ist, wie weit das Ziel desselben reicht, daß es mit dem Ihrigen vielleicht morgen, vielleicht auch schon heute zu Ende gehen kann — und daß Sie alsdann zu einer strengen Rechenschaft von jedem Augenblick desselben werden aufgefordert werden, den Sie nicht so angewendet haben, wie Sie ihn hätten anwenden sollen. Ja, ich will setzen, daß Sie das höchste Ziel des menschlichen Alters erreichen; so wird gleichwohl dieß Sie nicht einen Augenblick von der Verbindlichkeit frey sprechen, einen guten Gebrauch, von einem jedweden Tage Ihres Lebens zu machen, den Gott Ihnen zugezählet hat. — Sie werden einst von ihm, nicht nur nach dem Guten, was Sie

wirklich gethan haben, sondern auch was Sie hätten thun können, und zu thun verabsäumet haben, gerichtet werden. Setzet er die Gränzen Ihres Lebens weit hinaus, so vermehrt er auch dadurch Ihre Verbindlichkeit, Ihren ganzen Lauf durch diese Welt, gut zu vollenden. Hüten Sie sich vor dem Gedanken, daß Ihr Stand und Ihre Geburt Sie zum Müßiggang berechtigen, weil Sie nicht nöthig haben für Ihres Lebens Unterhalt zu arbeiten. Ein jedweder Mensch hat einen Beruf, ein schon hienieden von Gott ihm anbefohlnes Werk, das er ausrichten soll — und Sie haben also auch das Ihrige, welches Ihren Kräften und Fähigkeiten genau angemessen ist. Wenn Andere für Sie arbeiten, sich mit Ihren Bedürfnissen beschäftigen; so ist es hinwiederum Ihre Pflicht, daß Sie entweder Ihnen, oder auch sich selbst, auf eine andere Art, nützlich zu werden suchen; und da es Ihnen nicht an Muse fehlt, diese insbesondere dazu anzuwenden, Ihren Verstand, durch Lesung guter Bücher, zu bilden, und Ihre Erkenntniß zu vermehren, damit Sie künftig einmal Ihren Untergebenen mit einem guten Exempel vorgehen, und auch an ihrem Theil etwas zur Verbesserung ihrer Erkenntnisse von ihren Pflichten, durch Rath und Unterricht beytragen können. — Den halben Vormittag an der Toilette, unter eitlen und nichts bedeutenden Gesprächen, mit einem Kammermädchen zubringen, das man eben dadurch berechtiget, alle Hochachtung gegen seine Herrschaft aus den Augen zu setzen,

weil man in einem gewissen vertraulichen Ton mit demselben spricht, und ihm erlaubt, sich verschiedene kleine Freyheiten heraus zu nehmen, die gleichwohl unanständig sind, und von keiner Herrschaft gelitten werden solten — ja, dasselbe wohl gar von andern Pflichten dadurch abhalten, — oder auch, wenn man irgend eine mögliche Beschäftigung vor hat, bey seiner Arbeit gleichwohl träge und nachläßig seyn, sich mit allerhand kindischen Spielen die Zeit dabey vertreiben — glauben Sie wohl, daß dieß seine Zeit gut, und so anwenden heißt, wie es der Bestimmung eines vernünftigen Wesens und dem Willen des Höchsten gemäß ist? — Merken Sie sich in dieser Absicht folgende Regeln: Begegnen Sie jederzeit derjenigen Person, welche Sie bedienet, und überhaupt allen Bedienten Ihres Hauses, mit Achtung und Gütigkeit; suchen Sie, so viel solches von Ihnen abhängt, ihnen den Stand der Dienstbarkeit, der unter allen Ständen der beschwerlichste ist, leicht und angenehm zu machen. Machen Sie sich durch allerhand kleine Dienstleistungen ihnen gefällig, und sich Dieselben eben dadurch verbindlich. Bestrafen Sie ihre Nachläßigkeit in Beobachtung ihrer Pflichten; aber thun Sie es jederzeit mit Sanftmuth und Güte. Wenn Sie ihnen etwas befehlen, so brauchen Sie dabey mehr einen freundschaftlichen, als einen gebietrischen Ton, selbst in solchen Fällen, wo Sie mit Recht gebieten könnten — denn in allen andern Fällen versteht es sich von selbst, daß Ihnen zukömmt, sie darum zu bitten, wenn Sie etwas von Ihnen verlan-

gen. — Auf diese Weise werden Sie sich dieselben immer stärker verbinden, und weit mehr von ihnen geachtet seyn, als wann Sie, durch eine gar zu grosse und ungeziemende Vertraulichkeit, sich mit Ihnen gemein machen. Ein Jeder muß die Anständigkeiten des Staats, in welchen ihn die Vorsehung gesetzt hat, beobachten. Eine entgegen gesetzte Aufführung zieht ohnfehlbar Verachtung nach sich, und wenn sie auch die Sitten nicht verdirbt, so ist sie gleich wohl in mehr als einer Absicht nachtheilig. Was für einen Nutzen können Sie wohl von dem vertraulichen Umgange mit solchen Leuten haben, die größtentheils eine schlechte Erziehung gehabt, schlechte Gesinnungen hegen, und von niedrigen Leidenschaften beherrschet werden? Setzen Sie sich nicht nothwendig dadurch der Gefahr aus, ebenfals nach und nach ihre Denkungsart, ihren Ton, ihre Manieren anzunehmen, ja sich sogar gewisse niedrige Redensarten anzugewöhnen, die solchen Personen eigen sind? Und was für eine Figur würden Sie nachher damit in der grossen Welt, unter Leuten von Ihrem Stande machen? Ich kenne nichts Anstößigeres, als wenn eine Person, die durch Ihre Geburt, und durch Ihren Stand über Andere erhaben ist, gleichwohl solche Reden im Munde führet, die man nur von dem geringsten Dienstmädchen zu hören gewohnt ist. —— Doch es ist Zeit, daß ich diesen Brief, der überdieß schon eine ziemliche Länge hat, schliesse. — Nehmen Sie, meine theureste Gräfin, hiermit nochmals die aufrichtigsten Wünsche meines Herzens, für Ihre beständige

ständige Wohlfahrt, von mir hin. — Der allmächtige Gott lasse Ihnen seinen besten Seegen zu Theil werden, und nehme Sie in seine väterliche Bewahrung! Sein guter Geist leite und führe Sie jederzeit auf dem Pfade der Tugend, und verleihe Ihnen seine Gnade, daß Sie auch künftig immer darauf wandeln mögen! Möchte mir doch die Freude bereitet seyn, mich, an jenem grossen Tage, an welchem wir alle vor dem Throne des Ewigen werden erscheinen müssen, mit Ihrer Frau Mutter, zu vereinigen, um Ihre unsterbliche Seele, deren Bildung uns hier auf Erden anvertrauet gewesen, dem, der uns erschaffen hat, rein und ohne Tadel darzustellen! — Ich umarme Sie, meine geliebteste Freundin, mit aller Zärtlichkeit eines Herzens, das Ihnen aufrichtig ergeben ist. Fahren Sie fort mich zu lieben, und vergessen Sie nie Ihre ergebenste Freundin.

8.

Etwas aus einer Predigt.

Der vortrefliche Bischof zu Kilmore in Irrland, Wilhelm Bedell, war ein überaus gelehrter und frommer, und eben so sanfter und liebreicher Mann. Als er einst über die Worte Jesu: *Lernet von mir, denn ich bin sanftmüthig und von Herzen demüthig* — predigte, sprach er unter andern folgender gestalt. „Erlaubet mir, meine Brüder, daß ich euch

„hier meine Gedanken frey sagen darf. Ich weiß „wohl, daß dieselben nicht nach vieler Geschmack sind; „allein dieses soll mich nicht abhalten mein Gewissen „zu befreyen, und ich hoffe, daß Leute von gesundem „Verstande, solches für gut finden werden. Ich ha„be schon seit langer Zeit geglaubet, daß diejenige Art „zu tadeln sey, womit die Meisten ihren Widersa„chern, in ihren Schriften und Predigten begegnen. „Sie lassen ihrer Feder und Zunge den Zügel, und „dasjenige, was sie sagen, ist ein Gewebe von Läste„rungen und Schimpfworten. Sie denken Wunder „gethan zu haben, wenn sie ihren Feinden nachahmen, „oder wenn sie dieselben in dieser Art übertreffen, wo „es derjenige in der That am schlimmsten macht, der „es am besten zu treffen glaubt. Sie bemühen sich, „ihr Verfahren, durch den Text zu rechtfertigen: „Antworte dem Narren nach seiner Narrheit — „ohne zu überlegen, daß solches durch diesen andern „verboten wird: Antworte dem Narren nicht nach „seiner Narrheit, damit du ihm nicht gleich „werdest. — Allein sie sind manchmal um so viel „weniger zu entschuldigen, da ihre Beweise, weil sie „die Meynung der Widersacher nicht verstehen, oder „sich wenigstens so stellen, und sich nur bestreben, die„selbe unvernünftiger vorzustellen, als sie ist, nichts „gründliches in sich halten, und in bloßen hitzigen „Worten und zweideutigen Redensarten bestehen, die „ein jeder Theil in einem verschiedenen Verstande „nimmt. —— Laßt uns den Papisten und andern

„Ketzern

„Ketzern den Ruhm nicht beneiden, daß sie ihre Wi-
„dersacher mit Schimpfen übertreffen; denn je vor-
„treflicher man in dieser Kunst ist, um so viel mehr
„entfernt man sich von dem grossen Muster der Liebe,
„welches saget: *lernet von mir, denn ich bin sanft-*
„*müthig und von Herzen demüthig.* Nicht durch
„beissende und stachlichte Worte, sondern durch gründ-
„liche Beweise entdecket man den Irrthum. — Wir
„sind berufen, dem Irrthum zu steuren, aber nicht
„Spitzfündigkeiten zu treiben und zu schimpfen. Man
„saget, daß Alexander, als er die Scheltworte eines
„von seinen Soldaten, wider seinen Feind Darius
„gehört, ihm solches mit diesen bittern Worten ver-
„wiesen: *Mein Freund, ich habe dich in meinen*
„*Sold genommen, daß du wider den Darius*
„*streiten, aber nicht, daß du ihn schimpfen sollst,*
„wie du thust. — In Wahrheit, Jesus Christus,
„unser Feldherr, findet sich denen sehr wenig verbun-
„den, die ihren Widersachern also begegnen, und es ist
„sehr wahrscheinlich, daß er zu ihnen sagen würde,
„wenn er noch auf der Welt seyn solte: Ihr Predi-
„ger meines Evangeliums, ihr widerleget mit al-
„lem Rechte das Pabstthum, und widersetzet euch
„dem Antichrist, meinem Feinde, und allen Sekten,
„die unter seinen Fahnen fechten; allein ich habe
„euch nicht berufen, ihnen mit Worten übel zu
„begegnen. — Dieß sind meine Gedanken von der
„Art, wie wir mit denen von der römischen Gemein-
„schaft umgehen sollen. Vielleicht kommen sie mit der

„Gewohnheit Luthers, Calvins, und einiger andern „groſſen Männer nicht überein. Allein wenn unſere „Aufführung ordentlich ſeyn ſoll, ſo darf ſie ſich nicht „nach den Beyſpielen richten, die wir an Andern ſe„hen; ſie ſind Menſchen geweſen, und vielleicht haben „ſie die Schwachheit gehabt, allzuhitzig zu ſeyn.“ —

9.

Auszug eines Schreibens aus Liſſabon, von einem proteſtantiſchen Kaufmanne aus Deutſchland, der ſich daſelbſt etablirt hat.

Bey dem Erdbeben am erſten November, des letztverwichenen 1755ſten Jahres, war ich ganz allein in meiner Kammer, und laß eine Predigt. Plötzlich hörte ich mein Hauß, ſo fünf Etagen hoch war, beben. Ich lief herunter, um zu ſehen, was vorgienge. Unten fand ich meine Knechte auf den Angeſichtern liegen, und zu Gott um Barmherzigkeit rufen. Ich eilte wieder hinauf zu meiner kranken Frau, die wenig Tage vorher eine unglückliche Entbindung gehabt hatte, um ſie nebſt meinen drey kleinen Kindern heraus zu holen. Als ich aber kaum halb hinauf war, ward das Erdbeben ſo ſtark, daß die Häuſer begunten zu fallen. Ich hielt mich in der Thürſchwelle an einem ſteinernen Pfeiler bey meiner Eßkammer einige Minuten auf, allwo ich alle Augenblicke den Tod erwartete; denn Steine, Balken und Dach fielen rund um mich her. Die

Angſt

Angst meines Herzens war groß; doch hatte ich mich den Willen Gottes völlig ergeben und beschlossen, lieber bey meiner Frau und kleinen Kindern zu sterben, als zu fliehen. Ich faßte daher den Muth und gieng nach dem Zimmer, wo meine Frau zu Bette lag, da ich Gottlob unverletzt ankam. Ich fand das Zimmer an einer Seite schon ganz zerfallen. Meine Frau saß im Bette und betete zu Gott, die Kinder aber standen ums Bette und schryen: Ach Mama, helft uns! Dieser Anblick bewegte mich außerordentlich, dennoch gab mir Gott Kraft, meine Familie glücklich ins Hauß herunter zu bringen. Ich ward daselbst gewahr, daß das Hauß meines lieben Vetters L** und alle Häußer in der Nachbarschaft bereits eingestürzt waren. Nun fürchtete ich, daß mein Vetter und Nichte schon todt seyn würden. Ich war zweifelhaft, was nun zu thun sey, damit die noch stehenden Mauern beym Herausgehen nicht hinter uns her fallen und uns erschlagen möchten. In Gottes Namen faßte ich den Entschluß heraus zu gehen; ich nahm meine kranke Frau unter einen Arm, das kleinste Kind in den andern, und die Mägde hatten die beyden andern Kinder. Wir giengen mit Gott getrost und beherzt, über verfallene Häuser, todte und verwundete Menschen weg, und hatten durch Gottes sonderbare Gnade das Glück, ohne den geringsten Schaden und Verletzung, auf den grossen Platz, die Rocio genannt, zu kommen. Da half mein Helfer mir vom Tod und ließ mir Trost gedeihen! Die ersten Personen, so ich allda erblickte, waren mein Vetter

L** und seine Frau Liebste, um deren Leben ich so bekümmert gewesen war; dieser Anblick aber erweckte mir eine so durchdringende Freude, daß ich den Thränen ihren vollen Lauf nun nicht wehren könnte. Dort setzte ich meine Frau halb todt mit ihren drey kleinen Kindern nieder, worauf ein starker Stoß die Menge der Anwesenden, die dahin geflüchtet und deren viel tausend waren, in wahrhafte Todesangst setzte. Ein jeder wollte beichten und Absolution haben, und die Paters wurden deßwegen vom gemeinen Mann über die Maaße geplagt. Ein jeder lief mit seinem Heiligen herum, und hierdurch wurden wir in noch grössere Angst und Schrecken gesetzt, als wir schon ausgestanden hatten. Wir mußten diese heiligen Bilder mit küßen, wolten wir nicht vom Pöbel gesteiniget und getödtet werden. In dieser Angst befanden wir uns vier Stunden, bis das Feuer an allen Ecken der Stadt ausbrach und unsern Platz umringte, so daß jeder dachte, nun würde er lebendig verbrennen müssen. Wir beteten aus der Tiefe des Herzens zu Gott um Errettung, und dieser war es allein, der sie uns auch verschafte. Wir entkamen dieser Gefahr, giengen getrost vom Platze über todte und gequetschte Menschen wiederum hinweg, und kamen endlich glücklich aufs Feld, allwo schon viele tausend Entflohene versammlet waren. Wir aßen und tranken denselben ganzen Tag nichts, und schliefen die darauf folgende erste und zweite Nacht unterm blauen Himmel, bis wir uns ein Zelt machen konnten, unter welchem wir, vierzig Tage und Nächte, Kälte und Re-

gen

gen genug ausgestanden haben, und mit beständiger Furcht vor dem Erdbeben umgeben gewesen, das wir noch täglich spühren. Nun haben wir eine kleine Hütte von Brettern aufgeschlagen, darinnen wir uns aufhalten. Wir danken Gott, daß er uns noch das Leben gelassen, damit wir seinen heiligen Namen preisen, und auch Andere dazu mit auffordern können: Gebt unserm Gott die Ehre! Wir haben alles verlohren; das Einzige, so wir von unsern Effekten gerettet, sind unsre Handlungsbücher, Andere hingegen haben gar nichts salviret. Wir sind zufrieden mit dem, was der Herr über uns verhängt hat, und sagen von Herzen: der Herr hats gegeben, der Herr hats genommen, der Name des Herrn sey gelobet! Ihm ists gar leichte, uns wieder zu segnen. Wer Gott vertraut, hat wohl gebaut im Himmel und auf Erden; und selbst die Pforten der Höllen sollen diese Gebäude nicht überwältigen. — Man rechnet anjezo, daß 30,000 Menschen, bey diesem Erdbeben, ums Leben gekommen, ohne die Gequetschten. —

10.

Ausnehmende Wohlthätigkeit.

Als der berühmte Bischof zu Salisbury, Gilbert Burnet, noch Prediger zu Saltoun war, kam einst einer seiner Zuhörer, der Schulden wegen ausgepfändet worden, zu ihm, um eine kleine Beysteuer zu erhal-

ten. Burnet, der überaus wohlthätig war, und alles, was er von seinem nöthigen Unterhalte, in welchem er sehr mäßig war, erübrigen konnte, den Armen mittheilte, fragte ihn: wieviel dazu gehören würde, ihm wieder auf die Beine zu helfen? Kaum hatte der Mann die Summe genannt, als Burnet seinem Diener befehligte, ihm dieselbe zu zahlen. Der Diener versetzte: Mein Herr, es ist alles, was wir im Hause haben. — Gut, gut, sprach Burnet, zahlet es diesem armen Manne; ihr wißt nicht, was für eine Lust es ist, einen Menschen froh zu machen.

II.

Vorzügliche Treue.

Der selige Schmalvogel, Feldprediger des Burkischen Regiments, bewieß in seinem Amte vorzügliche Sorgfalt und Treue, obwohl die Führung desselben nur eine sehr kurze Zeit dauerte, indem er bald darauf frühzeitig vollendet wurde. Besonders lag ihm die Erziehung und der Unterricht der Soldatenkinder am Herzen, auf welchen er den äußersten Fleiß verwendete. Zu mehrerer Beförderung desselben so wohl, als zur Erweckung seiner Zuhörer überhaupt, ließ er eine Anweisung zum wahren Christenthum für Kriegsleute — nebst einem Gesangbuch außerlesener Lieder, drucken; und wie groß mußte nicht seine Freude

seyn,

seyn, als ihn die Herren Kapitains vom Regiment hierbey mit Geld unterstützten, so, daß er tausend Exemplarien, mit dem Canstheinischen Neuen Testament und Psalter zusammen binden lassen konnte, um solche unter die Soldaten zu vertheilen. Er genoß sie noch auf seinem Sterbebette, indem ohngefehr zwei Tage vor seiner seligen Verewigung fünfhundert Stück davon aus Halle eingiengen, die er sich vor das Bette bringen ließ, und das innigste Vergnügen darüber bezeigte, daß er nun Gelegenheit haben würde, das Wort Gottes reichlich unter seine Gemeine zu bringen. Nicht lange hernach verließ er die Welt sehr freudig im neun und zwanzigsten Jahre seines Alters.

12.

Merkwürdiger Tod.

Magist. Bourfule, Prediger zu Rennes, ein Mann von ohngefähr neun und siebenzig Jahren, war seit langer Zeit als ein grosser und erbaulicher Redner geliebt und bewundert. Er verband mit einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit die reinsten Sitten, suchte die Dürftigkeit allenthalben auf, und unterstützte die Armen ohne Geräusch. Dieser tugendhafte Geistliche hatte die ganze Fasten hindurch im Kirchspiele von Touffaints geprediget. Den Montag in Ostern bestieg er bey sich die Kanzel, und redete von der Seligkeit der Frommen nach diesem Leben. Mit einem, seinem Al-

ter

ter ungewöhnlichen Feuer drückte er das Verlangen der Gläubigen nach dieser Seligkeit aus — als er plötzlich inne hielt, sich mit den Händen auf die Kanzel stützte, und das Haupt sinken ließ. Man glaubte, daß er bloß seine Gedanken sammlen wolte, allein er verließ diese Stellung nicht — und war todt.

13.

Großmuth.

Als im Jahr 1743. der Herr von Premontvall in sehr betrübten Umständen zu Paris lebte, und in der Einsamkeit, zu welcher er durch einen Urtheilsspruch verbannt war, seinen Unterhalt verlohren hatte, wolte er sich durch eine Schrift: l'Esprit de Fontenelle etwas verdienen. Da er zur Herausgabe desselben die Einwilligung des Herrn von Fontenelle haben mußte, gab er dem Herrn Beanzer den Auftrag mit ihm darüber zu sprechen. Fontenelle erkundigte sich nach dem Charakter, Alter und übrigen Umständen des Premontvall, und wolte die Ursache wissen, warum er nicht selbst zu ihm käme. Als Beanzer deßfals eine Krankheit vorschützte, sprach Fontenelle: Wie, Herr von Premontvall ist kaum sechs und dreißig Jahr alt, er ist krank, er kann mich nicht besuchen, und auch nicht hoffen seine Gesundheit hergestellt zu sehen; wohlan, ich weiß ein vortrefliches Mittel wider seine Krankheit. So gleich brachte er einen Beutel mit

zwölf-

zwölfhundert Livres, und bat Herrn Beanzer ihn dem Kranken zu geben. Beanzer, der nicht wußte wie der Kranke dieß Geschenk aufnehmen würde, wolte sich nicht damit befassen, mußte aber versprechen, am folgenden Tage wieder zukommen. Dieß geschah, und er empfing, nach Vorzeige eines Danksagungsschreibens des Herrn von Premontvall das Geld für ihn. Der Esprit de Fontenelle ward gedruckt; allein Premontvall war so undankbar, daß er Paris verließ, ohne den Herrn von Fontenelle besucht, und ihm mündlich seinen Dank bezeigt zu haben.

Nach einiger Zeit gerieth Herr Beanzer selbst in Geldmangel. Ein Freund und Bekannter des Herrn von Fontenelle rieth ihm, sich an diesen großmüthigen Mann zu wenden. Beanzer wolte lange nicht, indem er glaubte, daß Fontenelle durch die Undankbarkeit des Premontvall wider ihn selbst aufgebracht seyn würde. Zweifeln Sie nicht, gab ihm sein Freund zur Antwort, ein Herz wie Fontenellens, welches so sehr zum Mitleid sympathisirt, wird auch vorgefallne Schwachheiten vergessen können. Beanzer schrieb an Fontenellen, und bekam, nebst einem höflichen Verweise, daß er ihm nicht längst sein Anliegen entdeckt hätte, einen Wechsel auf sechshundert Livres.

14.

Kindliche Liebe.

Als sich die Mutter des ruhmwürdigen Generallieutenants von Belling, nach dem Tode ihres Gemahls, in dürftigen Umständen befand, theilte dieser vortrefliche Mann, der damals noch ein Subalternofficier war, sein Tracktament mit ihr, und wolte lieber selbst Noth leiden, als seine Mutter darben lassen. Eben diese kindliche Liebe bewog ihn an den König, Friedrich den Grossen, zu schreiben, und seine arme Mutter der königlichen Fürsorge zu empfehlen. Der König, der seine eigene Mutter mit einer mehr als kindlichen Zärtlichkeit liebte, nahm diese Fürbitte so wohl auf, daß er nicht nur der Frau von Belling eine ansehnliche Gnadenpension auf Zeit Lebens bewilligte; sondern auch dem zärtlichen und dankbaren Sohne in einem höchstgnädigen Handschreiben selbst davon Nachricht ertheilte.

15.

Erhörung des Gebets.

Der berühmte Johann Eliot war ein ausnehmender Beter, und empfand so besondere und erstaunende Wirkungen seines Gebets, daß seine Freunde, in ihren Bekümmernißen, sehr oft ihre Zuflucht zu ihm nahmen, und sich seiner Fürbitte empfahlen. Einst geschah

schah es, daß ein gottseliger Herr zu Carlstown, Namens Foster, mit seinem Sohne, von den Türken gefangen genommen wurde. Es geschahen viel Gebete, so wohl öffentlich als insgeheim, um die Erlösung desselben; als man die traurige Nachricht erhielt, daß der grausame Tyrann, unter dessen Herrschaft er sich als ein Sklave befand, beschlossen, bey seinem Leben keinen Gefangenen loß zu lassen. Voll Betrübniß glaubte demnach jederman die Hofnung zu seiner Befreyung aufgeben zu müssen; allein der gottselige Eliot war anderer Meynung. Mit grossem Vertrauen auf Gott, brach er nicht lange hernach, in einem Gebet, vor einer sehr ansehnlichen Versammlung, in die herzlichsten Seufzer für seinen gefangenen Freund aus, wo er sich unter andern folgender Worte bediente. Himmlischer Vater laß dir doch die Erlösung deines armen Knechts Foster angelegen seyn, und wenn der Fürst, der ihn gefangen hält, so lange er lebet, als man saget, ihn nicht losgeben will, Herr, so bitten wir dich, den grausamen Tyrannen zu schlagen; tödte ihn, und verherrlich dich an ihm. — Nicht lange hernach erschien der gute Foster bey seinen Freunden, die ihn als einen verlohrnen Mann beklagt hatten, und erzähle ihnen, daß der Fürst, der ihn bißher gefangen gehalten, eines unvermutheten Todes gestorben sey, wodurch er seine Freyheit erlangt habe.

16.

Ein ähnlicher eifriger Beter war der würdige Richard Blackerby, ein presbyterianischer Lehrer in Engelland, der im Jahre 1648 verstarb. Er erfuhr nicht weniger als Eliot mächtige Würkungen seines Gebets. Einst wollte er einen Mann besuchen, der in seinem Gewissen beunruhigt war. Er mußte durch ein Feld, auf dem sich ein wilder Ochse, der viel Schaden zu thun pflegte, aufhielt. Blackerby, der seine Tochter Burrel bey sich hatte, gieng getrost seines Weges, als das Thier, nachdem es sie wahrgenommen hatte, mit grosser Wuth auf sie los rannte. Als ihm Blackerby näher kam, nahm er seinen Hut ab, betete und sprach: Herr, ist unser Weg von dir, so halte dieses Thier in seiner Wuth auf. Sogleich stand das Thier stille, brüllte und lief wieder von ihnen weg.

17.

Unerwartete Dankbarkeit.

Als der sel. D. Anton in Halle, im Jahre 1687 den jüngern churfächsischen Prinzen als Reiseprediger begleitete, geschahe es, daß die fürstliche Suite zu Treviso in Italien einige Zeit stille lag, und daselbst heimlich kommunicirte. Nachdem dieß geschehen, und man abreisen wolte, bemerkte man auf der Rechnung, welche man von der Wirthin des Haußes erhalten hatte,

daß

daß sie bey weiten zu wenig angesetzet habe. Der Hofmeister ließ ihr also sagen, sie müsse sich geirret haben; allein sie gab zur Antwort, daß sie nicht mehr verlange, und das um deßwillen, weil sie in diesen Tagen viel Gutes von ihnen genossen, wofür sie hierdurch ihre Dankbarkeit bezeigen wolle. Sie entdeckte sich hierauf näher, führte den seligen Anton in ihre Kammer, und zeigte ihm verschiedene verborgne evangelische Schriften, wodurch die Gesellschaft nicht weniger mit Freude als Bewunderung erfüllt wurde.

18.

Eben dieser würdige Mann besahe, als sich die fürstliche Reisegesellschaft in Spanien befand, mit dem Leibarzte des Prinzen, eine gewisse berühmte Bibliothek. Hier fand er unter den Rubriken, mit denen die Schränke bezeichnet waren, eine mit diesen Worten: libri ascetici. Er fragte den Pater, der sie begleitete, und der ein gelehrter und artiger Mann war: was man wohl hier unter den *libris ascèticis* für das beste Buch hielte? — Sogleich zog der Bibliothekar eine Schrift hervor, die weder Anfang noch Ende hatte, und bekannte, daß er diese für das beste halte, das auch fein deutlich geschrieben sey. So bald es Anton in die Hand nahm, sah er, daß es eine lateinische Uebersetzung der Arndischen Bücher von wahren Christenthum sey; indessen schwieg er, und sagte nur

überhaupt, es sey ihm wohl bekannt. Hierauf besah es auch der Leibarzt. Dieser, der in dem Werke des Arnds sehr belesen war, erkannte es ebenfalls so gleich, und sagte, da er mit dem Pater bekannt und dieser ihm sehr geneigt war, frey heraus: Das ist Johann Arnds, eines der Unsrigen, Buch. Beyde, der Bibliothekar und der Pater, stutzten über dieser Versicherung; indessen wagten sie es nicht, das Lob zurück zu nehmen, das sie dem Buche vorhin ertheilet hatten.

19.

Unverhofter Trost.

Robert Knox, ein Engländer, kam auf seiner Reise nach Ostindien auf der Insel Ceylon in die größte Noth. Der König der Insel ließ ihn gefangen nehmen, nachdem er ihn mit List ans Land gelockt hatte. Sein Schiff mußte absegeln, und er blieb mit seinem Sohne gefangen zurück. Hier saß er zwey Jahr in Candy, und eine ansteckende Seuche, die im Lande herrschte, beraubte ihn alles menschlichen Umganges. Der Gefangenen einziger Trost waren einige Gebetbücher, die man ihnen gelassen hatte, und mit welchen sie sich gesegnet unterhielten. Endlich bekamen sie das Fieber, an welchem der alte Vater Robert bald starb, und seinen Sohn im größten Elende zurük ließ. Der Sohn brachte seinen Vater mit vieler Mühe in die Erde, und einige Chinguleſen halfen ihm das Grab in einem

nem Walde machen. Eines Tages fischte er in einem Teiche, und hatte einen Schwarzen bey sich; denn es war ihm nun erlaubt, frey auf der Insel herum zu gehen. Ein vorbeygehender alter Chinguleſe fragte ihn, ob er lesen könne? Als er sich umsah, so bat ihm der Alte ein Buch zum Verkauf an, welches die Portugiesen auf ihrer Flucht von Columbo zurückgelassen hatten. Er verlangte es aus bloßer Neugierde, ward aber sehr erfreut, als er eine Bibel in die Hand bekam. Eine alte Mütze war der wohlfeile Preiß, vor welche er die Quelle seines Trostes einhandelte, und er hielt es für die gnädigste Vorsorge Gottes, weil es ihm die größten Dienste leistete.

20.

Unverhofte Güte.

Im vorigen Kriege kam ein österreichischer Officier in eine feindliche Stadt, in welcher er Brandschatzungen erzwingen solte. Die Bürger konnten das Geforderte nicht aufbringen; er aber hatte strengen Befehl, und brauchte die härtesten Drohungen. Dieses that er auch einst in einer Gesellschaft, in welcher sich verschiedene junge Frauenzimmer befanden. Man bat ihn — er redete von Feuer und Schwerdt. Man bat noch rührender — und auf einmal wurde er still, besann sich, änderte seinen Zorn und sagte: „Sorgen Sie nicht, ich werde Ihnen kein Leid thun. Als ich von den Mei-

nigen weggieng, fiel mir meine Frau um den Hals und weinte, und ihre letzten Worte beym Abschied waren: Wenn du zu den Feinden kömmst, so gedenk an mich, verschone die armen Leute, so viel als möglich, und thue ihnen Gutes um meinet willen. — Diese Worte kann ich nicht vergessen." — Der Officier gieng hinaus, mäßigte seine Forderung, und zog friedlich aus der Stadt.

21.

Preißwürdige Güte.

Die vortreflichen Anstalten, welche der verstorbene König von Portugall, gleich nach dem Erdbeben, das Lissabon, am ersten November 1755. verwüstete, zur Rettung und Unterstützung der Elenden traf, waren eine ausnehmende Probe seiner Klugheit, Mitleidens, und Zärtlichkeit für sein Volk. Die erstaunende Menge Verwundeter und Kranker, die bey dem Einsturze der Häußer noch das Leben gerettet hatten, war für die Menschlichkeit ein trauriger Anblick, und der Monarch richtete auf diesen rührenden Gegenstand zuerst seine Aufmerksamkeit. Dieser Fürst schränkte so gar seine Tafel ein, um den Unglücklichen Federvieh zu verschaffen. Alles, was man von Arzneimitteln zusammen bringen konnte, wurde gesammlet, und die vornehmsten Herren waren bey dem Verbinden und Warten der Kranken gegenwärtig. Nach dem Beyspiele

des

des Landesherrn beeiferte sich ein jeder um die Wette, den Nothleidenden Pflichten des Beystandes zu leisten. Die Königin selbst und die Infantinnen legten Hand an, und näheten leinene Sachen, oder machten für die Verwundeten Scharpie. Alle Damen bey Hofe folgten diesen grossen Beyspielen, und beschäftigten sich mit eben dieser Arbeit. Andere Hülfsleistungen von aller Art wurden so geschwind, als häufig vorgenommen, und man hatte es ganz sicher der väterlichen Sorgfalt des Königes und seiner Familie zuzuschreiben, daß einer grossen Menge der Unterthanen das Leben gerettet wurde. Der erste Trieb der Freygebigkeit des Monarchen äußerte sich durch Aufthuung seiner Schätze, und daß er Allmosen austheilen ließ, mit einer Großmuth, die seinem empfindsamen Herzen Ehre brachte. In den königlichen Küchen bereitete man Speißen für eine grosse Menge Menschen, denen es an allem gebrach, und die um Hülfe fleheten. Unter diesen Unglücklichen sah man sehr angesehene Personen, die ein einziger Augenblick, aus dem Schooße des Ueberflusses, in die erniedrigendste Armuth versetzt hatte; die Ordnung aber wurde so wohl in Acht genommen, daß die Armen alle ihre Bedürfnisse stillen konnten, und keiner weitern Empfehlung nöthig hatten, als ihren Mangel. Es wurde Befehl gegeben, die in der Nachbarschaft von Lissabon gelegenen Kornmagazine nicht auszuleeren, bis der Ueberfluß in der Stadt wieder hergestellt wäre, und der Vertrieb aller Dinge der ersten Nothwendigkeit wurde durch Belohnungen aufgemuntert. —

Eine der dringendsten Nothwendigkeiten war, einer so grossen Menge Volks, das keine Zuflucht mehr hatte, Wohnungen zu verschaffen. Man ließ daher die in den nächsten Zeughäußern verwahrten Soldatenzelte aufschlagen. Das Bauholz und die Breter, wurden von allen Abgaben befreyet, und dagegen verboten, den Preiß der Miethen in den noch übrig gebliebenen Häußern zu erhöhen. Man bediente sich der Materialien von denen, die nicht mehr stunden, und ließ eine grosse Menge Heu und Stroh anfahren, um theils den Mangel der Barracken zu ersetzen, theils den Armen statt der Betten zu dienen, welche von der Feuchtigkeit der Erde leicht hätten können krank worden. — Vorzüglich machte sich, bey diesen traurigen Umständen, der Marquis von Pombal verdient. Er war es allein, der in dieser allgemeinen Noth den Muth nicht verlohr, und alle Gegenwart des Geistes behielt. Ohne Wohnung, ohne Bette, ohne Tisch, blieb diesem berühmten Minister nichts als seine Kutsche übrig, worinn er sich, mit Hintansetzung aller Ruhe, Tag und Nacht, und jeden Augenblick, von einem Ende der Stadt zu dem andern begab, und alle Quartiere von Lissabon besuchte. Auf seine Verordnungen dämpfte man das Feuer, begrub die todten Körper, verbrannte sie in Kalck, und trug sie ins Meer. — Er traf alle mögliche Anstalten für die öffentliche Sicherheit —— und zur Rettung der verschütteten Sachen — für die Nahrungsmittel und den billigsten Preiß derselben — für den Gottesdienst und die dringendsten Rechtshändel,

del, insonderheit für die, welche den Seehandel, und die Abreise der Schiffe betrafen. — In weniger als acht Tagen erschienen dreihundert Verordnungen, wegen der nöthigen Vorsichten, die man brauchen, wegen der Unglücksfälle, die man vermeiden, und wegen der Schäden, die man verbessern sollte. —— Kurz der Marquis von Pombal that alles, was er thun konnte, und bewirkte durch sein Beyspiel, Standhaftigkeit und Vorsicht das Beste des Volks und die Herstellung der unglücklichen Stadt.

22.

Freymüthigkeit.

Der berühmte Bischof zu Salisbury in England, Gilbert Burnet, war ein eben so gelehrter und weißer, als rechtschafner und gottseliger Mann. Noch ehe er die bischöfliche Würde erlangte, stand er allenthalben im größten Ansehen, und sowohl der König, als die verschiedenen Partheyen, die ihm entgegen waren, suchten ihn um die Wette in ihr Interesse zu ziehen. Burnet, ohne irgend Rücksicht auf irdische Vortheile zu nehmen, die hierbey so leicht für ihn zu erlangen waren, gieng den Weg, den ihm die weise Furcht Gottes lehrte. Er bequemte sich zu ihren Absichten, wenn sie rechtschaffen und tugendhaft waren; aber er widersprach und entzog sich, wenn man falsch und widerrechtlich zu handeln begehrte. Er hatte einen freyen

Zutritt beym Könige und leistete ihm wichtige Dienste; allein er ließ sich nie bewegen, den unlautern Absichten desselben beyzupflichten, wie groß auch die Bedingungen seyn mochten, unter denen man ihn dahin zu vermögen suchte; vielmehr bemühte er sich auf alle Weise diesen eine bessere Richtung zu geben. Ein vorzüglicher Beweiß davon ist das Schreiben, welches er deßfals an den König abließ, und das allein fähig ist, seinen edlen und vortreflichen Charakter zu schildern. Hier ist dasselbe.

Mit Eurer Majestät allergnädigsten Erlaubniß.

Den 29. Jenner, $16\frac{79}{80}$.

Einige Monate her habe ich die Kühnheit nicht nehmen mögen, Eurer Majestät mit meiner Aufwartung beschwerlich zu fallen, indem ich nichts anzubringen gehabt, das Deroselben Zeit und Geduld werth gewesen wäre; und nun wähle ich lieber diesen schriftlichen Weg, weil die unendliche Pflicht, mit welcher Eurer Majestät ich zugethan bin, mir im mündlichen Gespräch einen Zwang anmuthet, den ich nicht so leicht überwinden kann. Was ich aber jetzund Eurer Majestät vortragen werde, geschiehet als in Gegenwart des allmächtigen Gottes, dem ich von allen meinen Handlungen Rechenschaft geben muß. Ich bitte dahero, daß Eure Majestät allergnädigst geruhen wollen, den getreuesten Eifer eines Dero armen Unterthanen in Gnaden anzusehen, weil er keine andere Absicht dabey führet,

führet, als Eurer Majestät eignes Beste, und die Freysprechung seines Gewissens.

Solchemnach muß Eurer Majestät ich zuerst versichern, daß ich bey allen denen, mit welchen ich Umgang gepflogen, niemals das geringste entdeckt habe, was einem Aufruhr gleich sehen könnte; aber ich muß hergegen auch dieses sagen, daß die meisten Leute verdrießlich worden, und mit Eurer Majestät gar nicht zufrieden sind, sondern ein grosses Mißtrauen in Sie setzen. Vormals trugen die Ministers oder Ihro königliche Hoheit, der Herzog, die Schuld von allen Dingen, die unangenehm waren; nun aber fällt sie auf den König selbst, und die Zeit, welche sonst alle Wunden zu heilen pfleget, vergrössert diese. Dero letzte Anrede im Parlament bewegte Viele zu glauben, daß es ein leichtes seyn würde, aus allen Theilen des Reichs Bittschriften aufzubringen. Hierüber rathschaget man anjetzo, und ist zwar noch nicht beschlossen; aber ich finde jederman so geneigt dazu, daß es wohl, so viel ich urtheilen kann, diesen Ausgang gewinnen wird. Sollten Eure Majestät ein neues Parlament berufen, so ist zu vermuthen, daß diejenigen, welche die Bittschriften befördert haben, durchgehends zu Gliedern desselben erwählet werden dürften; denn der gemeine Mann hält viel von ihnen, und urtheilet von den Leuten nach ihrem Betragen in dieser Sache. Die Vernünftigsten von denen, die mit Eurer Majestät Aufführung übel zufrieden sind, machen sich die Rechnung, daß entweder der Zustand Dero Sachen jenseit

des Meeres, oder auch der Schatzkammer zu Hause, Sie bald nöthigen werde, ein Parlament zu berufen, worinn alles seine Richtigkeit bekommen muß; und darum bestreben sie sich auf das äußerste, jedermann so lange in Ruhe zu halten. Solten Eure Majestät im April eine Sitzung, zum Behuf Dero Bundsgenossen, veranlassen; so haben ihrer Viele schon beschlossen, daß die zur Unterhaltung des Bundes alsdann zu bewilligende Gelder einigen Verordneten anvertrauet werden sollen, um damit so zu verfahren, wie sie es vor beyden Parlamentshäußern zu verantworten denken. Und diese Verordnete wird man so aussuchen, daß, allem Vermuthen nach, ihre Personen Eurer Majestät ganz mißfällig, und dieselben, wenn sie das Geld erst in Händen haben, gleichsam ein Staatsrath seyn werden, der alle Anschläge des Hofes tadeln und meistern wird. Was die gewöhnlichen Einkünfte der Krone anbetrift, so finde ich geneigt, den Mangel Eurer Majestät in Betracht zu ziehen; es wäre dann, daß viele Dinge geschähen, die Leute zu andern Gedanken zu bringen, wozu sichs noch gar nicht anläßt. Die Dinge, welche man verlangt, werden sich so leicht nicht thun lassen; ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Eure Majestät sie jemals eingehen werden, noch daß es billig, oder Ihnen rühmlich sey, solche zuzustehen; daß es also, bey diesem verwirrten Zustande der Sachen, leicht fallen wird, Schwierigkeiten zu machen, aber nicht so leicht, Mittel und Wege vorzuschlagen, dadurch sie gehoben werden mögen.

Ein

Ein Ding, und zwar das einzige, worinn alle redliche Männer übereinstimmen, ist noch vorhanden, welches Eure Majestät, ohne grosse Mühe, aus allen Dero Ungelegenheiten herausreissen kann. Es ist nicht der Wechsel eines Staatsbedienten oder die Aenderung eines Rathschlusses, ein neues Bündniß, noch eine Sitzung des Parlaments; sondern es ist — vergönnen Sie mir, allergnädigster König und Herr, daß ich es mit mehr als gewöhnlichem Ernste sage — eine Aenderung in ihrem eigenen Herzen und Lebenswandel. Und nun, falls Eure Majestät dieses Pappier nicht im Zorn von sich werfen, so vergönnen sie mir — als einem in aller Demuth zu Dero Füssen liegenden Unterthan — Ihnen zu sagen, daß alles Mißtrauen, so Dero Volk in Sie setzet, aller Mangel und Abgang, den Sie leiden, aller Widerwille des Himmels, der auf Ihnen liegt, und sich daraus spühren läßt, daß alle Ihre Rathschläge zu schanden werden, von nichts anders herrühren; als daß Sie Gott weder gefürchtet noch gedienet, sondern sich vielmehr unzählig sündlichen Wollüsten ergeben haben. Eure Majestät mögen vielleicht mit Recht und Fug denken, daß Viele von denen, die Ihnen zuwider leben, von keiner Religion Werk machen; aber der gemeine Mann erwäget solches mehr, als man glauben sollte. Ich verlange nicht, daß sich Eure Majestät hinter einer heuchlerischen Larve der Religion verstecken sollen, wie Heinrich der Dritte, König von Frankreich that, in Hofnung, den Sturm seiner Zeiten dadurch zu legen. Nein, durch solche Verstellung würde

de man bald durchhinsehen, und gleichwie Sie die Rache Gottes nur heftiger reizen müßte; so dürfte das Mißtrauen dadurch vermehret werden. Nein, allergnädigster König und Herr, die Gottesfurcht und Besserung des Lebens müssen aufrichtig und wesentlich seyn, auch von jederman durch die Werke gesehen werden. Alle, die anjezo bey und um Eure Majestät sind, und zu Sünden Gelegenheit geben, absonderlich das Frauenzimmer, muß weggeschaft und Dero Hofhaltung ganz neu eingerichtet werden. Wenn Eure Majestät sich von Herzen und ernstlich zu einem gottseligen Leben wenden wollen, werden sie alsobald finden, daß eine heitere Freude von ganz andrer Art, als die aus groben Wollüsten entstehet, Dero Gemüth erfüllen wird; Alsdann würden Sie sich mit Gott versöhnen, welcher alle Ihre Rathschläge führen und segnen kann; alle redliche Herzen würden sich zu Ihnen kehren, Böse aber sich schämen, und ihr Anhang müßte dünne werden. Denn ich versichere es aus der Erfahrung, daß nichts so sehr die Herzen der Unterthanen durchgehends von Eurer Majestät abgewandt hat, als der üble Ruf von Dero Lebensart, wodurch jederman bewogen wird, allen andern ärgerlichen Nachreden desto leichter Glauben zuzustellen.

Allergnädigster König und Herr, dieser mein Rath ist nunmehro fast eben so nöthig für Dero Reichsgeschäfte, als für die Seligkeit Dero Seele; und ob Sie gleich den Gott aufs höchste beleidiget haben, der Ihnen solche unermeßliche Güte und Barmherzigkeit erwie-

wiesen, in dem Gefechte bey Worcester, in Dero langen Landesmeldung und wundernswürdigen Wiederbringung: so ist er doch noch gut und gnädig, und will, nach herzlicher Reue und Busse, bey geändertem Leben und Wandel, Ihnen alle Ihre Sünden vergeben, und Sie zu Gnaden annehmen. Ach, mein König und mein Herr, sollten Sie so mitten in Ihren Sünden dahin sterben, wie würde es Ihnen ergehen? Vor dem Richterstuhl, wo Sie erscheinen müssen, achtet man der Krone nicht, die Eure Majestät hier tragen; sondern sie wird vielmehr die Strafe vergrössern, weil Sie Gott, in Ihrem hohen Stande, so sehr entehret haben. Ich hoffe, Sie werden glauben, daß ein Gott sey, und daß ein andres Leben, nach diesem, komme, wo keine Sünde ungestraft hingehen wird. Wenn Eure Majestät bedenken, daß Sie nun zwanzig Jahre auf dem Thron gesessen, und in aller solchen Zeit Gott so wenig gepriesen, ihn vielmehr sehr beleidiget, und daß Sie, durch Ihr böses Exempel, eine solche Menge hinter sich her in Sünde und Schande gezogen haben, die sich kaum oder gar nicht ihrer Lasterthaten schämen; so muß es Ihnen in die Augen fallen, daß Gott sehr gröblich erzürnet worden sey. Und wenn Eure Majestät betrachten, wie schlecht es mit Ihren Rathschlägen zu Hause, und mit Dero Kriegen außerhalb Landes abgelaufen, ja wie sehr Sie die Herzen Ihres Volks verlohren; so mögen Sie billig schliessen, es komme solches von Gott, der seinen Zorn nicht von Ihnen kehren wird, es sey dann, daß Sie sich von ganzer Seele zu ihm bekehren.

Ich

Ich bin kein Schwärmer, weder in meinen Meynungen, doch in meinem Gemüth; doch muß ich bekennen, es habe mich mein Gewissen dermaßen getrieben, Eurer Majestät diese Addresse zu machen, daß ich keine Ruhe hatte, bis es geschehen war. Und weil es Eurer Majestät gefallen hat, mir zu befehlen, daß ich Ihnen durch Herrn Chiffinch solche Nachrichten, als ich für nützlich und dienlich erachtete, einsenden sollte; so hoffe ich, Eure Majestät werden es nicht übel deuten, daß ich mich der gegebenen Freyheit auf diese Art bedienet habe. Ich kann gewiß und wahrhaftig keine andere Absicht dabey haben, als Eurer Majestät Bestes; denn ich weiß gar wohl, daß dieses der Weg nicht ist, mein eignes Glück zu machen. Ich werfe mich demnach zu Eurer Majestät Füssen, und bitte Sie noch einmal im Namen Gottes, dessen Diener ich bin, dieses Schreiben wohl zu erwägen, und es, wegen der geringen Person, die es einsendet, nicht zu verachten, sondern sich alles Ernstes der Gottseligkeit zu befleißigen; dabey Eurer Majestät ich versichern darf, daß Sie davon so zeitlichen als geistlichen Seegen in diesem Leben, samt der Herrlichkeit des Zukünftigen, haben werden. Dafern Sie aber in Ihren Sünden fortfahren, wird Ihnen vermuthlich Gottes Gericht in dieser Zeitlichkeit dermassen hart fallen, daß Sie ein Sprichwort bey der Nachwelt abgeben, und nach Ihrem Tode ewig elend bleiben werden: da ich denn, ich armer Unterthan, an jenem Tage, wider Sie zeugen will, daß ich Ihnen diese freye und treuherzige Warnung gegeben habe.

Kein

Kein Mensch auf Erden weiß, daß ich zu solchem Ende an Eure Majestät schreibe, und ich habe eben darum diesen Abend dazu erkohren —— es war der dreißigste Jenner, und also eben der Tag, an welchem vor zwei und dreißig Jahren, Karl der Erste war hingerichtet worden, und den man in England feyerlich begehet — in der Hofnung, daß die morgende Uebung Anlaß geben werde, alles Vorgetragene desto reiflicher zu erwägen. Ich lebe des unterthänigsten Vertrauens, Eure Majestät werden diese aufrichtige Bezeugung meiner gegen dieselben tragenden Pflicht nicht übel nehmen; denn ich würde diese Kühnheit nicht begangen haben, wenn ich mich nicht dazu verbunden geachtet hätte, so wohl wegen meiner Schuldigkeit gegen Gott, als wegen derjenigen, die mich immer antreiben wird zu seyn u. s. f.

So schrieb Burnet an Karl den Zweiten, ehe er noch Bischof wurde. Der König laß den Brief zweimal, und warf ihn hernach ins Feuer. Die Frucht davon — wird die Ewigkeit am besten entdecken.

23.

Großmuth.

Als die Alliirten Namur belagerten, befand sich unter dem Regiment des Obersten, Friedrich Hamilton, und unter des Hauptmanns Pincent Kompagnie, ein Korporal, Namens Union, und ein Gemeiner, Namens

Namens Valentine. Diese zween Menschen geriethen, über einen Liebeshandel, in Uneinigkeit, welche nach und nach in einen unversöhnlichen Haß ausschlug. Da Union des Valentine Vorgesetzter war, so ergrif er alle Gelegenheit, seinem Mitbuhler wehe zu thun, und seine Boßheit und Rachbegierde an den Tag zu legen. Der gemeine Soldat lidte es, ohne Widerstand; sagte aber öfters er wolte sterben, oder sich an diesem Tyrannen rächen. Es giengen etliche Monate hin, während deren jener diesen beständig beleidigte. Unter dieser wechselsweisen Verbitterung, wurden sie beyde zu einem Sturm gegen das Kastell commandirt, wobey der Korporal einen Schuß in den Schenkel bekam, und zu Boden fiel. Die Franzosen thaten einen Ausfall, und Union, welcher besorgte zertreten zu werden, sagte zu seinem Feinde: Ach Valentine, könnet ihr mich hier lassen? — Valentine lief sogleich zurück, nahm den Korporal, unter dem stärksten Feuer der Franzosen, auf den Rücken, und trug ihn, durch den gefährlichsten Weg, bis zu der Abtey Salsine, wo ihn eine Stückkugel an den Kopf traf. Hier viel er unter seinem Feinde, welchen er noch immer trug, zu Boden. So gleich vergaß Union seine Wunde, stand auf, riß sich die Haare aus, warf sich auf den blutigen Körper und schrie: Ach Valentine, mußt du, dem ich so übel begegnet bin, meinetwegen sterben? Ich will dich nicht überleben. — Er ließ sich durch nichts von dem Körper wegbringen. Man trug endlich den Todten in den blutigen Armen des Lebenden hinweg, und

alle

alle Soldaten, die sie begleiteten, und ihre bisherige Feindschaft wusten, vergoßen Thränen darüber. Als man ihn in ein Zelt brachte, mußte man ihn mit Gewalt verbinden; allein er rief beständig den Namen Valentine, bejammerte sein Verfahren gegen ihn, und starb den andern Tag voller Angst und Betrübniß.

24.

In der bekannten blutigen Schlacht bey Zorndorf ereignete sich folgende Probe der göttlichen Vorsehung. Ein preußischer Adjutant hatte sich in seinem Zelte so lange mit Schreiben beschäftigen müssen, daß ihn der Aufbruch seines Regiments übereilte. Er steckte geschwind alle seine Schreibereien in die Tasche, und grif nach dem Hut; fand aber, daß zu seiner Drotteimütze, die er noch auf dem Kopfe hatte, nirgends kein Platz mehr war. Ohne zu denken, daß er sie füglich im Zelt zurücklassen könnte, oder sie wegwerfen müßte; steckte er sie in der Eil unter den eingeknöpften Ringkragen. Diese Mütze rettete ihm sein Leben; denn kaum war er mit seinen Gliedern vorgerückt, so traf ihn ein Prellschuß, der just auf den Ringkragen kam, auch in demselben eine Vertiefung machte, aber durch den Widerstand der Mütze dießmal nicht durchdrang, sondern nur eine leichte Quetschung verursachte.

25.

Heinrich der Vierte spazierte einst auf der Gallerie von Fontainebleau, und sahe, daß ein Arbeitsmann la Foy, sehr aufmerksam die Orangerie im Garten betrachtete. Der König klopfte ihn auf die Schulter, und sagte: mein Freund, was besiehest du da? —— Sire, antwortete er, Ihren Garten; er ist gewiß sehr schön, aber ich habe einen, der noch mehr werth ist. — Wo ist dein Garten? Nahe bey Malherbes. — Ich wäre begierig ihn zu sehen. Einige Tage drauf fuhr der König nach Malherbes, um bey der Frau von Entragues, der dieser Ort damals gehörte, einen Besuch abzulegen. Er ließ sich zu der Pächterey des la Foy hinweisen, und verlangte von ihm, daß er ihm seinen Garten zeigen möchte. Der gute Arbeitsmann führte den König auf ein weitläuftiges Kornfeld, welches vortreflich stand. — Poz tausend, sagte der König, du hast Recht; dein Garten ist viel schöner und besser, wie der Meinige. Und um diesem ehrlichen Manne seine Zufriedenheit zu bezeigen, und zugleich die erste und älteste aller Künste zu ehren, erlaubte er ihm ein besonders Ehrenzeichen an seinem Hute zu tragen. Noch giebt es Nachkommen dieses guten Ackermanns, welche die rühmliche Handthierung ihres Vorfahren mit Ehren fortsetzen.

26.

Weise Antwort.

Ein gewisser Kriegsbedienter, dessen Namen die Geschichte nicht aufbehalten hat, begehrte vom Kayser, Karl dem fünften, die Entlassung aus seinen Diensten. Der Kayser wolte die Ursache dieses Begehrens wissen, und fragte ihn, warum er nicht bis an sein Ende in Diensten verbleiben wollte? — Man muß doch, gab der weise Mann zur Antwort, einigen Raum zwischen den Geschäften dieses Lebens, und zwischen der Stunde des Todes lassen. Diese Antwort zog sich der Kayser, der mit eben dergleichen Gedanken umgieng, sehr zu Gemüthe, und da er sich die letzte Zeit seines Lebens vorstellte; so hielt er es gleichfalls für nöthig, derselben wahrzunehmen, weil doch außer derselben keine andre übrig sey. — Er entschloß sich also dasjenige, was Andere angieng, fahren zu lassen, und nur für sich zu sorgen; weil, wenn er alle irrdische Sorgen und Kummer abgeleget hätte, er eher vor seinem eigenen Gewissen erscheinen könnte, als ihn eine unvermeidliche Gewalt vor den Richterstuhl des gerechten Gottes hinrisse.

27.

Als sich der berühmte Bischof zu St. David, D. George Bull, seiner Auflösung näherte, merkte er, daß seine Aerzte deßfalls mit einiger Rückhaltung zu

ihm sprachen. Sogleich wendete er sich zu einem derselben, und sagte: mein Herr Doktor, ihr dürft mir nur eure Meynung frey sagen; denn ich danke meinem guten Gott, daß ich mich für dem Tode nicht fürchten darf. Ich habe vielmehr auf denselben sehr lange gewartet, und hoffe, daß er mich jezt nicht unbereitet finden werde.

28.

Großmuth.

Ein würdiger Gottesgelehrter unsrer Zeit hatte ein liebenswürdiges Kind. Die Wärterin desselben setzte es auf einen Kessel, der mit einer hölzernen Decke belegt, aber voll kochenden Wassers war. Die Magd hatte das Kind vielleicht oft dahin aus der Hand gesetzt; aber diesesmal lag der Deckel nicht recht, und das Kind mochte sich bewegen, und ihn mehr verrücken. Kurz der Deckel schlug in die Höhe, und das arme Kind fiel in das kochende Wasser, wo es augenblicklich des Todes war. Die bestürzte Wärterin entlief — und wer mag sich den Schrecken der Eltern vorstellen. Die Magd hatte sich auf der Flucht einige Worte verlauten lassen, die von ihrer Verzweiflung zeugten; sie hatte gesagt, sie wolte sich ein Leid anthun. Der bestürzte Vater vernahm das kaum, als er überall Leute aussendete, das unglückliche Mensch aufzusuchen, und sie tröstlich der Vergebung zu versichern. Er erhielt seinen Zweck — nahm sie gütig auf, und behielt sie bey sich.

29.

Einige der härtesten Verfolgungen, welche über den berühmten Bischof zu Salisbury, Gilbert Burnet, kamen, waren größtentheils durch den Grafen von Rochester veranlaßt worden; Denn nie haben zwei Männer so ganz unterschiedene Meynungen und Grundsätze, sowohl in Absicht der Kirche, als des Staats, geheget, als eben diese beyden. Demohnerachtet dachte Burnet so großmüthig, dem Grafen, als er in der Folge in Ungnade fiel, das Wort zu sprechen, und war auch in seinem Bestreben so glücklich, nachdem bereits alle andere Mittel und Wege fehlgeschlagen, ihn mit dem Könige und der Königin, völlig wieder auszusöhnen. — Der Graf erkannte dieses mit desto gerührterm Herzen, je weniger er dergleichen verdienet und jemehr der Bischof seine Rettung, aus eignem großmüthigen Triebe unternommen hatte, ohne darum ersuchet worden zu seyn.

30.

Niemand wußte besser, wieviel die Religion öfters, durch einen unvorsichtigen Eifer gelitten habe, als der vortrefliche Pabst Clemens *XIV.* Um diesem, so weit als möglich, aufs künftige zuvorzukommen, beobachtete er eine evangelische Toleranz, wie der göttliche Gesetzgeber in Ansehung der Sadducäer und Samari-

taner that. Er pflegte zu sagen: "Wir legen die Liebe zu oft bey Seite, um den Glauben aufrecht zu erhalten, und überlegen nicht, daß, wenn es nicht erlaubt ist den Irrthum zu dulden, es doch verboten ist, diejenigen zu hassen und zu verfolgen, welche unglücklicher Weise darein gerathen sind."

31.

Der Major von der königlichen Leibgarde, Herr von Ponticeulans, hatte das Unglück der jetzigen Königin von Frankreich als Dauphine zu mißfallen. Die junge Prinzeßin hatte in der ersten Aufwallung des Zorns gesagt, sie würde sich bey Gelegenheit daran zu erinnern wissen. Da sie nun Königin wurde, und der Major ihr nicht Grösse der Seele genug zutraute, ihre Macht nicht zu seinem Nachtheile zu gebrauchen, hielt er es für das Beste, um den Folgen ihrer Empfindlichkeit zu entgehen, seine Stelle niederzulegen. Er bat den Prinzen von Beauvau, solches, nebst der Veranlassung, dem Könige vorzustellen. Dieser aber kannte die weit über alle niedrige Rachbegierde erhabene Seele seiner Gemahlin besser, und eröfnete ihr zuerst diese Sache. Lächelnd vernahm die Monarchin die Erzählung, und ließ dem Major sagen: Die Königin werde sich nie einer Beleidigung erinnern, die der Dauphine wiederfahren sey. Er möge fortfahren dem

Könige

Könige mit seinem gewöhnlichen Eifer zu dienen, und ihrer Gnade vollkommen gewiß seyn!

32.

Gerechte — aber ungroßmüthige Strafe.

Der Infant von Portugall, Don Pedro, verliebte sich, nach dem Tode seiner Gemahlin, Constantia, in die Agnes, die Tochter eines vornehmen castilianischen Herrn. Er heirathete sie insgeheim, und hatte verschiedene Kinder von ihr. Die Grossen in Portugall, neidisch über das Ansehen der Verwandten der Agnes bey Hofe, stellten dem Könige Alphonsus, dem Vater des Don Pedro vor, wie zu befürchten stünde, daß diese neue Gemahlin trachten möchte, ihren Kindern, zum Nachtheil derer von der Constantia, auf den Thron zu helfen. Auf diese Nachricht ließ Alphonsus den Infanten vor sich kommen, um von ihm selbst zu hören, ob es wahr sey, wie man es versichere, daß er sich verheirathet habe. Der Infant behauptete standhaft, Agnes sey nur seine Maitresse. Der König drang in ihm sie zu verlassen, und sich wieder zu verheirathen; allein Don Pedro führte allerhand Entschuldigungen an. Alphonsus war also entschlossen, den ihm gegebenen Rath zu befolgen, und Agnes umbringen zu lassen; als diese davon benachrichtiget wurde, und durch die Stimme ihrer Kinder, des Königes Enkel, ihn zu bewegen hofte. Sie nahm sie, und warf

sich mit ihnen zu den Füssen des Königs, vergoß die zärtlichsten Thränen, und bat um Mitleiden für sich und die unglücklichen Früchte ihrer ehelichen Liebe. — Der König ward gerührt, aber die Hofleute redeten ihm zu, und brachten den schwachen Monarchen dahin, daß er das traurige Urtheil sprach. Sie selbst nahmen die Hinrichtung auf sich, und erstachen Agnes, die sich in ein Kloster geflüchtet hatte, mit Dolchen. —— Don Pedro erwartete den Tod seines Vaters Alphonsus, der wenige Jahre nachher erfolgte, um sich an den schändlichen Mördern seiner geliebten Agnes zu rächen. Dem Peter Coello ließ er das Herz von forne aus der Brust reissen, und dem Alvar Gonsalvez von hinten, unter den Schultern. Don Pedro war bey dieser grausamen Hinrichtung selbst gegenwärtig; und aus Zorne, zu sehen, daß die heftigen Martern ihnen nicht den geringsten Seufzer erpreßten, nahm er eine Peitsche, und schlug den Coello damit in das Gesicht. Coello sah den König mit ergrimmten Augen an, und machte ihm die bittersten Vorwürfe; Don Pedro aber, aus Rache verblendet, sagte zu einem der Hofbedienten: holet zu diesem abgezogenen Kaninchen Eßig und Knoblauch. —

33.

Eduard der Dritte, König in England, belagerte die Stadt Calais, welche allein seine Eroberungen in Frankreich aufhielt, schon in das zweite Jahr, und war deßwegen sehr erbittert auf sie. Seine Angriffe wurden zurück geschlagen, und die Lücken, welche er bey Tage in den Mauern und Wällen machte, des Nachts von den Belagerten wieder hergestellet. Endlich nahm der Hunger in der Stadt überhand, und nachdem alle Lebensmittel in derselben aufgezehret waren, sahen sie sich genöthiget, einen verzweifelten Ausfall zu thun, bey welchem sie aber zurückgeschlagen, und ihr Anführer, der Graf von Vienne, gefangen wurde. Sie übergaben darauf das Kommando dem Eustathius Saint Pierre, einem Manne von gemeiner Herkunft, aber von erhabener Tugend. Dieser sahe sich genöthiget zu kapituliren, und die Stadt mit ihren Einwohnern und Gütern, doch unter der Bedingung eines freyen Abzugs, dem Feinde zur Uebergabe anzubieten. Eduard versprach des Volks zu schonen, unter der Bedingung, daß man ihm sechs der vornehmsten Bürger, zur schuldigen Büßung des Aufruhrs, überlieferte. Hier erbot sich Saint Pierre, mit einigen seiner Anverwandten, das Opfer der Stadt zu werden, und sich selbst zur Todesstrafe zu übergeben. Sie wurden, mit dem Stricke um den Halß, in das Lager der Feinde gebracht, und hätten, so viel an ih-

nen war, das Opfer vollendet, ob sie wohl endlich noch, auf vielfältige und sehr rührende Vorbitten, begnadiget wurden.

34.

Wahre Frömmigkeit.

John Colet war einer der gelehrtesten und frömmsten Männer seiner Zeit. Der berühmte Erasmus von Rotterdam, einer seiner vorzüglichsten Freunde, schildert seinen edlen Charakter, mit den vortreflichsten Farben, in einem Briefe an den Jodokus Jonas, welches vermuthlich kein anderer, als der bekannte Gehülfe des seligen Luthers, Justus Jonas ist, der im Jahr 1555 verstarb. Hier spricht er unter andern von dem Temperamente des Colet, und zeiget daß seine ausnehmende Frömmigkeit keinesweges eine Wirkung seines Naturels gewesen sey. — "Groß und erhaben „war sein Geist, dieß sind die Worte des Erasmus, „— bey Beleidigungen äußerst unzufrieden, zur Wol„luft, zur Ueppigkeit, zum häufigen Schlaf vorzüglich „geneigt. Zum Spaß, zum satyrischen Witz ganz „übertrieben aufgelegt. So war auch die zu grosse „Anhängigkeit zum Gelde eine bey ihm nicht fremde „Passion. Er hat mir das alles gestanden. Allein „seine philosophische Denkungsart, sein unabläßiges „Studiren, sein häufiges Wachen, sein Fasten und „Beten, dieß waren die Mittel, wodurch er gegen al-

„les dieß so eifrig zu kämpfen wußte, daß er sich sein „ganzes Leben hindurch von allen jenen Befleckungen, „die in unserm Zeitalter so gewöhnlich sind, rein bewahret hat. — Wenn ich nach dem urtheilen soll, „was ich aus seinem freundschaftlichen Umgange, aus „seinen vertraulichen Unterredungen ziemlich sicher „schliessen kann, so hat er bis an seinen Tod, in Ansehung der Keuschheit, ein unverletztes Gewissen bewahret. — Seine Güter vertheilte er der Kirche „zum Besten, und gegen den Stolz wußte er durch „seine Vernunft zu streiten, da er sich auch nicht schämte von einem Kinde eine Erinnerung anzunehmen. „Jenen Hang zur Wollust, zum Schlaf, zur Ueppigkeit wuste er dadurch niederzuschlagen, daß er sich des „Abends aller Speisen enthielt, überhaupt aber nur „mäßig aß, unermüdet studirte, und seine Gespräche „nur auf Religionswahrheiten lenkte. — Den Gastereyen suchte er sich gänzlich zu entziehen; konnte er „aber eine Einladung nicht füglich abschlagen, so nahm „er den Erasmus oder einen ähnlichen Freund mit, „um durch lateinische Erzählungen, andere mehr zerstreuende Gespräche abzulehnen. Er nahm aber auch „dann nur wenig von einer Art der aufgetragenen „Speisen, pflegte nur ein oder zweimal Bier zu trinken, und war in Ansehung des Weins äußerst mäßig, „den er sonst, wenn er recht sehr gut war, liebte; allemal aber mit außerordentlicher Mäßigkeit zu trinken pflegte. Immer war er mißtrauisch gegen sich „selbst, und verhütete es, keinem in irgend einem „Stück anstößig zu werden.

35.

Der gottselige Johann Eliot wurde einst von einem seiner Zuhörer, wegen eines Vorganges in seinem Amte, der ihm nicht gefallen hatte, aufs äußerste verspottet, und so wohl in Worten als Schriften sehr heftig geschmähet. Nicht lange hernach geschahe es, daß sich dieser Lästerer selbst eine sehr gefährliche Wunde zufügte. Kaum hatte Eliot dieß erfahren, so sandte er seine Frau, die nebst ihm von einem Geiste des Glaubens und der Liebe belebt wurde, und außer vielen andern Geschicklichkeiten eine vorzügliche Arztneykenntniß besaß, zu ihm, um ihn zu heilen; und die würdige Frau that es mit willigem Herzen. Als der Kranke wieder genesen war, erschien er seine Erkenntlichkeit zu beweisen; allein es ward auch nicht die geringste Belohnung angenommen. Eliot nöthigte ihn bloß bey ihm zu bleiben und mit ihm zu essen — unterhielt sich mit ihm aufs freundschaftlichste, und dachte an alle seine Verläumdungen mit keinem Worte. Hierdurch ward der Lästerer beschämt — erweicht und gewonnen!

36.

Eben dieser vortrefliche Mann war bey allen übrigen Schicksalen seines Lebens sehr gleichmüthig und getrost; als ihm aber die gedachte vortrefliche Gattin, nicht lange vor seiner eignen seligen Vollendung, entrissen wurde,

de, sahe man ihn, der sonst nur selten weinte, die zärtlichsten Thränen vergiessen. Vor dem grossen Volke, das sich bey ihrer Beerdigung versammlet hatte, legte er mit dem gerührtesten Herzen, dieß Bekenntniß von ihr ab. Hier liegt meine Geliebte; — eine Frau voll Glaubens, voll Gottesfurcht, voll Klugheit und Gebet. Ich werde zu ihr gehen, sie aber wird nimmer wieder zu mir kommen. —— Von seinen Kindern, die allesamt Jesu wahrhaftig nachfolgten, verlohr er verschiedene durch den Tod, und darunter zwei Söhne, die bereits als öffentliche Lehrer, das Evangelium Jesu mit vielem Seegen verkündigten. Er blieb dabey ruhig und getrost. Ich habe sechs Kinder gehabt, sprach er oft, und ich danke Gott für seine freye Gnade — sie sind alle zusammen mit Christo oder in Christo — und mein Gemüth ist beruhigt über sie. —— Und wenn man ihn fragte, wie er den Tod so vortreflicher Kinder gleichmüthig habe ertragen können, so war seine Antwort: Mein Verlangen war, sie solten Gott auf Erden gedienet haben; Da sie aber Gott erwählet hat, ihm im Himmel zu dienen, habe ich nichts dagegen einzuwenden. Sein Wille geschehe dann.

37.

Im Jahr 1778. starb am sechzehnden Februar, zu Wandritsch im Wohlauischen Fürstenthum in Schlesien, Hanns Christoph Freiherr von Hook und Thomaswaldau, ehemaliger Justizrath des grünbergischen Kreises, an bösartigen Blattern, in einem Alter von 38. Jahren. In seinem Testamente legte er auf eine sehr edle und nachahmungswerthe Weise, drey tausend Thaler, auf seine Güter, als ein stetes Kapital vor arme Leute, welche von den Interessen Verpflegung oder Allmosen geniessen sollen.

38.

Unter den vielen Feyerlichkeiten, welche die Gesandten, Delegirten und Consuls der Kayserin von Rußland, im Jahre 1778. wegen der glücklichen Entbindung der Großfürstin, anstellten, war das Festin des rußischen Delegirten in Regensburg vor allen merkwürdig. Er feyerte diesen Tag durch Kleidung zwölf armer Kinder, und einer freundschaftlichen Bewirthung einiger auserlesenen Personen. — Simplicität — und doch viel schöner als Bälle nnd Masqueraden, wo unten an der Thür des Pallasts Arme und Hungrige seufzen, und von etlichen Dutzend Bedienten der vorübergehenden Grossen weggestossen werden.

39.

Im Jahre 1779. stiftete ein Einwohner in der Grafschaft Lippe, J. G. Harthausen, ehemaliger Kammerdiener des Königs Georg des Zweiten in England, in dem Städtchen Barentrupp ein Waisenhauß für elternlose Kinder, und legte zu seiner Erhaltung ein Kapital von funfzehn tausend Thalern nieder.

40.

Der berühmte General Huske, Gouverneur der Insel Jersey, hatte sich bloß durch seine Verdienste zu den höchsten Ehrenstellen empor geschwungen. Er hatte unter dem berühmten Marlborough, während der Regierung der Königin Anna gedient, und war in den Schlachten bey Dettingen und Fontenay bleßirt worden. Als er zu Anfange des Jahres 1761 verstarb, vermachte er, unter andern, demjenigen Bedienten, der alle seine Feldzüge mit ausgehalten, fünf tausend Pfund Sterling. —

Der Graf von Bath, William Pultney, welcher im Jahre 1764 zu Piccadylly verstarb, hinterließ ein Vermögen von einer Million Pfund Sterling. Da er keine Kinder hatte, wolte er dasselbe seinem Schwager, dem Generallieutenant Harry Pultney vermachen. Allein da er es ihm entdeckte, dankte ihm dieser

groß-

großmüthige Mann für seinen guten Willen, und bat ihn, sein Vermögen anderwärts anzuwenden; denn das, womit Gott ihn gesegnet habe, wäre reichlich genug für ihn, seine noch wenigen Tage in der Welt, ohne Sorge, zu vollenden.

41.

Im Anfange des Jahrs 1781, kam ich in der Stadt Auch in Gascogne Feuer in einem Hause aus, und der ganze untere Theil desselben stand schon in Flammen, als der Erzbischof D' Apchon ankam. Der erste Gegenstand, den er mit Erbarmen erblickte, war eine Frau, die ein Kind in ihren Armen, an einem Fenster des obersten Stockwerks hielt, und deren Schreyen die Zuschauer nicht bewegen konnte, weil die Furcht einer augenscheinlichen Gefahr sie dagegen unempfindlich machte. Die Flammen kamen ihr immer näher, indeß daß der würdige Prälat eine Leiter an das Fenster anlegen ließ, und demjenigen eine grosse Belohnung versprach, der den Muth haben würde, Mutter und Kind zu retten; allein jederman weigerte sich. Der Prälat bot endlich bis tausend Livres Pension, aber weder die Gewinnsucht, noch das bewegliche Schauspiel war vermögend, irgend einem der Arbeiter, den nöthigen Eifer zur Rettung dieser Unglücklichen einzuflössen. Ich werde also selbst gehen, rief der Erzbischof, und warf sich in dem Augenblick auf die Leiter, welche die

Flam-

Flammen schon ergriffen hatten; und bald darauf kam er mit dem köstlichen Lohne seines Heldenmuthes zurück. Er vermehrte sodann den Ruhm dieser schönen Handlung noch dadurch, daß er die zwölfhundert Livres Pension, die er zur Rettung dieser Unglücklichen geboten, dem Kinde, das er selbst auf der Leiter herunter getragen, und seiner Mutter vermachte.

42.

Die Frau Maria Mißler, die wegen vieler Tugenden verehrungswürdig, war besonders ein Beyspiel einer christlich-rechtschaffenen Mutter. Sie sagte oft: O was ist es für eine grosse Wohlthat Gottes, und wie wenig erkennen wir sie, daß er uns so viele Kinder gegeben hat! Sie war überzeugt, daß auch bey dem besten Bemühen der Eltern, ihre Kinder gut zu erziehen, Gottes Seegen unentbehrlich sey, und darum erflehte sie sich denselben auch oft. Ganz widmete sie sich der Erziehung ihrer Kinder, und hatte sie unter ihrer eignen Aufsicht. Allen ihren zehn Kindern brachte sie das Lesen selber bey. Sie trug die größte Sorgfalt für ihre Gesundheit, ohne sie im geringsten zu verzärteln. Mit den Erwachsenen gieng sie als eine ältere Freundin um, alle aber suchte sie durch Liebe zu gewinnen; wenn es indessen nöthig war, brauchte sie auch Strenge, und war in deren Ausführung weise, standhaft und unerbittlich. Mit der größten Vorsicht

nahm sie sich in Acht, in ihrer Gegenwart etwas zu reden, oder zu thun, das zufälliger Weise eine Veranlassung zum Irrthum oder Fehler hätte werden können. Eben so sorgfältig bewahrte sie dieselben vor aller Gelegenheit, böse Grundsätze und Gewohnheiten anzunehmen. Unausgesetzt war es ihr tägliches Geschäfte, sie zum Gebet anzuführen, sie in der Bibel lesen zu lassen, dafür zu sorgen, daß die deutlichsten Hauptstellen derselben ihrem Gedächtniß anvertrauet würden, um alles dieses mit christlichen und mütterlichen Lehren zu begleiten. Auch außerdem suchte sie bei jeder Gelegenheit ihnen die Religion über alles wichtig und liebenswürdig zu machen, sie zur Liebe Gottes, zum kindlichen Gehorsam gegen ihn, zur Liebe und Einigkeit unter sich, und zu andern nothwendigen Kindertugenden zu ermuntern. Sie wußte, mit Herablassung zu dem verschiedenen Maaß ihrer Fähigkeiten, auch in gleichgültige oder muntre Gespräche nützliche Bemerkungen einzustreuen, und durch Beyspiele faßlich und eindringend zu machen. Ueberall gieng sie ihnen mit gutem Exempel vor. Zur Kirche führte sie die jüngern mehrentheils selber, um sie auch da unter Augen zu haben; gewöhnte die älteren zum ausführlichen Aufschreiben der Predigt, laß solche zu Hause nach, und wiederholte auch mit den jüngern den Inhalt derselben durch Fragen und Ermahnungen. Alle, besonders die Töchter, hielt sie an zur Arbeit, zur Ordnung, zum gefälligen äußerlichen Anstande, und zum Lesen guter Bücher, die zur Bildung in der Religion, in den Sitten, in der

Klug

Klugheit des Lebens, in den Anfangsgründen einiger Wissenschaften, und in dem wahren Geschmack des Schönen und Sinnreichen dienten. —— Zur Besorgung des Hauswesens leitete sie ihre ältesten Töchter, nach einer abwechselnden Ordnung, mit der mütterlichsten Treue. — Zur Unerschrockenheit in vermeinten, und zum gesetzten Muth in wirklichen, nicht verschuldeten Gefahren, suchte sie ihre Kinder, bey jeder Gelegenheit zu stärken. Sie bereitete dieselben auf die künftigen Führungen ihres Lebens, durch die Vorstellung, daß nicht der Stand, nicht vergängliche Güter oder äußerliches Wohlleben; sondern allein die Gnade Gottes und ein gutes Gewissen wahrhaftig und beständig glücklich machen.

43.

Die berühmte **Anna Maria von Schurmann**, dieses außerordentlich gelehrte, und in allen Künsten und Wissenschaften überaus erfahrne Frauenzimmer, war von ihrer zartesten Kindheit an der Frömmigkeit ergeben. Sie ertheilet in dem Buche, das sie Eukleria, oder Erwählung des besten Theils, betitelt hat, selbst davon folgende Nachricht. —— "Ich erinnere „mich noch unter andern, daß ich als ein Kind von „vier Jahren — da ich mit meiner Kindermagd ge„gangen war, Wiesenblumen zu pflücken, und wir „uns dann am Rand eines kleinen Baches hinsetzten,

„und die Magd mich die Antwort auf die erste Frage „des Heidelberger Katechismus hersagen ließ — bey „den Worten: daß ich nicht mein, sondern meines „getreuesten Heilandes Jesu Christi eigen sey — „eine so herzliche Freude, und ein so süsses inniges Ge„fühl von Liebe zu Christo in meinem Herzen empfun„den, daß alle folgenden Jahre meines Lebens das „lebendige Andenken dieses Augenblicks nicht haben aus„lösschen können." — Diesem setzt sie noch als ein Beyspiel hinzu; in ihrem eilften Jahre sey ihr bey dem Lesen eines Märtyrerbuchs, das ihr zufällig in die Hände gekommen, ein dermaßen brennendes Verlangen nach dem Märtyrerthum angekommen, daß sie das allerangenehmste Leben, um einen solchen glorreichen Tod, mit Freuden hätte vertauschen mögen. Und es sey ihr hernach, ihr ganzes Leben durch, nichts unerträglichers und des christlichen Namen unwürdigers vorgekommen, als die Gesinnung des Erasmus, da er in seinen Schriften an den D. Eck zu erkennen gegeben: die Ehre für die Wahrheit Märtyrer zu werden, übersteige die Sphäre seines Ehrgeizes, und es werde ihm nie zu Sinne kommen, weder selbst nach ihr zu trachten, noch sie andern zu mißgönnen. —— "Immer, „mein ganzes Leben durch, setzt sie hinzu, hatte ich ein „herzliches Verlangen, so weit meine Begriffe reich„ten, aufrichtig und ungeheuchelt fromm zu leben. „Aber was ich nicht unbemerkt lassen kann, ist, daß „es damals niemanden eingefallen, meine Frömmig„keit, so ungewöhnlich sie bey den meisten jungen

„Perso-

„Personen meines Standes ist, als das Vornehmste,
„was an mir zu loben wäre, anzusehen." —

44.

Den achtzehnten December 1780. entdeckte ein Reisender eine That, die der Menschheit Ehre macht. Es war ohnweit Prausniz in Schlesien, wo er hörte, daß ein Dreschgärtner von Kleinwilkawe, ein Mann von vier und siebzig Jahren, von der schrecklichsten unter allen Krankheiten, dem Krebs, kurirt von Breslau zurück gekommen wäre. Dieß erregte in ihm eine Begierde den Alten zu sehen, und man brachte ihn zu demselben, da er nicht weit von diesem Dorfe entfernt war. Er sah und sprach diesen wirklich glücklich kurirten Alten. Er hatte den Krebs an der Unterlippe gehabt. Seit Pfingsten, da sich dieses Uebel angefangen, bis zum Tage der Operation, welches der zwanzigste November war, hatte er weder Tag noch Nacht Ruhe gehabt. Die Nacht nach der Operation war die erste, in welcher er geschlafen. Der Reisende fragte, wie sein Wundarzt hiesse, er wuste sich aber nicht auf den Namen zu besinnen; es wären zwei, sagte er, Vater und Sohn, und letzterer hätte ihm die Lippe weggeschnitten. Da er um die Bezahlung fragte, erzählte der Alte mit Thränen und Schluksen, daß der Herr, vor Kur und Kost, weiter nichts verlangt hätte, als daß er ihm versprechen müssen, weil er ihm gesagt, daß er

eine neunzigjährige Schwester bey sich habe, dieser zu thun, was er könnte; durch die Erfüllung dessen solte die Schuldforderung getilget seyn. — Bey diesem edlen Zuge eines großmüthigen Herzens rollten dem Reisenden die Thränen über die Wangen, und er verließ den guten Alten mit vielen Empfindungen und Wünschen seiner Seele.

45.

Der berühmte Dichter Nikolas Boileau Despreaux war in seinem ganzen Leben ein sehr warmer Verehrer der Religion und Tugend, und freute sich am Ende seines Lebens sehr darüber, daß er sie niemals in seinen Versen beleidiget, wohl aber oft vertheidigt und gepriesen hatte. Von seiner gewissenhaften Denkungsart enthält die Geschichte seines Lebens unter andern folgenden Beweiß. Er hatte viele Jahre hindurch die Einkünfte einer geistlichen Pfründe gezogen, ohne im geistlichen Stande zu leben. Der Präsident von Lamoignou — ein Mann, den seine strenge Tugend eben so berühmt gemacht, als seine ausnehmende Weißheit und Gelehrsamkeit — stellte ihm vor, daß er schuldig sey, sie niederzulegen. Boileau gehorchte nicht nur, sondern berechnete auch die ganze Summe der bisher genossenen Einkünfte, und wandte dieselbe zu gottseligen Werken an.

46.

Von Ewigkeit hast Du mein Loos entschieden.
Was Du bestimmst, das dient zu meinem Frieden.
Du wogst mein Glück, Du wogst mein Leid,
Und was Du schickst, ist Seligkeit. Gellert.

Diese selige Ueberzeugung besaß die vortrefliche Gräfin von Falkland, fand den süssesten Trost darinn auch bey den traurigsten Schicksalen, und bewieß solches durch ein Verhalten, daß derselben gemäß war. Was auch über mich kommen solt, sagte sie, das will ich gedultig ertragen, weil es von dem Willen Gottes kommt; ja ich will es freudig ertragen, weil es die Weisheit Gottes so geordnet hat, und es wird solches, wie alle andre Dinge, zu meinem Besten mitwirken müssen. Kraft dieser Ueberzeugung sahe sie den Tod ihres vortreflichen Gemahls und ihres zärtlichgeliebten Sohnes, als solche Begebenheiten an, die ihr so wohl nothwendig als vortheilhaft gewesen wären. Daher, sprach sie, würde ich nicht nur gegen den freywilligen Gehorsam und Unterwerfung unter Gott; sondern auch wider die allgemeine Klugheit anstossen, wenn ich mir einen andern Zustand wünschen wolte, als derjenige ist, in welchem ich mich anjezt befinde. Ich kann mir nichts so vortheilhaftes und glückseliges wünschen, als dasjenige ist, was mein himmlischer Vater, nach seiner Weis-

heit, mir verordnet hat. So dachte die vortreffliche Dame, und war bey allen Schicksalen dieses Lebens stille, gelassen und getrost!

47.

Vor einigen Jahren hatte das Dorf **Marzahn**, eine Meile von Berlin gelegen, das traurige Schicksal, durch eine grosse nächtliche Feuersbrunst, verwüstet zu werden. Gleich den Tag darauf reißte der wackere General der Gensd'armes, Herr von **Prittwiz**, durch dasselbe, nach seinen acht Meilen von Berlin gelegenen Gütern. Als er hier ankam, und die Menge der Elenden erblickte, die weder Dach noch Fach, weder Speise noch Trank hatten, wurde er innigst bewegt. Er ließ sogleich eine Anzahl Wagen herbeyschaffen, alle diese Leute nach einem seiner Dörfer bringen, und mit dem Nöthigen versehen, bis sie gleichsam wieder zu sich selbst kamen, und sich weiter forthelfen konnten.

S. **Bernoulli's** Reisen durch Brandenburg ꝛc. 1779. S. 4. 5.

48.

So berühmt auch die französischen Spitäler sind, so ist doch ihre Beschaffenheit nicht die beste. Gerührt durch die üble Verfassung derselben hat die würdige

Madame

Madame Necker, Gemahlin des gegenwärtigen französischen Finanzministers eines Protestanten — einen Versuch zu beßrer Einrichtung derselben, mit einem Krankenhause, für hundert und zwanzig Kranke, beyderley Geschlechts, zu Paris gemacht, welches den Namen des Hospice de Charité führet. In diesem Hause herrscht die vollkommenste Ordnung. Man behandelt die Kranken, deren jeder sein eignes Bett hat, mit vieler Güte und Sorgfalt — und sieht auf die gehörige Eintheilung der Zeit zu jeder Besorgung, vorzüglich aber auf Reinlichkeit. — Angestellt sind bey diesem Hospice zwölf Schwestern, welche die Kranken bedienen, ein Arzt, ein Wundarzt und ein Gehülfe desselben, ein Kapellan, ein Küster, zwey Aufwärterinnen, drey Aufwärter, ein Gärtner und ein Thürhüter. Alle Ausgaben, den Gehalt dieser angestellten Person mit eingeschlossen, zusammengenommen kommt ein jeder Kranker täglich ohngefehr siebzehn Sous zu stehen. Der Gehalt des Arztes ist auf sechshundert Livres gesetzt; allein Herr Galatin, den man im ersten Jahre dazu brauchte, hat sich geweigert denselben anzunehmen.

49.

Im Jahr 1779. erschien zu Petersburg, die erste protestantische Predigt, in Rußischer Sprache, welche den Pastor bey der evangelisch-lutherischen Katharinen-

kirche auf Wasiley-Ostrow, Hrn. Joachim Christian Grot, zum Verfasser, und die er am ersten Sonntage nach Ostern gehalten hat. Ihre Erscheinung beweiset nicht weniger den ungekränkten Besitz der Religionsfreyheit, den die huldvolle Weisheit der Kayserin allen ihren Unterthanen verstattet; als den Geist der Duldung, durch den sich die rußische Kirche auszeichnet, und die freundschaftliche Eintracht, in welcher die Geistlichen beyder Kirchen mit einander leben. Entfernt von allem Hasse — dieß ist die eigne Versicherung des Herrn Grot's — und von allem Verfolgungseifer, besuchen sie die gottesdienstlichen Versammlungen und öffentlichen Religionsvorträge der Protestanten. Er selbst hatte das Vergnügen in dieser Predigt drey rußische Geistliche zu sehen. Die Ueberwindung, die es diesen kosten mußte, einen Vortrag zu hören, der ihnen ganz unverständlich war, bewog ihn, denselben in ihre Sprache übersetzen zu lassen, und des Nutzens wegen, den die öffentliche Bekanntmachung derselben auch für die Mitglieder ihrer Kirche stiften konnte, der Presse zu überliefern, wozu der Erzbischof selbst seine Einwilligung ertheilte.

50.

Als der ruhmwürdige Papst, Clemens *XIV.* noch Konsultor der Inquisition war, wurde ein angesehner Bürger in Rom bey ihm angeklaget, daß er einen protestanti-

testantischen Musikus in seinem Hause habe, und mit ihm verbotene Bücher lese. Bey der Untersuchung fand Ganganelli, daß ein Jeder dem Verklagten das Zeugniß eines rechtschafnen Mannes gab, der die Pflichten des Christen mit den Pflichten des Bürgers vortreflich zu vereinigen wußte. — Er forderte ihn vor sich. — Freund, sprach er zu ihm, sehr liebreich, er ist im Verdacht, er lese verbotene Bücher. — Ich suche die Wahrheit, antwortete der Bürger, wo sie zu finden ist; meinetwegen mag sie Zoroaster, Konfuz, Socrates oder Luther gesagt haben. —— Da that er wohl; aber wer ist der Fremdling in seinem Hause? — Ein deutscher Musikus, und zwar ein Protestant. Durch seine Geschicklichkeit hat er sich die Achtung der ersten römischen Häuser erworben. Sein Leben ist so harmonisch, als seine Kunst. Er bezahlt mich alle Monat richtig; sollt ich ihm Schuz und Aufenthalt in meinem Hause versagen? — Ganganelli bewunderte die edlen Gesinnungen des Bürgers, und, ob er gleich nie viel wegzuschenken hatte; so gab er ihm doch ein paar Pistolen, und ermunterte den redlichen Mann, der Weisheit und dem vernünftigen Christenthum noch länger getreu zu verbleiben. — Zu seinen Anklägern aber sagte er: Sie werden wohl thun, meine Herren, wenn Sie in Zukunft vorher das Leben derjenigen genau untersuchen, die Sie anklagen wollen. Lebten alle Menschen wie dieser, so dürfte man alle Inquisitionen aufheben.

51.

Am neun und zwanzigsten August 1780, sprach das Parlament zu Toulouse, des ehedem einen Calas so ungerecht verdammte, ein Urtheil zu Gunsten einer Protestantin, das ihm Ehre macht, und in einer merkwürdigen Sache. Ein gewisser Lagarde von Toulouse, ein Protestant, verliebte sich, im Jahre 1767 in eine sechzehnjährige Mamsell Brest, die sich gleichfalls zur protestantischen Religion bekannte. Nach einer siebenjährigen Treue erhielt er sie durch den Kontrakt, den ihre Familie endlich eingieng, zur Frau, und sie zogen nach Nismes; indessen waren sie so unglücklich kein Kind zu erhalten. Im Jahre 1778 mußte Lagarde eine Reise nach Paris und Metz machen, von welcher er nach einer fünfmonatlichen Abwesenheit, in die Arme seiner Gattin zurückkehrte. Aber auch jezt konnte er nur einige Tage bey ihr verweilen, weil ihn neue Geschäfte nach Toulouse ruften. Er machte also Anstalten zu seiner neuen Reise. — Dieser Lagarde nun war ein leidenschaftlicher Liebhaber von schönem Gewehr; seine Gattin dagegen besaß den äußersten Abscheu vor demselben, deßwegen sie ihn öfters warnte und flehentlich bat, dieser Neigung zu entsagen. In dieser Rücksicht hatte er von seiner Pariser Reise ein paar Pistolen mitgebracht, um seine Frau, wie er ihr sagte, mit dem Gewehr vertrauter zu machen. Er drang von Zeit zu Zeit in sie, sie in die Hand zu nehmen;

nehmen; da ganz keine Gefahr dabey sey, indem eine gewisse Feder solche verhindere, loß zu gehen. Er gab so gar dem vierzehnjährigen Kinde einer Freundin eine der Pistolen in die Hand, das damit auf die Gasse lief. — Am achten Julius 1778. Abends begleitete Madame Lagarde eine Freundin die Treppe herab, und gieng darauf in das Zimmer ihres Mannes, das offen war. Er saß vor dem Schreibetische, und ein Freund war bey ihm. Jeder hatte eine der Pistolen in der Hand. Der Freund stund bey dem Eintritte der Frau auf, legte seine Pistole hin, und nahm einen andern Platz ein; sie aber setzte sich auf den Stuhl, den dieser verlassen hatte. Um ihrem Manne zu zeigen, wie herzhaft sie durch sein Zureden geworden sey, nahm sie das vor ihr liegende Gewehr in die Hand — allein kaum hatte sie es genommen, so gieng dasselbe loß, und ihr Mann lag in seinem Blute. Einige Tage hernach starb er, Madame Lagarde aber erhielt einen Gnadenbrief vom Könige. — Die Familie Lagarde, die sich sieben Jahre Mühe gegeben hatte, die Verbindung mit der Familie Brest zu Stande zu bringen, war jezt niederträchtig genug, nicht nur es verhindern zu wollen, daß der Gnadenbrief registrirt würde; sondern wolte auch die Rechtmäßigkeit der ehelichen Verbindung nicht mehr erkennen; nannte die Witwe eine Beyschläferin, und drang darauf, daß das Vermächtniß ihres Mannes von sechshundert Livres jährlich ihr abgesprochen werden sollte. Allein ein Parlamentsschluß vom neun und zwanzigsten August des gedachten Jahres,

res, wieß die Kläger ab, und entschied die wichtige Rechtsfrage: "ob die Frau eines Protestanten eine „Beyschläferin, wenn die Heyrath nicht nach den durch „die Gesetze des Königreichs vorgeschriebenen Formalitäten — d. i. nach den Gesetzen der römischen Kirche — gefeyert worden," zum Vortheil der Protestanten negativ.

52.

Die letzten Augenblicke der Herzogin von Würtemberg, Elisabeth Friederike Sophie, waren sehr erbaulich. Sie sagte lange vorher schon, daß sie sich freue, ihr Lebensende herbeynahen zu sehen, und sprach rührend von der Eitelkeit und Vergänglichkeit aller irdischen Glückseligkeiten, und bekannte, daß auch ihr Leben, so wenig man's ihr angemerkt hätte, dennoch ein Gewebe von Trübsalen und Bekümmernissen gewesen wäre. Noch vor dem Tage ihres Todes befahl sie dem, nun auch schon verewigten Superintendend Ellrod, ja nicht in den Kirchen um ihre Genesung, sondern um ihre baldige Auflösung zu bitten. Sie verbat auch alle Parade nach ihrem Tode, und wolte in der Stille beygesetzt seyn.

53.

Die bekannte Dichterin Polypene Christiane Auguste Büsching gebohrne Dilthey hatte von Jugend auf eine sehr vortheilhafte Erziehung genossen, und sie auch mit solchem Eifer benutzt, daß sie sich die Liebe und Hochachtung eines jeden dadurch erwarb. Sie besaß eine grosse Fertigkeit auf dem Klavier, welches immer eine ihrer vorzüglichsten Ergötzungen blieb; und sprach die französische Sprache mit solcher Fertigkeit, daß sie oft von gebohrnen Franzosen darüber gelobet wurde; indessen bestimmten alle diese Geschicklichkeiten, und alle übrigen Eigenschaften, welche sie bey der feinen Welt angenehm machen könnten, ihren Werth nicht so sehr, als die Gesinnung Gott und dem Heylande der Welt wohl zu gefallen. — Sie wählte die Dichtkunst zu ihrem Zeitvertreibe, und im Jahre 1751 kamen zu Altona einige Beweise davon, ohne ihr Vorwissen, unter dem Titel: Proben poetischer Uebungen eines Frauenzimmers P. C. A. D. heraus, die den Beyfall der Kenner erhielten, und die Zeugen ihrer Tugend und Gottseligkeit sind. Sie hatte sich eine grosse Fertigkeit in Haushaltungssachen erworben, und suchte sie täglich zu vermehren. — Sie war aufrichtig und redlich, und also auch völlig zuverläßig. Sie liebte Gott von ganzem Herzen, ohne eine gewisse äußre Form des Christenthums selbst zu erdenken, oder von andern anzunehmen; ohne eine Andächtige zu spielen, aber auch

ohne

ohne sich ihrer Gesinnungen zu schämen. Sie hatte ein sehr zärtliches Herz, und war ganz für die Freundschaft gebohren. Sie war sehr mitleidig mit Elenden und Nothleidenden, und es fiel ihr gar nicht schwer, die Hälfte ja noch mehr von ihrem Vermögen Hülfsbedürftigen mitzutheilen. Sie war sehr gastfrey, sehr munter und lebhaft, und von einem sehr angenehmen Wesen. Sie besaß viel Verstand, der durch Unterricht und Erziehung noch aufgeklärter geworden, und konnte sich leicht, bey hohen und geringern Personen, gefällig und beliebt machen; bey jenen durch ihren Verstand und ihre Artigkeit, bey diesen aber durch liebreiche Herablassung und Freundlichkeit. — Bey alle dem war sie eine kluge Haushalterinn, weder geizig noch verschwenderisch; stets arbeitsam, eine zärtliche Mutter ihrer Kinder, und scheute keine Mühe und Arbeit in Ansehung derselben. In jedem Fall erfüllte sie die Pflicht einer rechtschafnen Christin; und freute sich oft auf die künftige Glückseligkeit, ohnerachtet sie immer einen beschwerlichen, schmerzhaften und langwierigen Tod befürchtete.

54.

Zu Dieppe in Frankreich kam vor einiger Zeit ein Schiff an, eben da ein heftiger Sturmwind blies, und es lief Gefahr von den Wellen gegen die hervorragenden Landspitzen geworfen und zertrümmert zu

werden.

werden. Es war schon Abends um neun Uhr, und die Annäherung der Nacht machte den fürchterlichen Zustand, der auf dem Schiffe befindlichen zehn Personen, noch schrecklicher. Ein Lootsmann versuchte zu vier verschiedenen malen auszulaufen, um das Schiff, wo möglich in den Hafen zu bringen, aber vergebens. Der entgegen blasende Sturm war so heftig, daß er jedesmal fruchtloß zurückgetrieben wurde; und schon hatte man zur Rettung dieser Unglücklichen alle Hofnung aufgegeben. Auf einmal trat plötzlich ein großmüthiger Mann hervor, der entschlossen war, sein eigenes Leben zu wagen, um das Leben derer zu retten, die er nicht kannte. Es war ein armer Lootsmann, der Bouſſard heißt. Er hatte anfänglich versucht, das Schiffsvolk durch ein Sprachrohr zu benachrichtigen, wie sie steuern müßten; allein die Dunkelheit der Nacht, das Heulen des Windes, und das Rauschen der Wellen verhinderten den Schiffer zu sehen und zu hören, und bald darauf wurde das Schiff von dem Sturme auf den Strand geworfen. Das Jammergeschrey der Unglücklichen, die das Schiff unter sich schon in Trümmern zerfallen sahen, machte den braven Bouſſard taub gegen die Vorstellungen und Bitten der Seinigen, welche ihn abhalten wolten, die beschlossene That zu wagen. Er band sich mitten um den Leib ein Tau, befestigte das andere Ende desselben an seinem Kopfe, riß sich darauf von Weib und Kindern loß, und warf sich mitten in die schäumenden Wellen, um dieses Tau an das Schiff zu bringen. Er schwam auch

glücklich hin, aber in dem Augenblick, da er das Tau ablangen wolte, ward er von einer Welle ergriffen, und gewaltsam an das Ufer zurück geworfen. Bouſſard ließ ſich durch dieſen erſten unglücklichen Verſuch nicht abſchrecken; er erneuerte ihn vielmehr fünfmal hinter einander, und ward immer wieder nach dem Lande zurück getrieben. Schon bedeckten die vom Schiffe loßgeriſſenen Bretter und Balken die Oberfläche des Waſſers zwiſchen dem Schiffe und dem Ufer, und der Augenblick war ſchon nahe, daß der ganze Ueberreſt in Trümmern zerfallen wolte. Bouſſard warf ſich von neuem ins Waſſer, als er plötzlich durch eine Welle dergeſtalt ans Schiff geſchlagen wurde, daß man ihn für todt hielt. Aber er lebte, der tapfre Mann, kam einen Augenblick nachher wieder hervor, und zwar mit einem Matroſen in den Armen, der ſich von dem Schiffe in die See geworfen hatte, und verſunken wäre, wenn ſein Retter ihn nicht ergriffen hätte. Dieſen, der bereits ohne Bewegung und faſt todt war, brachte er zuerſt ans Ufer. Dann glückte es ihm, nach groſſer Mühe, das Schiff zu erreichen, und das Tau hinauf zu werfen; durch deſſen Hülfe noch ſechs Menſchen von dem Schiffe glücklich ans Ufer gezogen wurden. Noch war einer übrig, der ſich auf dem Schiffe feſt gebunden hatte, weil er krank war, und nicht ſo viel Kräfte hatte, um ſich mit dem Stricke ans Land ziehen zu laſſen. Bouſſard raffte ſeine letzten Kräfte zuſammen, riß ſich aus den Armen derer, die ihn zurück halten wolten, loß, und ſprang noch einmal in die See, um wo mög-

lich,

lich, auch diesen zu retten. Es gelang ihm, und er hatte nun die himmlische Freude, acht Menschen am Ufer zu sehen, die, nächst Gott, ihm allein ihr Leben zu verdanken hatten. Zwei waren ertrunken, deren Leichname man den folgenden Morgen am Strande fand.

55.

Bey der Einnahme von Bender rettete ein rußischer Major die Tochter des Bassa, die sich in den betrübtesten Umständen befand, und sorgte großmüthig für ihren Unterhalt, ohne daß sie seine Wohlthaten auf Unkosten ihrer Ehre hätte bezahlen dürfen. Sie kam in der Folge mit ihrer Mutter nach Deutschland, wo der Major bey einem Prediger ein ansehnliches Kostgeld für sie bezahlte, und ihnen noch monatlich etwas Gewisses zu ihren Nebenausgaben schickte.

56.

Religion und Irreligiosität — Glaube und Unglaube im Verhältniß gegen einander.

England war unter der grossen Elisabeth, und noch später, noch fast gänzlich vom Unglauben frey. Die grossen Geister dieser Zeiten, ein **Verulam**, und lang hernach ein **Milton**, waren voll der tiefsten Ach-

tung gegen Gott. Damals war die englische Nation häußlich — eingezogen — arbeitsam — tapfer — freygebig — gastfrey — mitleidig und in allem ordentlich. Der Eindruck der Religion haftet selbst auf den Erzählungen ihrer Reisenden, und auf den Entschliessungen des Parlaments. Dieses England war dem Philipp und der ganzen Gewalt des Pabstes zu stark: auf einmal und zu gleicher Zeit hoben sich die Schiffarth, die Gelehrtheit, die Handlung und der kriegerische Ruhm in die Höhe, und der Name dieses glücklichen Volkes flog über den bewundernden Erdboden. —— Es kam die Zeit da Freygeister herrschten, da unter Karl dem Andern, alles, was der Religion ähnlich sahe, zum Gelächter und zum Vorwurf wurde. Ein noch unbekehrter Rochester, ein Hobbes, ein Dryden waren die Schooßkinder des Hofes und der Nation. Der Unglaube drang bald von dem Throne zum Adel, vom Adel endlich bis auf das gemeinste Volk, bis in die Gemächer des Frauenzimmers. Was folgte darauf? Ein herrschendes, ein allgemeines Verderben. Keuschheit und Eingezogenheit, häußliche Sorgfalt, Treue im Handel und Wandel, patriotische Liebe des Vaterlandes, Ordnung in der Einnahme und Ausgabe, alle Tugenden flohen, fast zusehends, aus dem von der Gottesfurcht verlassenen Lande. Es ist leider mehr als zu bekannt, daß diese Wunden, seit dieser Zeit, nichts weniger als zugeheilet sind. Das Verderben hat bey dem Pöbel auf eine erstaunliche Weise zugenommen. Die kluge Liebe des Monarchen hat

ein

ein alles Fluches würdiges Getränke zu verbannen gesucht; aber selbst die Gesetze haben dem erstarrten Laster weichen müssen. Unglückliche Heyrathen, Feindschaften in den Familien, Verschwendung und Betrug und alle Laster, haben unter dem Schutze des Unglaubens so sehr zugenommen, daß, selbst im Aeußerlichen, die Handlung durch die unnöthige Erhöhung der Preise, durch die betrügliche Ausbreitung der Waaren, und durch den unbegreiflich niederträchtigen Schleichhandel mit feindseligen Nachbarn, das Kriegswesen aber durch die Feigheit der Anführer, und die Regierung durch einen unsinnigen Beyfall eines einer verfolgenden Religion zugethanen Fremden, die bittern Früchte der Freygeisterey empfunden haben.

57.

Seltne Vermächtniße.

Im Jahre 1777. starb zu Nürnberg Frau **Felicitas von Hörmann**, gebohrne **von Bassy**, welche Gott mit sehr ansehnlichen Gütern gesegnet hatte. Davon verordnete sie in ihrem Testamente, eine Summe von 70,000 Gulden, zu einer ewigen milden Stiftung, so, daß von den abfallenden Zinßen, zuförderst eine Schule für arme Kinder angerichtet, dann aber vier dürftigen Studirenden, welche sich der Gottesgelehrsamkeit widmen, ein ansehnliches Stipendium, jährlich ausgezahlet werden soll. — Dieß Stipendium wird von

vier Studirenden zugleich, und zwar von jedem auf drei Jahr genossen, binnen welcher jeder überhaupt dreihundert Gulden empfängt. — Zu der verordneten Schule aber legirte die Stifterin ein grosses ihr zugehöriges Hauß, und bestimmte in Ansehung desselben, daß jederzeit dreißig Arme Kinder, den nöthigen Unterricht, samt demjenigen, was dazu erforderlich ist, darinn völlig umsonst geniessen, auch überdem wöchentlich ein Brod, so wie jährlich gewisse Kleidungsstücke erhalten, bey ihrer Konfirmation aber völlig neu gekleidet, und mit einer Bibel und Gesangbuche beschenket werden sollen. — Im Jahr 1778 wurde sie am zehnten August feyerlich eingeweiht.

Eben so wohlthätig bewieß sich die verwitwete Frau von Gersdorf, gebohrne von Hohberg, welche im Oktober 1779 zu Görlitz verstarb, indem sie in ihrem Testamente folgende Legate hinterließ. Vier tausend Thaler der St. Peterskirche in Görlitz, nebst einem sehr ansehnlichen Geschenke an Silberwerk. —— Zwei tausend Thaler der Kirche zu Kittlitz, und eben so viel der Kirche zu Lahwalde. — Acht tausend Thaler zu Stipendien für die auf dem görlitzischen Gymnasium und sächsischen Universitäten studirende adeliche und bürgerliche Jugend, für beyde zu gleichen Theilen. — Vier tausend Thaler, davon die Zinsen vier armen Fräuleins oberlausitzischer Familien bestimmt sind. — Drei tausend Thaler dem Rathe der Stadt Görlitz zu einer Frauenzimmerschule, in welcher junge Frauenzimmer adelichen und

bürger-

bürgerlichen Standes, vom neunten bis zum sechzehnten Jahre, durch ein christlich und gesittetes Frauenzimmer oder eine Französin, in weiblichen Arbeiten und guter, wohlanständiger Lebensart, so wie zu gewissen Stunden im Christenthum und andern für sie schicklichen Wissenschaften, der französischen Sprache, der Moral, Historie, Geographie, Rechnen und Schreiben, durch hierzu bestellte Personen, gegen Erlegung eines mäßigen Geldbeytrages angeführet werden und Anweisung erhalten sollen. — **Vier tausend Thaler dem Görlizischen Gymnasium**, davon die Hälfte der Zinsen, zu Vermehrung des Gehalts der untersten fünf Schullehrer, zu gleichen Theilen bestimmt ist; von der andern Hälfte sollen zwanzig Thaler zu Prämien für die fleißigsten Schüler angewandt, das übrige aber einem Sprach- und Zeichenmeister ertheilet werden. — **Zwei tausend Thaler dem Görlizischen Armuth**, davon funfzig Thaler jedesmal zu Weyhnachten unter die dürftigsten und redlichsten Hausarmen vertheilet werden sollen. — **Fünfhundert Thaler dem dasigen Waisenhause zur Unterhaltung der Armenschule.** — **Tausend Thaler**, von denen die Zinsen für diejenigen bestimmt sind, welche die Besorgung der Stipendien u. s. w. haben werden. — **Fünfhundert Thaler**, davon die Zinsen dem Schullehrer in Kleindehsa gereicht werden sollen, — und endlich **zwei tausend Thaler** der Gemeine zu Kleindehsa, davon die Hälfte der Interessen vor die Armen — die andere Hälfte aber zu Verbesserung der

Gemeinplätze, Huthungen und Wege, auch zu Prämien für fleißige Wirthe angewendet werden soll.

§. 8.

Vor einigen Jahren starb zu Berlin ein rechtschaffner Kaufmann, Namens Krüger, und hinterließ seiner Witwe mit vier Kindern wenig mehr, als seinen ehrlichen Namen. Zur Bezahlung seiner Gläubiger wurde sein Hauß zum Verkauf öffentlich angeschlagen. Ein daſiger Schlächtermeiſter, George Ernſt Teichmann, dachte auf Mittel, wodurch er verhindern möchte, daß die Hinterbliebenen seines verſtorbenen Freundes aus dem Hauſe getrieben würden, und seine Ehegattin, gutherzig und mitleidig gleich wie er selbſt, rieth ihm, das Hauß zu kaufen, weil er alsdann freye Hände habe, der Witwe zu helfen. Er kaufte es gerichtlich um vier tauſend zweihundert und fünf und zwanzig Thaler, und sagte hierauf zu der Witwe, der niedrige Preiß, für welchen er das Hauß erſtanden habe, ſolte ihr zum Nutzen gereichen. Sie möchte darinn wohnen bleiben, und an ſtatt der Miethe bloß die Zinſen von seinem Kapital bezahlen, und dieſe Zinſen wolte er hinwieder zu seiner eignen Bezahlung anwenden, weil ihr Mann ihm vierhundert Thaler ſchuldig geblieben ſey. Sie möchte ſich nach einem Käufer umthun, der mehr als die Summe bezahle, welche er für das Hauß gegeben habe, der Ueberſchuß ſollte ihr Eigenthum

thum seyn. Vor einiger Zeit fand sich ein solcher Käufer, der für das Haus sechstausend fünfhundert Thaler zahlte. Von dieser Summe nahm Teichmann seine vier tausend zweihundert und fünf und zwanzig Thaler, die übrigen zwei tausend zwei hundert und fünf und siebenzig Thaler aber, ließ er der Witwe als ihr Eigenthum. Diese edle Handlung gefiel allen gutmüthigen Personen, besonders aber vergnügte sie den Herzog Friedrich von Braunschweig. Die Geschichte dieser rühmlichen Handlung ist zum Besten der Armen gedruckt, und mit Teichmanns Bildnisse versehen, welches man, aller Wahrscheinlichkeit nach, jenem vortreflichen Prinzen zu danken hat.

59.

Im Jahre 1743 schickte Jeremias Okladinkopf, ein Kaufmann von Mesen, einer in dem archangelischen Distrikte belegenen Stadt, ein Schiff, das mit vierzehn Mann besetzt war, auf den Wallfischfang nach Spitzbergen ab. Die ersten acht Tage gieng ihr Schiff sehr glücklich; am neunten Tage aber änderte sich der Wind, und anstatt den Strich nach der westlichen Seite von Spitzbergen zu halten, wurden sie nach den östlichen Gegenden verschlagen, wo eine Insel ist, so bey den Russen Malobrun heisset; von selbiger war das Schiff etwa noch drei Werste entfernt, als sie sich von allen Seiten mit Eis umgeben sahen. Bey so bedenk-

lichen Umständen hielten sie unter sich Rath, und der Unterbootsmann Alexi Himkopf erinnerte sich, gehört zu haben, daß, vor wenigen Jahren, einige Einwohner von Mesen, nicht weit vom Ufer eine Hütte auf dieser Insel erbauet, und den Winter daselbst zugebracht hätten. Dieses gab ihnen wieder Muth und Hofnung, und sie beschlossen sich in der Hütte so lange aufzuhalten, bis das Meer vom Eise wieder frey seyn würde. Es wurden also ihrer Viere erwählet, welche diesen Ort aufsuchen, oder sonst ein Mittel zur Rettung des Schiffsvolkes, welches seinen Untergang vor Augen sahe, ausfindig machen solten. Diese waren der Unterbootsmann — ein junger Mensch von seiner Verwandschaft — einer Namens Stephan Scharapof — und Theodor Weragin. Da die Insel, wohin sie sich begeben solten, wüste war; so versahen sie sich mit etwas nöthiger Geräthschaft, doch so, daß sie nicht zu schwer zu tragen hatten. Sie nahmen nämlich eine Flinte, Pulver und Kugeln zu zwölf Schüssen, eine Axt, einen kleinen Kessel, ohngefähr zwölf Pfund Mehl, ein Messer, ein Schießkästgen, eine mit Tobak angefüllte Blase, und jeder eine Pfeife mit sich. Sie mußten ihren Weg über die Eißschollen nehmen, die der Wind und die Wellen beständig in die Höhe hoben, und also den Uebergang höchst beschwerlich und gefährlich machten. Endlich kamen sie glücklich ans Land, durchliefen die Insel, und entdeckten auch die Hütte, ungefähr anderthalb englische Meilen vom Ufer. Sie war sechs und dreißig Fuß lang, achtzehn Fuß

hoch, ungefähr eben so breit, und vor dem Eingange eine Abtheilung von einer Breite von zwölf Fuß. Diese Hütte war durch die Länge der Zeit ziemlich verfallen, indessen mußten sie darinn die Nacht zubringen, und mit Anbruch des Tages begaben sie sich eiligst ans Ufer, um ihren Kameraden diese glückliche Entdeckung bekannt zu machen, und was sie während ihres Aufenthalts auf der Insel nöthig haben möchten, mit ausladen zu helfen. Allein wie groß war ihre Verwunderung und ihr Schrecken, als sie an den Ort gelangten, wo sie ans Land gekommen waren, und das Meer mit Eißschollen bedeckt, von ihrem Schiffe aber nicht das geringste sahen. Es hatte sich in der vorhergegangenen Nacht ein Sturm erhoben, das Eiß zusammengetrieben, und vermuthlich alles zerschmettert und in Grund versenkt; denn man hat weder von dem Schiffe, noch von den darauf befindlichen Personen, jemals etwas erfahren. —

Den vor diesem Unfall zwar bewahrten, aber doch allemal höchst unglücklichen vier Personen, blieb also weiter nichts übrig, als nach ihrer Hütte zurück zu kehren, und daselbst der Gefahr und dem mancherley Elende, das von allen Seiten her auf sie wartete, entgegen zu gehen, ohne Hofnung, jemals ihr Vaterland wieder zu sehen. Die Bretter in ihrer Wohnung waren von der Kälte ganz auseinander getrieben, daher sie, um den Schaden zu bessern, die Ritzen mit Moos verstopften, dessen sie genug daselbst fanden, und die Arbeit ward ihnen nicht schwer, da in Rußland jeder

Bau-

Bauer mit der Axt umgehen, und sich sein Hauß selbst bauen kann. Vor allen Dingen aber waren sie darauf bedacht, sich Lebensmittel zu verschaffen. Mit der zwölf Schüssen, die sie mit genommen hatten, erlegten sie zwölf Rennthiere, womit sie sich zwar eine Zeitlang nähren konnten, aber nicht auf die Länge. Die strenge Kälte, welche auch unter diesem Himmelsstriche nur einige Arten von Thieren leben lässet, hindert allen Wachsthum von Kräutern und Pflanzen. Man siehet da weder Bäume noch Buschwerk, und die armen Leute wußten nicht, wie sie es anfangen solten, um sich der Kälte zu erwähren, und irgend durch eine andere brennbare Materie den Mangel des Holzes zu ersetzen. Unter diesen ängstlichen Betrachtungen giengen sie längst dem Ufer herum, und endeckten endlich Stücke von einem gescheiterten Schiffe, wie auch Bäume, so vermuthlich der Wind anderer Orten aus der Erde gerissen, und die See hier ausgeworfen hatte. Dieses diente ihnen zur Feuerung, wie sie denn auch angeschwemmte Bretter fanden, und in einem derselben, einen grossen eisernen, fünf bis sechs Zoll langen Haaken, desgleichen verschiedene Nägel und anderes Eisenwerk. Lauter Sachen, die ihnen bey ihren jezigen Umständen von grossem Werthe waren. Indessen hatten sie das vorräthige Pulver verschossen, ihre Lebensmittel giengen zu Ende, und sie hätten, in Ermangelung eines andern Mittels, Wild zu fällen, den Hunger, und einen unvermeidlichen Tod erwarten müssen, wenn nicht ein glücklicher Zufall sie aus dieser

Noth

Noth errettet, und den Abgang ersetzet hätte. Mit dem gefundenen Eisen gruben sie eine lange starke Wurzel aus der Erde, welche in die Krümme gewachsen war, und ihr Messer diente ihnen dazu, selbiger vollends die Gestalt eines Bogens zu geben. Nur fehlte es ihnen an einer Saite und an Pfeilen; und da sie nicht wußten, wie sie dergleichen würden verschaffen können, so begnügten sie sich vors erste, eine Art von Lanze zu verfertigen, um sich gegen die weissen Bären zu vertheidigen, welche sehr grausam sind, und von denen sie mit steten Anfällen bedrohet wurden. Hier aber ereignete sich eine neue Schwierigkeit, da sie keinen Hammer hatten, und ohne diesen die Lanze nicht zuspitzen konnten. Nach einigen fruchtlosen Versuchen fielen sie darauf, den gefundenen Haaken zu einer Lanzenspitze zu zubereiten. Sie machten ihn also im Feuer glühend, und ein Loch das in der Mitte war, mit einem ihrer grossen Nägel nach und nach weiter; so, daß sie eine Stange an den Spieß anbringen konnten. Ein grosser Stein diente ihnen zum Ambos, und ein paar Renthier Geweihe an statt der Zange. Auf diese Art schmiedeten sie sich zwey spitzige Eisen, welche sie mit Riemen aus Renthierfell, an lange Stäbe oder Aeste von Bäumen befestigten, so die See ausgespület hatte. Mit diesen Waffen versehen, machten sie sich an einen weissen Bär, und nach einem langen und gefährlichen Kampfe, tödteten sie endlich das Thier, welches ihnen zu einem frischen Nahrungsmittel diente, und von recht gutem und fast dem Rindfleische ähnlichen

chen Geschmack war. Sie fanden auch, daß die Sehnen dieses Thieres schmeidig waren, und sich von einander theilen liessen, so daß sie damit eine Saite für ihren Bogen machen konnten. Sie schmiedeten darauf kleine spitzige Eisen und befestigten dieselben mit einem dünnen von ihnen verfertigten Stricke an die Pfeile. Mit noch feineren, die wie Bindfaden waren, befestigten sie an das andere Ende der Pfeile Federn, die sie von einigen gefundenen Seevögeln nahmen, und auf diese Art verschaften sie sich Schießgewehr, womit sie zweyhundert und funfzig Renthiere und eine grosse Anzahl blauer und weiser Füchse erlegten. Das Fleisch dieser Thiere diente ihnen zur Speise, und ihre Häute und Bälge zur Kleidung. Auf der Bärenjagd waren sie nicht so glücklich; sie tödteten deren nur zehn, und jedesmal nicht ohne Lebensgefahr. Den ersten fielen sie, wie gedacht, selbst an; allein die neun andern wurden Vertheidigungsweise erleget, da sie nämlich von diesen Thieren selbst waren angefallen worden, wie denn einige derselben, vermuthlich aus Hunger, so gar auf ihre Hütte losgiengen, und voller Wuth hinein zu dringen suchten. Ein solcher beständiger Krieg mit den weisen Bären war ungemein beschwerlich für die armen Leute, welche immerfort auf ihrer Hut seyn, und besorgen mußten, von diesen wilden Thieren zerrissen zu werden.

Mitten auf der Insel fanden sie eine Art von Thonerde, davon sie sich Lampen machten; denn da es daselbst, einige Monate lang, fast immer Nacht ist, so

machte ihnen solches ihren Aufenthalt um so viel schreckhafter. Eine Lampe war ihnen daher höchst nöthig, und sie füllten solche mit Rennthierfett, und brauchten Skarpie zum Dochte, allein das Gefäß war nicht haltbar; von der Hitze zerschmolz es, und das Fett tropfte durch. Sie verfertigten also eine andere Lampe, liessen selbige an der Luft trocknen, brachten sie ans Feuer, und tauchten sie darauf ganz heiß in den Kessel, worinen sie Wasser und Mehl gekocht, und daraus eine Art von Kitt gemacht hatten. Diese Erfindung gelang ihnen, und das Fett drang nicht mehr durch; doch um mehrerer Sicherheit willen, tränkten sie einige Faden von Leinewand in ihrem Kitt, oder Kleister, und umwunden damit die Lampe; welche auf diese Art völlig feste, und wie mit einer Glasur überzogen wurde. Auf eben diese Art verfertigten sie noch eine zweite Lampe, im Fall die erste zerbrechen sollte, und hoben ihr noch übriges Mehl auf, um solches zum Kitt für die Lampen zu gebrauchen, dafern sie in der Zukunft deren mehrere nöthig haben solten. Ihre Hütte verwahrten sie mit angeschwemmten Oackim, einer Art von Hanf, so man zu Ausbesserung der Schiffe braucht, und welches ihnen zugleich dazu diente, um Dochte davon zu machen, wozu sie, wenn ihnen diese Materie abgieng, ihre Hemden und Schifferhosen nahmen, und solchergestalt ihre Lampe beständig im Stande erhielten. Doch hier eräugnete sich ein neuer Mangel. Sie verbrauchten auf diese Art ihre Kleidungsstücke, die ohnedem zerrissen, und wie ihre Schuhe abgetragen waren; gleichwohl

wohl sollten sie bey herannahendem Winter etwas haben, um sich gegen die strenge Kälte zu verwahren. An Rennthierhäuten und Füchsbälgen fehlte es zwar nicht, die Schwierigkeit war nur, sie zum Gebrauche zuzubereiten, und das setzte sie in keine geringe Verlegenheit. Endlich stellten sie einen glücklichen Versuch mit Gerbung der Rennthierhäute an, weichten selbige etliche Tage lang in frischem Wasser, so, daß die Haare sich davon abbringen liessen, und rieben sie hernach, so lange bis sie trocken wurden, tränkten sie darauf mit Rennthierfett, und dadurch wurden sie schmeidig und brauchbar. Mit den Fellen, die ihnen zu Pelzen dienen sollten, verfuhren sie eben so, nur mit dem Unterschiede, daß sie selbige nicht länger als einen Tag in kaltem Wasser liegen liessen. Ein Stück Drath war ihre Nähenadel, und die kleinen Sehnen von Rennthieren vertraten die Stelle des Zwirns. So sinnreich machte sie die Noth, jene Lehrerin so mancher Künste. Sie überwanden, um sich zu erhalten, unzählige Schwierigkeiten. Indessen blieb ihre Lage immerfort sehr traurig, und wenn sie einen Blick in die Zukunft thaten, so stellten sich ihren Augen nichts als niederschlagende Aussichten dar. Alexi Himkof insonderheit war Ehegatte und Vater; seine Ehefrau und Kinder lagen ihm am Herzen, alle aber dachten mit Schrecken an den Fall, wenn einer nach dem andern sterben, und der Letzte von ihnen ein Raub der wilden Thiere werden würde. Diese ängstlichen Vorstellungen verdoppelten sich, als Theodor Waregin eine tödtliche Auszehrung bekam;

er

er litt heftige Schmerzen, und so sehr auch sein Zustand seinen Gefährten zu Herzen gieng, so war doch alle ihre angewandte Sorgfalt und Bemühung vergeblich. Er starb, ward von den drei übrigen, als ein in diesen Umständen doppelt lieber und schätzbarer Freund beweinet, und so tief als möglich in den Schnee vergraben, um seinen Leichnam den fräßigen Bären nicht Preiß zu geben. Endlich machte Gott dem Elende dieser armen Leute ganz unerwartet ein glückliches Ende. Am funfzehnden August 1749. erblickten sie von weitem ein rußisches Schiff; alsobald zündeten sie auf den nächsten Hügeln Feuer an, und liessen auf einer langen Stange eine Rennthierhaut flattern. Das Schiff näherte sich darauf dem Ufer, sie wurden in selbiges aufgenommen, versprachen dem Schiffspatron, bey ihrer Rückkunft, achtzig Rubel zu bezahlen, brachten ihre Reichthümer an Bord, nämlich zweitausend Pfund Rennthierfett, Fuchsbälge, Rennthier- und Bärenhäute, ihre Lanzen, Bogen, Pfeile, Nadel, Axt, Messer und übrige mehrentheils sehr abgenützte Habseligkeiten. So kamen sie den acht und zwanzigsten September 1749. glücklich in Archangel an, nachdem sie sechs Jahr und drei Monate in der traurigsten Einöde zugebracht hatten.

Die Frau des Alexi Himkof befand sich von ohngefähr am Ufer, als das Schiff anlandete; sie erkannte ihren Mann, und lief ihm so eilfertig entgegen, daß sie darüber ins Meer fiel, und mit genauer Noth gerettet wurde. Das Schiff, das diese Unglücklichen

befreyet, sollte seiner Bestimmung und Vorschrift nach, sich nach der westlichen Küste von Spitzbergen halten, war aber durch widrige Winde nach Osten verschlagen worden. Die drei Leute hatten so lange ohne Brod gelebet, daß sie sich gar nicht wieder daran gewöhnen konnten; auch konnten sie keine starken Getränke mehr vertragen, und tranken von der Zeit an nichts, als bloßes Wasser.

Der Oberauditeur bey der Admiralität in Archangel, Klinstädt, hat diese Leute, und zwar jeden besonders, über die erzählten Umstände vernommen, und ihre Aussage in allen Stücken übereinstimmend gefunden. Auch der Professor le Roi zu Petersburg hat zween von ihnen zu sich kommen lassen, nämlich den alten Alexi und den jungen Iwan Himkof, deren Erzählung alles dieses vollkommen bestätiget hat.

60.

Durch eine heftige Ergießung des Etschstroms ward einst die Brücke bey Verona weggerissen. Es stand nur noch der mittelste Bogen und auf demselben ein Haus mit einer zahlreichen Familie. Diese unglückseligen Bewohner sahen ihren jammervollen Untergang vor Augen, und riefen die am Ufer stehenden Zuschauer mit gen Himmel erhabenen Händen und thränenden Augen um Hülfe und Rettung an. Die Wellen des Wassers tobeten aufs heftigste und der Bogen,

nebst

nebst dem Hause, wankte. Der Graf Spolverini, zog einen Beutel mit hundert Luis d'or aus der Tasche, und bot ihn denjenigen an, welche diese bekümmerte und ihrem Untergang nahe Familie retten würden. Es kam ein geringer Arbeitsmann gegangen. Kaum sah er die Gefahr, so warf er sich unerschrocken in ein Fahrzeug, kämpfte mit Strom und Wellen aus äußersten Kräften, bis er an den bebenden Bogen kam. Er nahm die ganze Familie, Alte und Junge, welche sich mit Stricken herabliessen, in sein Fahrzeug auf. Als er sich eben mit den Geretteten von dem Bogen entfernt hatte, so stürzte derselbe mit der größten Heftigkeit ein. Die von Furcht und Angst schon halb todten Personen geriethen durch diesen Einsturz und das dadurch verursachte Aufbrausen der Wellen in ein neues Schrecken. Ihr Erretter sprach ihnen Trost und Muth zu, und brachte sie endlich glücklich ans Ufer. So gleich sprang der gutthätige Graf freudenvoll herbey, und reichte ihm den Beutel mit hundert Luis d'or; allein der Arbeitsmann sagte: Nein, vor Geld werde ich nie mein Leben verkaufen. Ich verdiene durch meiner Hände Arbeit täglich so viel, als zu meinem, meiner Frauen und Kinder Unterhalt nöthig ist Geben sie das Geld dieser armen Familie, die hat es jezt nöthiger, als ich.

So denkt der Menschenfreund,
Und das ist sein Bestreben,
So treu als er sich lebt,
Zum Wohl der Welt zu leben. Gellert.

61.

Der Kayser Leopold fragte im Jahre 1673. einen protestantischen Fürsten aus seinen Erblanden: welches die beste Religion sey? Der Prinz antwortete so gleich: Gott und dem Kayser treu zu verbleiben.

62.

Erkenntlichkeit.

Der preussische General von Puttkammer besaß einen sehr sanften Charakter, und war gewohnt, die geringsten Gefälligkeiten auf die großmüthigste Art zu vergelten. Ein gemeiner Reuter des ehemaligen geslerschen Küraßierregiments, Daniel Hasse, hatte ihm noch als Standartenjunker einige Dienste erwiesen. Davor ließ er ihn mit Weib und Kindern aus Preussen zu sich kommen, und versorgte ihn und seine Familie sehr reichlich auf seinem Gute Pawunka.

63.

Ein seltenes Testament.

Als der Abt des Klosters Clairvaux in Frankreich, Bernhard, sich seinem Ende näherte, ließ er sämmtliche Klosterbrüder zu sich rufen, und sprach folgendergestalt

gestalt zu ihnen: drei Stücke erfreuen mich. Das erste, daß ich niemanden muthwillig geärgert — das zweite, daß ich mir selber nie zu viel zugetrauet — und das dritte, daß ich mich nie selbst gerochen habe. — Drei Stücke aber bescheide ich Euch auch — zum ersten die Liebe — zweitens die Demuth — und drittens die Geduld. —— Dieß sey mein Testament! — Und mit diesen Worten verschied er.

64.

Der berühmte Kanzler der Hallischen Universität, Freyherr von Wolf, verehrte die Religion mit einem sehr warmen Herzen, und hielt es für Pflicht, so wohl zu seiner eigenen Ermunterung im Guten, als auch andern ein löbliches Exempel zu geben, die Sakramente der Kirche fleißig zu brauchen, und dem äußerlichen Gottesdienste, so lange es nur seine Kräfte und Gesundheit verstatteten, andächtig beyzuwohnen; im Gegentheil beklagte er sich, gegen den nunmehr ebenfalls verewigten Professor Stiebriz, sehr oft über die nachläßige und strafbare Verabsäumung desselben.

65.

Eine merkwürdige Instruktion.

Als der letztverstorbene König von Preußen den nachmaligen Oberkonsistorialrath Hecker, zum Prediger an die Dreifaltigkeitskirche in Berlin berief, sprach er, zu Wusterhausen — wo Hecker vor ihm predigte und an seiner Tafel speisete — unter andern folgende wahrhaftig königliche Worte zu ihm: 'Nun soll er bey „der neuerbauten Dreifaltigkeitskirche zu Berlin Pre„diger seyn. Er muß, wie er heute gethan, den Leu„ten auf der Friedrichsstadt den Herrn Jesum predi„gen, und sich der Jugend recht annehmen; denn da„ran ist das meiste gelegen." — So sprach der grosse König — und mit welcher Treue der vortrefliche Hecker diese königliche Anweisung befolgte, bewieß nicht nur der vorzügliche Segen, welcher sein Predigtamt begleitete; sondern beweiset es noch immer die blühende Realschule, deren Stifter er wurde, und die er mit Darreichung aller seiner Kräfte, und beynahe auch seines ganzen Vermögens gründete!

66.

Der Bischof von Tournai schickte einst seinen Kapellan zu verschiedenen Protestanten, die man um der Religion willen gefangen genommen hatte, um sie zur

Aende-

Aenderung derselben zu bewegen. Als er zu ihnen kam, sagte er, daß er vom Bischof geschickt worden sey, sie zur christlichen Religion zu bekehren. Die gefangenen Protestanten erwiederten, daß sie durch die Taufe und durch den Glauben an das Evangelium Jesu, Christen wären. — Wie, Sie sind Christen? fragte er voll Erstaunen: und wie heissen Sie? — Hiermit zog er aus seiner Tasche eine Tafel, worinn ihre Namen aufgezeichnet waren; denn er glaubte sich geirret zu haben. Sie sagten ihm darauf ihre sämmtlichen Namen. — Sie sind es, versetzte er, zu denen ich geschickt worden bin, und ich glaube nicht, daß Sie Christen sind; denn der Bischof hat mir aufgetragen, Sie zum Christenthum zu bekehren. Sagen Sie mir, wenn es Ihnen gefällig ist, Ihre Glaubensartikel her. — Sehr gern, antworteten sie, und zugleich sagte ihm einer das apostolische Symbolum vor. — Glauben Sie hieran? sagte er voll Verwunderung zu ihnen; und da sie es bejaheten, antwortete er: und ich auch; der Bischof hat mich heute zu seinem Narren gebraucht, denn es war eben der erste April des Jahres 1701. Voll Zorn, daß Ihro Gnaden mit einem Manne von seinem Alter und Charakter, auf eine solche Art, sein Spiel gehabt hätten, gieng er schleunig von ihnen, und sie sahen ihn nie wieder.

S. Schicksal der Protestanten in Frankreich, zweiter Th. S. 424. f.

67.

Der Herzog George von Sachsen, ein bekannter, sehr eifriger Katholik, ließ kurz vor seinem Ende, seinen vortreflichen Bruder, den Herzog Heinrich zu Freiberg, der sich samt seinem Hause zur protestantischen Lehre bekannte, durch eine besondere Gesandschaft, versichern; "daß er ihn und seine Söhne zu Erben „seines Landes und seines Silberschatzes machen wolle, „wenn er die Religion ändern wolte." Auf diese Versicherung ertheilte der ruhmwürdige Fürst den Gesandten zur Antwort: *Ihr macht es wie der Teufel, da er Christo alle Reiche der Welt versprochen, wenn er niederfallen und ihn anbeten würde. Ihr solt aber wissen, daß ich weltlichen Reichthum nicht so hoch achte, daß ich darum von der erkannten Wahrheit abweichen solte. Lieber wolt ich und meine Katharine mit dem Stecken in der Hand ledig davon gehen.* — So sprach der heldenmüthige Prinz. — Herzog George starb wenige Tage darauf, und Heinrich war sein Nachfolger, ohne daß man es hindern konnte, weil es Gott haben wolte.

68.

Eben dieser Herzog George von Sachsen hatte einen Prinzen, welcher Johannes hieß. Er war ein kluger und verständiger Herr und machte sehr grosse Hofnung;

aber

aber den Religionseifer schien er von seinem Vater geerbet zu haben. Einst ließ er dem seligen D. Luther durch Lukas Kranncken sagen: er beklagte sich in seinen Schriften sehr über seinen Vater; allein er solte wissen, daß, so ihm sein Vater eisern wäre, er ihm, wenn er zur Regierung käme, stählern seyn wolte. —— Als Lutherus solches vernahm, lachte er und antwortete: Herzog Hannß mag sich nur um ein seliges Ende bekümmern; ich aber fürchte mich gar nicht vor seinen Drohungen, denn ich weiß, daß er seines Vaters Tod nicht erleben wird. Ueber diese Antwort alterirte sich der Prinz dermassen, daß man bis an sein Ende eine gewisse Schwermuth an ihm verspürte. Er fiel kurz darauf in eine beschwerliche Krankheit, und starb wirklich zu grossem Leidwesen seines Vaters und seines Hofes, am eilften Jenner 1537. im neun und dreißigsten Jahre seines Alters.

69.

Großmüthige Unterstützung der Unschuld.

Zur Zeit des Herrn von Beausobre wurde in dem königlichen Consistorio zu Berlin eine Stelle erledigt, auf welche ein bejahrter französischer Prediger, Fornieret, ein Mann von grossen Verdiensten, mit Recht Anspruch machen konnte; weil ihm außer dem Alter, der Erfahrung und der Gelehrsamkeit, auch der Rang,

der Wohlstand und das Herkommen zu statten kamen. Es würde eine öffentliche Beleidiguug dieses Mannes gewesen seyn, wenn ihm diese Ehrenstelle versagt worden wäre; und gleichwohl wurde sie einem andern zu Theil. Forneret wagte es nicht, sich deßhalb bey Hofe zu beklagen, sondern beobachtete ein kluges und furchtsames Stillschweigen; der Herr von Beausobre aber besaß mehr Muth. Er wagte es, sich eines Mannes anzunehmen, von welchem er glaubte, daß ihm nicht sein völliges Recht wiederfahren sey. Er begab sich daher zu dem Staatsminister und stellte ihm vor: "daß „so wohl dem König, als ihm selbst, der übergangene „Prediger und die rechtmäßigen Gründe seines An„spruchs auf diese Stelle unbekannt seyn müßten; die „Rechtmäßigkeit derselben läge am Tage, die gar zu „grosse Bescheidenheit aber hätte diesen Mann abge„halten, einen Schritt zu seinem Vortheil zu thun, „oder sich über das ihm wiederfahrne Unrecht zu be„schweren. Zuletzt versicherte er, daß er eine Stelle, „deren ein Mann von so grossen Verdiensten beraubt „wäre, ungern bekleiden würde" — denn Beausobre war schon vorhero ein Mitglied des königlichen Oberconsistoriums. — Diese Vorstellung hatte die gewünschte Wirkung, welche zu einem Beweise der Achtung diente, in welcher dieser vortrefliche Mann bey Hofe stand; denn dem schon ernannten Prediger wurde zwar sein Platz im Consistorio nicht genommen; es wurde aber in Betrachtung des Herrn Fonerets eine neue Stelle errichtet, und ihm wegen seines Alters ein höherer Rang ertheilet. 70. Ueber-

70.

Uebermäßige — schädliche Liebe der Thiere.

Ein französisch reformirter Prediger, Namens Mariette, der um der Religion willen seine Zuflucht nach Engelland nahm, hatte seinen Wohnplatz in Kanterbury aufgeschlagen, wo er nach seiner Bequemlichkeit leben konnte, besonders da ihn der Erzbischof daselbst einen ganzen Kirchsprengel anvertrauet hatte. Ob es ihm gleich nicht untersagt war, sich zu verheyrathen, so war er doch nie zu einer solchen Veränderung geneigt gewesen. Sein größtes und einziges Vergnügen war eine grosse Katze, die er schon zehn bis zwölf Jahr, unter beständigen Liebkosungen, an sich gewöhnt hatte. Er hegte für dieses Thier außerordentlich viel Neigung, und wenn keine Fremde bey ihm speiseten, gab er ihr auf einem besondern Teller immer dieselben Leckerbissen, wovon er selbst speisete. Dieser gefährliche, von seinem Herrn allzusehr verzärtelte Liebling, war zur Dankbarkeit allein Ursach am beklagenswürdigen Ende dieses Predigers. Unglücklicher Weise mußte sein Bruder, der ihn eben besuchte, einen traurigen Zeugen seines Todes abgeben. Von ihm hat man auch die Erzählung, bey seiner Zurückkunft aus England, so gehöret, wie er sie mit angesehen, und wie sie hier im Auszuge erfolget.

Herr Mariette hatte von seinen benachbarten Amtsbrüdern einst viele zu einer Mittagsmahlzeit eingeladen.

geladen. Sein Bruder war bey diesem Gastmale zugegen. Die Gäste wurden vortreflich bewirthet, und an einem wohlgenützten Ueberfluß von Wein ließ es der Wirth bey dieser Gelegenheit nicht fehlen. Die erwähnte Katze, der verzärtelte Liebling des Herrn Mariette, hatte die grossen Anstalten zur prächtigen Bewirthung der Gäste in der Stille mit angesehen, und geglaubt, man würde ihm auf einem besondern Teller von allen Leckerbissen, eben so gewissenhaft zu kosten geben, als er es bisher von seinem Herrn gewohnt war. Allein Herr Mariette, war entweder zu beschäftigt, an seinen Liebling zu denken, oder, welches noch wahrscheinlicher ist, er wolte seine Schwachheit vor ihren Augen verbergen. Kurz, er begnügte sich dießmal damit, seine Katze zu rufen, und ihr ein Stückchen Hünerkeule über die Schulter zu reichen. Das eifersüchtige Thier würdigte weder diesen Leckerbissen, ihn anzuriechen, noch seinen Herrn oder einen andern Gast, sich während ihrer Mahlzeit ihnen zu nähern. Gegen vier Uhr verließ man die Tafel. Zween von den Gästen blieben zurück, um ein wenig Mittagsruhe zu halten. Herr Mariette's Bruder führte sie in eine Kammer, wo sie auf seinem Bette, zwo gute Stunden schliefen. Dem Herrn Wirth gefiel es, ihrem Beyspiel zu folgen.

Da Herr Mariette sich mit seinem erzürnten Liebhaber allein befand, und in eben dem Zimmer, wo man gespeiſſet hatte, auf einem Sopha eingeschlummert war, schien im ganzen Hause alles ruhig zu seyn. Der

Bru-

Bruder hatte zur Veränderung einen Spaziergang nach dem Garten gethan. In dieser stillen Zwischenzeit kam ein Bedienter des Erzbischofs von Kanterbury, mit einem wichtigen Schreiben, an den Prediger des Orts. Der Bruder eilte, den Herrn Mariette zu wecken; allein der gute Mann war in einen ununterbrechbaren Schlaf versunken, und von seinem beleidigten Liebling erdrosselt worden. Anfänglich glaubte sein Bruder, er müßte von einem plötzlichen Schlagflusse getroffen seyn. Da er also die beyden andern Prediger aufgeweckt und herbey gerufen hatte, zeigten ihm diese die schrecklichen Spuhren der Katzenklauen am Halse des Erwürgten, welche ihm ein deutliches Licht von der Todesart seines Bruders aufsteckten.

Die mörderische Katze war indessen schlau genug in eben dem Zimmer zu bleiben, und sich zu stellen, als ob sie schliefe. Der noch lebende Herr Mariette kam zufälliger Weise auf einen besondern Versuch, um sich mehr Gewißheit in einer so bedenklichen Sache zu verschaffen. Er bat seine Freunde, sich zu verbergen. Er selbst band eine Schnur an den Fuß des Erwürgten, stellte sich in einen Winkel, zog an der Schnur, und bewegte den Verstorbenen so natürlich, daß die betrogne Katze, die noch einiges Leben in ihrem Herrn wahrzunehmen, und ihn nicht völlig erdrosselt zu haben glaubte, noch einmal über ihn herfiel, um ihn, auf die Art, wie vorher, vollends zu erwürgen. Herr Mariette, der nun keiner weitern Ueberzeugung bedurfte, verfolgte das grausame Thier mit seinem Degen; allein

sie

sie entkam glücklich und hat sich in diesem Hause nie wieder sehen lassen.

S. Büffons Naturgeschichte, zweiter Band, Berlin 1773. S. 244. f.

71.

Als im Anfange dieses Jahrhunderts viele Protestanten aus Frankreich flüchteten, befand sich an der Schelde, zwo Meilen von Tournai, ein Bauer, Namens Batist, welcher die Flüchtlinge, seines guten Gewinnsts wegen, bey Nachtzeit überseßte. Einst kamen fünf vornehme protestantische Personen, nebst ihrem Wegweiser, glücklich bis zu ihm, und Batist freute sich nicht wenig darüber; denn jede von diesen Personen versprach ihm zwey Luis d'or, wenn er sie bis an die andere Seite des Flusses bringen würde. Voll Vergnügen führte er sie in sein Hauß, gab ihnen zu eßen und erwartete nur die Stunde, die zu diesem Vorhaben die günstigste war, und wo sich die Nachtwache, an den Ufern der Schelde, nicht mehr würde sehen lassen. Indessen viel dem Batist ein von Zeug gemachter Mantel, welchen einer von diesen Flüchtlingen, Namens Mauret trug, in die Augen, und da er ihm gans besonders gefiel, bat er ihn um denselben. Mauret sagte ihm, daß er diesen Mantel für alles in der Welt nicht weggeben würde, weil er seinem Vater, der nach Amsterdam geflüchtet wäre, gehörte, und den er

ihm

ihm selbst gern überbringen wolte. Der Bauer unterließ zwar sein ungestümes Ansuchen nicht, aber Mauret schlug es ihm beständig ab. Dieß vermochte den gewinnsüchtigen Bauer zu der abscheulichsten Tücke. Er brachte den Wegweiser allein über den Fluß, diese fünf unglückliche Protestanten aber, drei junge Herren und zwei Demoiselles, nahm er mit zwanzig bewafneten Bauern gefangen. — Allein, es währte nicht lange, so erhielt er die verdiente Strafe seiner tückischen Verrätherey, und das auf folgende Veranlassung. Die Stadt Ath trieb zu dieser Zeit mit Tournai einen starken Handel, und dieß mit verbotenen Waaren. Da einst Batist und einer seiner Kameraden vernommen hatte, daß ein Kaufmann aus Tournai, mit einem Wagen, der mit verbotener Waare beladen wäre, von Ath käme; so beschlossen sie auf die Heerstrasse zu gehen und sich zu stellen, als ob sie diesen Wagen wegnehmen wolten, aber nur in der Absicht, von dem Kaufmann Geld zu bekommen. Der Kaufmann erschien mit dem Wagen; die beyden Bauern hielten ihn an und gaben vor, daß sie den Wagen nach dem Zollhause bringen wolten, damit daselbst die darinn befindlichen Waaren confiscirt würden. Der Kaufmann gab ihnen funfzehn Thaler, und bat sie, ihn ruhig reisen zu lassen. Ihr Wunsch war erfüllt; sie nahmen das Geld und giengen hinweg. Allein der Wagen wurde durch den Zolleinnehmer in dem Thore der Stadt Tournai angehalten und die Waare zum Besten der Pächter confiscirt. Als der Kaufmann seine Waaren

ver-

verlohren hatte, dachte er an nichts, als sich an den beyden Bauern, die ihn als Räuber auf der Heerstrasse angefallen hatten, zu rächen. Um dieses zu bewerkstelligen, machte er es dem Oberrichter von Flandern, dem Herrn von Lambertie, bekannt; der diese beyden Bösewichter so gleich gefangen nahm und sie in den Stadtthurm bringen ließ. Der Oberrichter, der schon längst wußte, daß Batist ein Bösewicht und zur Begehung der größten Laster fähig sey, und auf den er einen grossen Verdacht geworfen hatte, als wenn er den Protestanten zum Uebergange über die Schelde behülflich wäre — ein Verbrechen, auf welches der Galgen gesetzt war — dieser Oberrichter glaubte ihn, wegen des Raubes und der Gewalt, die er an dem Kaufmann begangen hätte, rädern lassen zu können. Er machte also alle Anstalt, an ihm das Urtheil zu vollziehen. Er verhörte ihn sehr scharf; allein Batist, der ein listiger Mensch war, vertheidigte sich wegen des Strassenraubes bewundernswürdig. Er wußte sich der kleinsten und geringsten Umstände so klug und geschickt zu bedienen, und seinen begangenen Strassenraub auf einer so schönen Seite vorzustellen, daß man nicht vor rathsam hielt, mit ihm weiter gerichtlich zu verfahren. Er solte schon wieder in Freyheit gesetzt werden, als plötzlich ein Zufall der ganzen Sache ein anderes Ansehen gab, die für ihn sehr unglücklich hinaus lief.

Nach der Gefangennehmung der drei Herren und der beiden Demoiselles, welche er so boshaft hintergangen hatte, wurde ihnen der Prozeß von dem Gerichte

)der der Landvogtey der Stadt Tournai gemacht; und
:he das Urtheil von dem Parlement bestätiget wurde,
welches fünf bis sechs Wochen dauerte, brachte man
)ie Herren ins Gefängniß, um sie hierauf auf die Ga-
leeren zu schicken. Während dieser Zeit kam der Stock-
meister öfters zu ihnen, und bat einst den Herrn Du-
)uy, der sich darunter befand, ihm doch die Geschichte
)on ihrer Gefangennehmung, durch den treulosen Ba-
tist, zu erzählen. Dupuy hatte kein Bedenken dieß
u thun, und erzählte ihm alles ausführlich. Kaum
)atte aber der Stockmeister ihre traurige Geschichte ver-
)ommen, als er den Oberrichter davon benachrichtigte,
weil er hier untrügliche Beweise haben könne, daß
Batist sehr oft Protestanten, die aus dem Reiche ge-
lüchtet wären, über die Schelde geführet hätte. Der
Oberrichter war über diese Nachricht so erfreut, daß
r selbst vor das Gefängniß der drei Herren kam, sie
)ey ihren Namen rief und ihnen ankündigte, daß sie
morgen, um zehn Uhr, vor sein Gericht gefordert wer-
)en solten, um mit einem Eide, die Wahrheit wegen
)es Batist, zu sagen. Wirklich kam auch des andern
Tages, zur bestimmten Stunde, der Stockmeister und
ween Thürhüter zu ihnen, und brachte die drei Her-
:en in die Gerichtsstube, wo sie den Richter und seine
Räthe versammelt fanden. Der arme Batist saß mit
gefesselten Händen auf einer Bank, seine Augen wa-
:en niedergeschlagen, eine fürchterliche Blässe hatte sein
Gesicht überzogen, und beym Anblick derer, von denen
jezt sein Leben abhieng, und die so viel gerechte Ursach

zu haben schienen, sich wegen seiner Verrätherey, die er an ihnen begangen hatte, zu rächen, wurde sein Innerstes erschüttert. Der Richter frug Batist, ob er diese Herren kennete? Er sagte Nein. Wir werden sie dich bald kennen lernen, erwiederte der Richter, und frug zugleich die Herren, ob ihnen dieser Uebelthäter bekannt sey? Sie sagten ihm, daß sie ihn für den ansähen, der sie hätte gefangen nehmen lassen. Heben Sie, fuhr der Richter hierauf fort, Ihre Hände in die Höhe, und versprechen Gott und der Gerechtigkeit, in allem, was man Sie fragen wird, die Wahrheit zu sagen. Die Herren antworteten unerschrocken, daß sie es nicht thun würden, weil sie, als Verurtheilte, dazu außer Stand gesetzt wären, und daß sie zu einem Zeugniß, noch vielweniger zur Leistung eines Eydes, nicht gezwungen werden könnten — dieß ist wirklich der Fall bey denen die zu den Galeeren verdammt sind. Wie, rief der Richter mit einer finstern Mine aus, Sie sagen, daß Sie die Wahrheit lieben, und weigern sich doch sie zu bekennen? Wir sind, antwortete Dupuy zwar Liebhaber der Wahrheit des Evangeliums, allein sie verbietet uns, ihr Opfer zu bringen, die mit dem Unglück andrer Menschen verbunden sind, und die Gesetze befreyen uns gleichfals davon. — Welche Großmuth! Welch ein bewundernswürdiges Betragen! sagte der Richter, mit gen Himmel gerichteten Augen. — Er wendete sich hierauf gegen Batist, der ganz entzückt war, seine Feinde so reden zu hören, und auf den jezt, statt der Rache, lauter Liebe zufloß. Er sagte zu

ihm: Bösewicht, küsse die Fußtapfen dieser Tugendhaften, die dir den Strick von dem Halse abnehmen. Du bist die Ursache ihrer Verurtheilung zu den Galeeren; du solst ihnen aber auch Gesellschaft leisten. —— Hiermit stund er von seinem Stuhl auf; die ganze Versammlung gieng aus einander, und die Gefangenen wurden ins Gefängnis zurück gebracht. Die drei protestantischen Herren waren vergnügt, so glücklich gewesen zu seyn, dem Batist, ohne Verletzung ihres Gewissens, beygestanden zu haben. — Endlich wurde vom Oberrichter das Urtheil wider Batist und seinem Kamerad Pitous ausgesprochen. Sie wurden Zeitlebens zu den Galeeren verdammt, weil sie den Kaufmann auf der Heerstrasse angefallen hatten. Da das Urtheil der drei Herren gleichfals bestätigt war, so wurden sie, von sechs Gerichtsbedienten, aus dem Gefängniß geholet, die sie nach Ryssel, als dem Sammelplatz der Verurtheilten, bringen solten. Man band zwei und zwei an den Händen, und endlich alle fünf zusammen; und das Schicksal wolte, oder es geschah vielleicht auf Befehl des Richters, daß Batist und Herr Dupuy bey einander kamen. So wurden sie des Morgens um zehn Uhr weggeführt. Ganz Tournai wußte, was vorgegangen war, und der Ruf von der großmüthigen und christlichen That dieser Herren, die ihrem untreuen und verrätherischen Feinde das Leben erhalten halten, hatte sich allenthalben ausgebreitet. Eine Menge Volks versammlete sich vor dem Stadtthurme, und alle Strassen waren voll Menschen,

die die Tugend mit dem Laster verbunden sehen wolten. Batist, dieser Erzbösewicht, dieser Verräther, war den größten Beschimpfungen ausgesetzt, und an den drei Herren verschwendete man alle Lobeserhebungen und Glückwünsche.

72.

Schreiben der Frau Mary Hutson, an ihre hinterlassenen Kinder, in Südcarolina.

Wenn Ihr, meine theuresten Kinder, diese Zeilen lesen werdet, so sind die Hände Eurer armen Mutter die diesen Brief geschrieben haben; ihre Zunge, die Euch ermahnet zu Christo zu kommen, und oft für Euch gebetet; ihre Augen, die oft über Euch geweinet, und ihr Herz, das sie öfters vor Gott, mit starkem Geschrey für Eure Seelen, ausgeschüttet hat; alles dieses sage ich, wird in dem kalten Grabe, in diesem Hause das für alle Lebendige bestimmt ist, vermodern. Und wie, sollen alle meine Bemühungen verlohren seyn? Aller Unterricht, den Ihr von Eurem zärtlichen und frommen Vater erhalten habt — alles das gute Beyspiel, das er Euch vor Augen gestellet — alle die vortreflichen Predigten, die Ihr von ihm und andern treuen Predigern gehört habt — sollte alles dieses, sage ich umsonst seyn, oder was noch schlimmer ist, das Gerichte Gottes gegen Euch schwerer machen? das wollte Gott nicht!

Ach,

Ach, meine Kinder, wie sehr wünsche ich, wenn es möglich wäre, blutige Thränen über Euch zu weinen! Ich bitte Euch, ich beschwöre Euch, durch die Barmherzigkeit Gottes, durch den Kampf und Angstschweiß Christi, durch sein Kreuz und Leiden, durch seinen theuren Tod und Begräbniß, durch seine Auferstehung und glorreiche Himmelfahrt, und durch die Herabkunft des heiligen Geistes; ich beschwöre Euch, laßt Euch versöhnen mit Gott! Wie sehr gebähre ich Euch gleichsam aufs neue, damit Christus in Euch eine Gestalt gewinnen möge! Als einen Beweiß meiner zärtlichen Liebe gegen Euch, lasse ich dieses hinter mir zurück, damit ich, wenn ich auch todt bin, auch dadurch mit Euch noch reden kann. Betrachtet mich also gleich als ob ich aus dem Grabe noch mit Euch spräche. Ihr werdet das Angesicht Eurer armen Mutter nicht mehr sehen, bis zur Zeit der Wiederbringung aller Dinge, wenn Christus mit einem Feldgeschrey und Stimme des Erzengels und mit der Posaune Gottes, mit allen heiligen Engeln und mit den Geistern der vollendeten Gerechten, vom Himmel hernieder kommen wird, um in allen seinen Heiligen verklärt zu werden, und von seinen Feinden Rache zu nehmen; und dann, meine guten Kinder, müßt Ihr alle offenbar werden vor dem Richterstuhl Christi, und entweder zur rechten oder zur linken Hand des Menschensohnes stehen. Und ach, wie wollt ihr Euren Eltern, und was noch unendlich mehr ist, wie wollt Ihr Christo ins Angesicht sehen, wenn Ihr, nach allen Warnungen, Bitten und Vor-

theilen, die ihr von vielen Tausenden hier gehabt habet, doch soltet zu seiner Linken gefunden werden? — Ach, meine Kinder, wie würdet Ihr es ertragen können, daß der liebreiche Erlöser, der Euch so gebeten hat, ihr soltet Euch mit ihm versöhnen, und der auch jezt noch so bereit ist, Euch Gnade zu erzeigen, daß, sage ich, der Euer Feind seyn sollte? Wie würdet Ihr es ertragen können, wenn Ihr von den Lippen, die voller Gnade und Wahrheit sind, die schrecklichen Worte hören müßtet — ach, wie kann ich an sie gedenken, daß ich nicht selbst zittern solte — Gehet hin — Wohin? Ach in das ewige Feuer; denn diese meine Feinde, die so vieles Licht und so viele Vortheile hatten, haben für ihre Sünde keine Vergebung, sondern werden in die äußerste Finsterniß, in die tiefste Hölle hinausgestossen. Sie wolten nicht haben, daß ich über sie herrschen solte, sie müssen nunmehro den Satan, in ewiger Pein, über sich herrschen lassen. Eben der Christus, dessen Augen Liebe und Freundlichkeit seinem Volke zeigen werden; eben dieser wird auch zehntausend Blitze in die Herzen seiner Feinde schiessen lassen. Wie werden sie dann mit schrecklichem Geschrey vor seinem Angesichte fliehen, und den Felsen und Bergen zurufen: Fallet über uns, und bedecket uns vor dem Zorne des Lammes, denn der grosse Tag seines Zornes ist kommen.

Und nun, meine theuresten Kinder, seyd Ihr im Stande, allen diesen Zorn zu ertragen, der über die Bösen gewiß und zu ihrem äußersten Verderben kommen

men wird? Könnt Ihr es ausstehen, dereinst in dem ewigen Feuer zu brennen? Wo nicht, so fliehet zu Christo, da er noch zu finden ist; ruft ihn an, weil er nahe ist, und ergebt Euch selbst an ihn, da er seine Gnadenarme noch ausstrecket, Euch aufzunehmen. Legt die aufrührischen Waffen ab, werft Euch selbst zu seinen Füssen nieder, bittet um Gnade Tag und Nacht, macht keine Entschuldigungen, bittet um Vergebung, bittet um Antheil an Christo, betet für Eure armen, blossen, elenden Seelen, daß sie in seinem theuren Blute gewaschen und von allen Sünden gereiniget werden mögen. Ihr mögt es einsehen oder nicht, meine Kinder, Ihr seyd von Natur verderbt und elend, arm, blind und bloß. Bittet Gott, daß er Euch Euer Elend einsehen lasse; bittet ihn, daß er Eure Augen mit Augensalbe heile, damit Ihr die Vortreflichkeit Christi, und seines Evangelii einsehen lernet. Betet um Geld, das durchs Feuer geläutert ist, ja um alle Gaben des Geistes, damit Ihr innerlich ganz herrlich, reich an Glauben, und reich an guten Werken seyn möget. Betet ernstlich um das weisse Kleid, um die Gerechtigkeit Christi, um damit Eure nackenden Seelen zu bedecken. Ich bitte Euch nochmals inständig, meine lieben Kinder, kommt diesem allen, was ich euch gesagt habe, fleißig nach. Betet, daß Gott Euer Vater und Beschützer, Jesus Christus Euer Erlöser, denn er ist mächtig, und der heilige Geist Euer Heiligmacher und Tröster seyn möge, und dann wer darf, wer kann, wer wird Euch betrüben können? Ihr werdet alsdenn we-

der mich noch Euren Vater vermissen, wenn Gott ihn von Euch hinwegnehmen solte, denn Christus wird Euch Alles im Allem seyn. Dann werden Euch Eure Eltern, und was unendlich mehr ist, dann wird Euch Christus mit Freuden aufnehmen an jenem grossen Tage; ja, so bald Ihr sterben werdet, so bald werdet Ihr bey Christo seyn.

Und nun laßt mich Euch noch einige wenige aber wichtige Erinnerungen und Lehren geben. Ich beschwöre Euch bey dem Namen deßjenigen, den Ihr Christum nennt, machet Euch loß von aller Ungerechtigkeit. — Fliehet selbst den Schein der Sünde. — Meidet böse Gesellschaft, damit Ihr nicht an ihrer Sünden Theil nehmet, und durch ihre Wege angestecket werdet. — Vereiniget Euch selbst mit den Vortreflichsten der Erde, mit wahren Christen. Bemühet Euch, wenns möglich ist, unter einem gesunden und treuen Prediger zu leben. Forschet in der Schrift, leset jeden Tag ein oder zwei Kapitel, und haltet sie höher, denn das feinste Gold, so wird sie Euch süsser seyn, denn Honig und Honigseim. Dank sey Gott, so finde ich sie! Leset nur gute Bücher, und unterlaßt niemals, jeden Morgen und jeden Abend, in der Stille für Euch zu beten. Wenn es in Eurer Gewalt steht, so erwählt den Stand und Beruf, der am meisten zur Ehre Gottes, zum Besten Eurer eignen Seelen, und zur Wohlfahrt Anderer gereichet; denn diese drei Stücke sind aufs genaueste verbunden. Um es mit wenigen Worten zu sagen: thut Gerechtigkeit — lie-

bet

bet Barmherzigkeit und wandelt demüthig vor Gott. Und ferner bitte ich Euch, kämpft wider den Stolz. Verachtet die Armen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes. Betet eifrig um Demuth, und betet um den Glauben, der die Seele reiniget, und durch die Liebe thätig ist. Bittet, daß ihr von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von allen Kräften Gott lieben möget. Liebt Eure Brüder und Schwestern; liebt alle Eure Nebenchristen, ja liebet auch Eure Feinde. Speiset den Hungrigen, kleidet den Nackenden, besucht den Kranken, und was noch über dieses nöthig ist, bittet Gott, und er wird Euch lehren. So werdet Ihr Gnade hier und Friede haben; einen solchen Frieden, den die Welt nicht geben, aber auch nicht nehmen kann; einen solchen Frieden, der höher ist, denn alle Vernunft, und nach dieser Zeit werdet Ihr eine ewige und über alle Maaßen wichtige Herrlichkeit erlangen. Gott verleihe Euch dieselbe um Christi willen!

Lebet wohl, meine lieben Kinder, bis wir einander, wie ich hoffe, in der Ewigkeit wieder antreffen!

73.

Der letztverstorbene Dauphin hatte im Jahre 1756, als er von der Jagd zurück kam, und seine Büchse wieder abgeben wolte, das Unglück, seinem Stallmeister, dem Herrn von Chambord, wider Willen und Vermuthen, eine tödliche Wunde beyzubringen. Es

ist unbeschreiblich, wie sehr dieser großmüthige Herr durch dieses unerwartete Unglück gerühret war. Die Witwe dieses Officiers befand sich zu der Zeit in gesegneten Umständen, und die Zeit ihrer Niederkunft nahete heran. Der Prinz hatte die Gnade, sich nicht allein zum Pathen des Kindes, das sie bekommen solte, anzubieten; sondern ihr überdies noch folgendes Billet zu schicken. "Ihr Interesse, Madame, ist nunmehr „das Meinige worden. Nie werde ich es, von jezt „an, aus einem andern Gesichtspunkt betrachten. Ich „werde es mir äußerst angelegen seyn lassen, allen Ihren Wünschen zuvorzukommen, sie mögen Sie selbst „betreffen, Madame, oder das Kind, von dem Sie „entbunden werden sollen. Alles, was Sie bitten „können, soll Ihnen zugestanden werden. Es würde „mir sehr wehe thun, wenn Sie sich jemals in Ihren „Angelegenheiten an jemand andern, außer mir, wenden wolten. Nach dem entsetzlichen Unglück, dessen „bloße Vorstellung mich erschüttert, wird dieses meine „einzige Beruhigung seyn, Ihren Schmerz, so viel in „meiner Gewalt ist, besänftigen zu helfen; einen „Schmerz, den ich so lebhaft, als Sie selbst, empfinde." — Nach diesen rühmlichen Versicherungen erhöhete der gerührte Prinz die Pension, welche er der Madam von Chambord gleich anfänglich ausgesetzt von vier tausend Livres so gleich durch eine Zulage von zehn tausend Livres. Der Vater des Herrn von Chambord war schon mit dem St. Ludwigsorden geziert, und jezt wurden seine Güter vom Könige zu einem Marquisat erhoben.

74. Spu-

74.

Spuren der göttlichen Vorsehung bey Entdeckung heimlicher Verbrechen und verborgener Unschuld.

Zween Bettelknaben fanden bey einem Dorfe, im harten Winter, nämlich in der Mitte des Jenners, in einem Graben, ein Pakt, das in grobe Leinwand eingewickelt war. Voller Freuden und in Meinung, einen Schatz gefunden zu haben, holten sie solchen an das Land, entdeckten aber bey Eröfnung desselben, zu ihrem größten Schrecken, ein todtes Kind. So bald sie sich von ihrem Schauder einigermaßen erholet, entschlossen sie sich dasselbe mit Erde zu bedecken, und den Vorfall der Obrigkeit anzuzeigen; worauf der Leichnam so gleich zur gerichtlichen Besichtigung und Verwahrung abgeholet ward. Man erkannte so fort die Gewalt, mit welcher das Kind umgebracht war; denn die Thäterin hatte ihm die Nabelschnur um den Hals gewunden, und die arme Kreatur damit erdrosselt. Da nun überdem die innern Theile bey der Eröfnung des Körpers unversehrt angetroffen wurden, so war die Gewißheit des Verbrechens außer Zweifel, und es fehlte nur an Entdeckung der ruchlosen Thäterin. Man vermuthete solche nicht in der Nähe, und suchte durch ausgesetzte Belohnungen, welche in der Zeitung bekannt gemacht wurden, dieselbe auszuforschen; man konnte aber weder auf diese Art, noch durch angestellte Nachforschungen

forschungen in der Nachbarschaft das geringste entdecken. Endlich, welches so gleich hätte geschehen sollen, fiel man darauf, in dem Hauß, hinter welchen das Kind im Graben gefunden worden, genaue Nachforschung zu thun, und hier entwickelte sich der unauflösliche Knoten.

Man erfuhr, daß in diesem Hause eine Magd seit Neujahr sehr krank liege, und da die Zeichen der Verwesung, die an dem todtgefundnen Kinde sichtbar waren, gar wohl vermuthen liessen, daß es schon an vierzehn Tage im Wasser gelegen, fiel der erste Verdacht auf diese Weibsperson. Der Gutsherr hat den Prediger, zu ihr zu gehen, und als er sie befragte: ob ihr nichts von dem gefundenen Kinde, oder sonst etwas bekannt sey, wie dasselbe in den Graben gekommen? so leugnete sie das letzte; doch nach einem kurzen Stillschweigen gab sie zu verstehen, daß sie einen Verdacht auf die andere Magd habe, die mit ihr in derselben Kammer, obgleich nicht in einem Bette geschlafen. Denn diese sey in Weynachten krank gewesen, und habe sie in der Nacht gebeten, ihr einen Trunk Wasser zu holen; als sie solches mit angezündetem Licht in die Kammer gebracht, sey die Kranke nicht im Bette gewesen, aber nach einer kurzen Zeit, vom Hofe wieder zurück gekommen; sie habe sie auch gefragt: wie sie bey der rauhen Witterung nach dem Hofe gehen können? worauf ihr dieselbe eine dunkle und verwirrte Antwort gegeben, daraus sie nicht klug werden können. Diese Anschuldigung erhielt noch dadurch mehr Wahrscheinlich-

cheinlichkeit, daß die Hausfrau selbst von dieser Krank-
heit geargwöhnet, sie müsse schwanger seyn, die sich
aber nachhero bald verlohren, wie sie denn überdieß als
eine liederliche Dirne bey allen Nachbarn in Ruf ge-
standen. Man durchsuchte hierauf ihre Haabseligkei-
ten, und es entdeckten sich noch neue Merkmale zur
Vergrößerung des auf sie geworfenen Verdachts, wel-
chem ihre Mitgesellin, die wir B. nennen wollen, nach-
hero noch so viele Nebenumstände hinzufügte, daß
wohl nichts gewissers schien, als diese Person, die wir
mit T. bemerken, des Kindermords schuldig zu halten.
Sie läugnete aber die Sache, und nachdem sie nicht
unwahrscheinliche Gründe zu ihrer Rechtfertigung ange-
führet hatte, zeigte sie Umstände an, woraus man im
Gegentheil einen Verdacht wider die erste, die wir mit
B. bezeichnet haben, schöpfen mußte; denn sie eröfnete:
daß sie seit Weyhnachten sehr tiefsinnig gewesen und
heimlich geweint habe — des Nachts oft aufgestanden
und herausgegangen sey — sich von Niemanden in ih-
rer Krankheit das Bette wollen machen lassen ——
wöchentlich ein Pulver eingenommen — sich den Leib
mit einem Gürtel stark geschnüret u. s. w., welches al-
les verdächtig war, und noch verdächtiger wurde, da
diese B. in ihren Antworten offenbare Widersprüche
merken ließ. Das Gericht fand hiernächst für gut,
durch die Besichtigung der Hebamme mehreres Licht in
dieser verworrenen Sache zu suchen, fand aber nichts,
was zum Beweise wider die Angeschuldigten, mit Be-
stande Rechtens, konnte gebraucht werden; nur hatte

B.

B. den wider sie entstandenen Verdacht dadurch ver mehret, daß sie die Hebamme gebeten, im Fall si Merkmale entdeckte, daß sie einmal gebohren hätte, si es verschweigen möchte, mit dem Zusatz: Was ih wohl mit einer Hand voll Blut gedienet sey?

Hier waren also zwo Personen mit gleich schweren Verdacht des Kindermords beladen, und gleich schwe war es zu bestimmen, welches die wahre Thäterin sey Man schickte deshalb die Akten, dem Landesgebrauch gemäß, an eine auswärtige Juristenfakultät. Unter dessen vergieng so viel Zeit, daß die Inquisitin B. voll kommen genesen konnte, und die Fakultät erkannte, mit der weitern Untersuchung fortzufahren. Da nun solche vorgenommen wurde, fand man die B. verdäch tiger, als die T., obgleich beyde beständig die That selbst läugneten. Nach dieser zwoten Untersuchung er kannte die Fakultät, daß die Inquisitin T. mit einem Reinigungseid ihre Unschuld darthun solte, der B. aber wurde die Folter zuerkannt. — Beyde Inqui sitinnen hörten dieses Urtheil mit ungemeiner Stand haftigkeit des Gemüthes an, und es ward in wenigen Tagen die Vollstreckung desselben vorgenommen. Ein der T. zugeordneter Geistlicher that alles, was von ei nem rechtschafnen Prediger erfordert werden konnte, sie von einem falschen Eid abzuhalten; sie schwur ihn aber mit der größten Freymüthigkeit ab, und so ward sie der weitern Untersuchung entbunden; der Verdacht aber wider die B. wurde dadurch desto grösser, doch auch diese besiegte alle Martern der Folter durch die

bestän-

beständige Ableugnung des angeschuldigten Kindermordes, und solchergestalt blieb diese schwarze That ein Geheimniß, bis auf den Tag, den der Allwissende zur Offenbarung derselben bestimmt hatte. Denn auch hierin folgt Gott dem Plane seiner Weisheit, und wie unbegreiflich dabey seine Gerichte sind, erweiset die unglückliche B. welche wir jezt aus der Marterkammer haben treten sehen. Die Zeit war da, daß sie wieder aus dem Kerker solte herausgelassen und auf freyen Fuß gestellet werden; als sie aus freyen Stücken das Gericht ersuchen ließ, ihr noch einmal ein Gehör zu verstatten. Was konnte man anders vermuthen, als daß sie nunmehr freywillig, aus Antrieb des Gewissens, eine That gestehen würde, deren Bekenntniß auch die Folter nicht von ihr herausbringen können. — Aber wie groß war das Erstaunen der Richter, da sie unter den größten Betheurungen nochmals versicherte, daß sie an dem Tode des im Graben gefundenen Kindes ganz unschuldig sey, auch nicht wisse, von wem es gebohren oder getödtet worden, sie wär aber demohnerachtet eine Kindermörderin, denn sie habe vor fünf Jahren bey einem gewissen Herrn v. D. in H., woselbst auch ihre Eltern gewohnet, in Diensten gestanden; wenige Tage vorher, als sie aus dem Dienste gehen wollen, habe sie heimlich ein Kind gebohren, solches erstickt, in ihren Rock gewickelt, und in ihre Lade gelegt. Als sie darauf in ihrer Eltern Haus gekommen, habe sie das Kind in den Garten, unter einen Baum, begraben, woselbst es ihr Vater gefunden, und es weit im Feld eingescharrt.

scharrt. Um nun desto sicherer zu seyn, habe sie sich von ihrem Geburtsort entfernet, und die Besorgniß, wegen dieser That verrathen zu werden, habe sie veranlasset, oben angeführte Worte zu der Hebamme zu sprechen. —— Nach angestellter neuen Inquisition ward diese unverlangte Anzeige völlig wahr befunden, und man siehet daraus, daß die Macht des innern Richters stärker ist, als die grausamste Folter, und daß das, was Gott ans Licht bringen will, nicht verborgen bleiben kann, solte der Verbrecher auch selbst sein eigner Ankläger werden müssen.

S. D. Joh. Friedrich Eisenharts Erzählung von besondern Rechtshändeln, Th. IV. S. 333. f.

75.

Herr P** ein Advokat, war einem gewissen angesehenen Herrn, den wir F** nennen wollen, in einer Rechtssache bedient, und da er hörte, daß dieser von einer Reise nach Hause gekommen sey, gieng er zu ihm, sich des Rechtshandels wegen mit ihm zu besprechen. Herr F** war eben mit Geldsachen beschäftiget; denn er hatte hinter seinem Tisch an der Wand auf seiner Studierstube einen eisernen Kasten eröfnet, und war eben im Begrif, einen Beutel mit Dukaten, etliche tausend Thaler an Werth, hineinzulegen, die er kurz vorher durchgezählet hatte, als der Advokat P** auf seine Stube trat. Der Besuch war ihm bey dieser

Beschäfti-

Beschäftigung gar nicht angenehm, der Wohlstand aber forderte, den Advokaten zu bitten, Platz zu nehmen. — Weil der Advokat ein guter Freund vom Herrn F** war, so machte dieser nicht viel Umstände, sondern setzte sich, wo es am ersten angehen wolte, und jezt traf sichs, daß er an diejenige Seite des Tisches zu sitzen kam, wo der eiserne Kasten stand, neben welchem ganz dichte ein kleiner Schemmel hingesetzt war, auf welchen der Advokat seinen Hut legte.

Entweder um Gelegenheit zu gewinnen, die Unterredung allmählig auf den Hauptgegenstand zu leiten, oder aus einer angewöhnten Neubegierde, that der Advokat einige Fragen an Herrn F**, die nachhero einen grossen Einfluß auf seine ganz unverschuldete Tragödie hatten; er erkundigte sich, wie stark die Summe des Geldes in diesem Beutel sey — wozu ein so ansehnliches Kapital bestimmt wäre? u. s. w. Nach geendigter Unterredung stand der Advokat mit einemmal auf, nahm seinen Hut von dem Schemmel, druckte ihn unter den Arm, und gieng mit der ihm eignen Heiterkeit, nach kurzem Abschiede, von seinem Freunde, der, da er ihn bis vor die Hausthüre begleiten wolte, seine Stube sogleich verschloß und den Schlüssel bey sich steckte. Herr F** blieb hierauf bey seiner Familie, und, weil er den Nachmittag bis zum späten Abend bey guten Freunden war, kam er diesen ganzen Tag nicht wieder auf seine Stube, auch den folgenden Tag dacht er nicht an sein Geld; da er es aber den dritten Tag mit der Post wegschicken wolte, war es nicht

mehr da, und auf dem ganzen Zimmer nicht zu finden.

Man kann sich leicht vorstellen, in welche Bestürzung der gute Herr F** hierbey müsse gerathen seyn. Es waren gleichwohl dreitausend, fünfhundert, und acht und neunzig Reichsthaler in Dukaten darinn gewesen, und eben wie Herr P** kam, hatte er noch hundert und dreißig Stück Dukaten dazu gelegt, welches Geld er zum anlegenden Kapital bestimmt hatte, und eben jezt mit der Post solte abgesendet werden. Der eiserne Kasten war noch offen, und alles übrige verrieth kein Merkmal einer fremden Hand, so wenig das Schloß der Thüre, als sonst etwas auf dem Zimmer, und den Schlüssel hatte Herr F** beständig bey sich getragen. Zerstreut und voll Verdruß erkundigte er sich bey seiner Ehegattin, Kindern und allen Hausgenossen, ob sie etwan einen Fremden im Hause gesehen hätten; allein alle betheuerten das Gegentheil, und alle geriethen in eine antheilnehmende Bestürzung. Man hat ein Sprüchwort: der Dieb macht arge Gedanken, und das traf hier zum Unglück ein. Der Schmerz, welcher sich des Herzens des Herrn F** natürlicher Weise bemeisterte, übertäubte zugleich seine Urtheilskraft, und brachte ihn aus der rechten Fassung seiner Leidenschaften, so, daß er den Argwohn faßte, ja so gar als ausgemacht annahm: niemand anders, als der Herr Advokat P** sey der Dieb, welcher ihm den Beutel entwendet habe. Vielleicht hätte die Vernunft bey diesem Manne noch wohl den Sieg erhalten;

ten; aber seine Ehegattin bestärkte ihn in diesem Argwohn mit aller weiblichen Beredsamkeit, und man beschloß, den Advokaten rufen zu lassen und ihm sein Verbrechen vorzuhalten; vielleicht dachte man, läßt er sich in Güte bewegen, daß Geld wieder zu geben. Gleich auf der Stelle solte das geschehen; allein die Frau F** war ihrer doch noch so mächtig, daß sie bedachte, was ein Injurienproceß kosten, und wie derselbe nicht ausbleiben würde, wenn Herr P** keinen Beruf fühlte, sich mit dem Ehrentitel eines Diebes belegen zu lassen. Mit recht weiser Vorsicht that sie also den Vorschlag, daß sie durch ihre lieben Getreuen sich vorher aufs Kundschaften legen, und Beweise der Anschuldigung gegen den Advokaten sammlen wolte. Er wars zufrieden.

Drei Wochen dauerte die Kundschaft und Zeitungsträgerey, als man sich wohlversehen genug fühlte, den Advokaten auf die Anhöhe zu stellen, von welcher er den schrecklichsten Fall nehmen solte. Er ward unter einem guten Vorwande gerufen, und von Herrn F** so wohl, als von seiner Gattin anfangs ungemein höflich bewillkommet; allein nach einigen gleichgültigen Gesprächen, entdeckte man ihm nicht nur sein gehabtes Unglück, sondern man sagte ihm auch frey, daß man niemand anders als ihn, für den Dieb des Geldes halte; ja, er mußte zuletzt erfahren, daß man ihm die Thüre wieß, und zurief: Fort, mit dem Diebe!

Nichts war jezt gewisser zu vermuthen, als ein Injurienprozeß; diesem aber vorzubeugen, war Herr

F** so weise, daß er so gleich durch eine schon vorher aufgesetzte Geschichtserzählung sorgte, daß der Angeklagte so fort, auf des Angebers Gefahr und Kosten, zur gefänglichen Haft gezogen würde. Dieser Wunsch des Herrn F** ward sogleich, und mit solchem Nachdruck erfüllet, daß man dem unglücklichen Advokaten so gar den Kerker anwieß, in welchem sonst nur die gröbsten Missethäter pflegen hingesetzt zu werden. Der Anfang des Processes wurde hierauf damit gemacht, daß der Angeber eidlich erhärten sollte: Den Werth des entwandten Geldes — die Gewißheit, daß solches gestohlen worden — daß niemand, als der Angeklagte zugegen gewesen, als der Beutel mit den Dukaten auf dem Tisch gelegen — daß derselbe zu dieser und keiner andern Zeit entwendet worden, oder entwandt seyn könne, — und er demnach glaube, daß Herr P** der eigentliche Dieb sey. — In der That ein wichtiger Eid; indessen schwur ihn Herr F** ohne Bedenken, mit eben der Freymüthigkeit ab, als des Beklagten Ehegattin und Hausgesinde, daß sie von dem Diebstahl nicht die geringste Wissenschaft oder Vermuthung hätten.

Man kann sich den nagenden Kummer der Gattin dieses Mannes vorstellen, welcher jezt noch als der ärgste Bösewicht im schrecklichsten Kerker verwahret lag. Um die Specialinquisition abzuwenden, bat er um die Erlaubniß, daß er seine Vertheidigung führen dürfe; jedoch ein ganz besonderer Umstand hielt solche

noch

noch einige Zeit zurück. Acht kummervolle Wochen hatte Herr P**, wiewohl mit der größten Standhaftigkeit eines guten Gewissens, in dem Elende zugebracht, als ein Vorfall sich ereignete, der ihm einigermassen eine Dämmerung in der dicken Finsterniß seines Elendes erblicken ließ. Die Tochter des Anklägers fand eines Morgens den entwandten Beutel mit Geld in dem Garten, welcher gleich hinter dem Hause war; sie bracht ihn dem Vater mit so viel Freuden, als dieser ihn annahm, und das Geld den Augenblick durchzählete. Es fehlten aber zween hundert und siebenzig Stück Dukaten daran, und dieß erweckte ihm zugleich einen neuen Argwohn, daß der Beklagte das Geld, welches er schon angebrochen gehabt, durch seine Leute in den Garten werfen lassen, um desto eher aus dem Gefängniß zu kommen. Dieser Verdacht ward dadurch vermehret, daß der Advokat einen armen Schüler, der ihm schreiben mußte, in seinem Hause hatte, und diesen wolten einige, nebst der Dienstmagd des Advokaten, den vorigen Abend, ohnweit dem Garten gesehen haben. Geld und Rache erhitzten zu gleicher Zeit den Herrn F**, daß er sogleich bey dem Gericht auswirkte, daß diese Personen nicht nur gefänglich eingezogen, sondern auch des Beklagten Haus aufs schärfste durchsucht werden muste. So deutlich aber jene erwiesen, daß sie den Abend nicht aus dem Hause gewesen; so wenig ward auch bey dieser Haussuchung etwas entdeckt, und daher die Gefangenen von Rechtswegen auf freyen Fuß gestellet.

Hierauf kam nun der Beklagte mit seiner Vertheidigung ein, die er selbst verfertigt hatte, und welche das Gepräge der Unschuld zum Muster einer schönen Vertheidigung machte. Um aber das Gewicht derselben zu empfinden, muß man den eigentlichen Inhalt seiner Anklage wissen. Dieser war folgender.

Herr F** hatte wider den Advokaten geklagt, daß er zu einer ungewöhnlichen Zeit zu ihm gekommen, da er mit Geldsachen beschäftiget gewesen, sich ohne Noth bey ihm verweilet, viele neugierige und verdächtige Fragen wegen des Geldes an ihn gethan, nachhero plötzlich den bey dem Geldkasten gelegenen Hut ergriffen, ihn fest unter den Arm gedruckt, schnell die Treppe herunter, und wie der Hofmeister gesehen, ganz schüchtern durchs Haus geeilet. Hier wäre nichts gewissers, als daß er doch wohl mit Ergreifung des Huts, zugleich unvermerkt den Beutel mit Dukaten darein gedruckt und so entwendet habe. Eben dieß hätte auch seine Bestürzung verrathen, als er mit seiner Frauen ihn des Geldes wegen zur Rede gesetzt. Noch mehr, man sey in sichere Erfahrung gekommen, daß, da er wider in seinem Haus angelanget, er sich ungemein fröhlich bewiesen; er habe seiner Schwiegermutter, die ihn nachhero besucht, einige Dukaten zu verwechseln gegeben, seit der Zeit sehr viel draufgehen lassen, und doch dabey ansehnliche Schulden bezahlt, und noch mehrere zu bezahlen versprochen. So gar wiederholte der Verkläger die Begebenheit mit dem gefundenen Geldbeutel, und behauptete als eine ausgemachte

machte Sache, daß entweder der Schüler oder die Dienstmagd denselben in den Garten müsse geworfen haben; kurz alles was verblendete Rachbegierde nur zusammen häufen konnte, ward wider den Advokaten vorgebracht; denn man wolte ihn auch zugleich als einen alten und geübten Bösewicht dem Richter vormahlen, indem man Briefe und Zeugnisse beybrachte, daß er in seinem vorigen Amte, da er als Syndikus in einer gewissen Stadt gestanden, Gelder unterschlagen, der Stadt viel schuldig geblieben, und so viel ärgerlicher Vergehungen sich schuldig gemacht, daß er schon damals unter die Spezialinquisition würde gezogen worden seyn, wenn er nicht aus dem Gefängniß entkommen wäre. Er sey ein Mensch ohne Religion, der in vielen Jahren weder zum Abendmahl, noch in der Kirche gewesen.

Hierauf antwortete nun Herr P** zu seiner Vertheidigung und behauptete, daß dringende Geschäfte ihn in des Herrn F** Haus geführt. Er wäre in gewissen Prozeßangelegenheiten ihm bedient gewesen, und da der Gegentheil einen Vergleich angeboten, hätte er, so bald er gehört, daß er nach Hause gekommen, sich zu ihm hinverfüget, um seine Meynung zu vernehmen, ob er den Vergleich eingehen, oder den Proceß fortsetzen solle? Hierüber ward Kläger eidlich vernommen, und er mußte es eingestehen. Weiter führte der Beklagte an, daß, als er von Herrn F** weggegangen, er nicht gleich nach seinem Hause sich begeben, sondern bey einem andern Advokaten angesprochen, bey

welchem er den Hut auf den Tisch geleget. Dieß erhärteten Zeugen eidlich, und der Advokat, bey welchem er gewesen. Letzterer betheuerte hoch, daß er nicht das Geringste an ihm wahrgenommen, daß er wo einen Beutel Geld in der Tasche gehabt. —— Hatte man ihm vorgeworfen, daß er Schulden bezahlt, und zu bezahlen versprochen; so bat er die befriedigten Gläubiger vorzustellen, man konnte sie aber nirgends finden. — Die Schwiegermutter that endlich dar, sie habe keine Dukaten zu verwechseln von ihm erhalten. Alles war lauter Weibergeklatsche, welches die erbitterte Gattin des Klägers, in den drei Wochen zusammen gesammlet, als sie durch ihre Vertrauten auf ihn Achtung geben ließ. — Den Beschuldigungen wegen seiner vormaligen Amtsführung und seines unerbaulichen Wandels, setzte Herr P** die bewährten Zeugnisse von denen entgegen, die ihn in seinem vorigen Amte gekannt, und von seinem Beichtvater, der den Vorwurf eines irreligieusen Lebens gänzlich von ihm abwendete.

So gut hatte Herr P** seine Unschuld vertheidigt; allein die Gerichtsverfassung des Orts erforderte, daß die Akten zum Spruch mußten verschickt werden, und da war für den armen Beklagten der Ausgang noch immer ungewiß. Es stand ihm der fünf und zwanzigste Artikel der peinlichen Halsgerichtsordnung entgegen, nach welchem es allemal wider den Angeschuldigten einen gegründeten Verdacht erreget, wenn der Kläger das eingeklagte Verbrechen mit einem Eide betheuret.

Seine

Deine vorwitzigen Fragen wegen des Geldes, die zu einer Sache nicht gehörten, konnten ihm ebenfals nachtheilig seyn, und überdem waren in der ganzen Verhandlung des Prozesses noch so viel Fehler vorgegangen, daß es leicht geschehen können, daß der auswärtige Richter auf die peinliche Frage erkannt hätte. Hierauf gieng auch eigentlich die Absicht des Klägers, da er die Ohnmacht seiner Beweißgründe sattsam fühlte. Nun stelle man sich den armen P** vor! Entweder er hätte aus Furcht der Marter ein Verbrechen eingestanden, daran er unschuldig war; oder er hätte die Folter überstanden, so war es doch immer um sein Glück und zeitliche Ehre geschehen. Dank sey der gütigen Vorsehung, die der gerechten Sache beystehet; auch dieser Vorhang ward zur Rettung des Unschuldigen wunderbar, ja durch seine Feinde selbst zerrissen. Eine dreifache unerwartete Begebenheit zündete ein Licht an, bei welchem ein redlicher und unpartheiischer Richter die Wahrheit nicht verfehlen konnte.

Der erste Umstand ereignete sich, als eben die Irrotulirung der Akten geschehen solte. Es kam eine Person, welche in des Herrn F** Hause viel Verkehr hatte, zum Vorsitzer des Gerichts, und meldete ihm im Vertrauen, sie wäre, nebst noch zwo andern Personen, bey der Ehegattin des Herrn F** zum Besuch gewesen, und zwar einige Tage vorher, ehe der Beutel im Garten gefunden worden. Diese Frau habe genug verrathen, daß ihr etwas am Herzen läge, das sie aber zu entdecken Bedenken trüge. Jede von ihren Freun-

dinnen habe vermuthet, es müsse der Verlust des G
des seyn, und sie so gut als möglich aufzurichten g
sucht; sie aber hätte, nach einigem Nachdenken, s
verlauten lassen: daß der Dieb das gestohlne Geld bal
wieder bringen würde, sie habe schon so etwas gehöre
Es wäre noch immer möglich, daß es ein Anderer, al
der Advokat gethan; denn wenn gleich ihr Mann de
Schlüssel bey sich gehabt, so fände sich doch wohl Ge
legenheit, auf seine Stube zu kommen. So bald s
nur das Geld wieder hätte, wolte sie ihren Mann be
reden, den Angeklagten loß zu lassen. — Schöne
Einfall! — Nun war es doch möglich, daß es auch
Hausdiebe habe geben können! — der Gerichtsvorste
her ließ diese Person ihre Anzeige eidlich erhärten, und
das Protokoll, zur Nachricht des künftigen Urtheils
verfassers, den Akten beylegen.

Die andere Begebenheit verrieth die faule Sache
des Klägers auf eine unläugbare Art; denn, da man
die Akten irrotulirt hatte, mußten sie noch einmal, von
Gerichtswegen, durchgesehen werden, und hier entdeckte
man mit Verwunderung, daß hinter ein abgehaltenes
Protokoll, noch ein Zusatz von einer fremden Hand
niedergeschrieben war, welcher wider den Angeklagten
viel Nachtheiliges enthielt; und wer hatte das ge-
than? ——

Die dritte Begebenheiten war: es kam ein Brief
unter der Hand und Namen, eines dem Herrn F**
untergeordneten Rechtsführers ans Licht, worinnen er,
gegen Versprechung guter Erkenntlichkeit, niederträch-
tige

ige Seelen aufforderte, von der schlechten Aufführung es Advokaten in seinem vorigen Amte, hübsch glaubwürdig aussehende Zeugnisse an ihn einzuschicken, die ein demüthiges Gesuch auch erfülleten, und ihn den ben erzählten Gebrauch davon machen liessen. So reu diente dieser Mann seinem Principal, daß er den ganzen kleinen Rest seiner Ehre für ihn aufs Spiel etzte! — Alle diese Entdeckungen wurden in den ortzuschickenden Akten sorgfältig angemerkt, und so nußte nun der Gefangene sein Schicksal von dem Ausspruch einer Juristenfakultät erwarten. Vielleicht chlug sein Herz im Kerker weit ruhiger, vielleicht beete er und seine Gattin um den guten Ausgang der Sache viel zuversichtlicher, als der innere Friede war, womit Herr F**, seine Gattin, und ihr getreuer Sachwalter dem Urtheil entgegen sahen.

Dieß erschien endlich, und nun, welches war sein Inhalt? — Der Herr Advokat P** soll sogleich seiner Gefangenschaft entlassen, und von allem weitern Verfahren gegen seine Person entbunden seyn, Herr F** aber demselben und seiner Ehegattin eine öffentliche Ehrenerklärung und Abbitte thun, und die Arrest- und Prozeßkosten ihm mit fünfhundert Reichsthalern erstatten. Dieß Abbitten erstreckte sich auch auf die Schwiegermutter des Advokaten, die Dukaten verwechselt haben, und eine Diebshehlerin geworden seyn solte. Selbst der Schüler und die Dienstmagd nahmen an dieser Ceremonie verhältnißmäßigen Antheil. Der boshafte Sachwald mußte seine Ränke mit funfzig

Tha-

Thalern büssen. — Das Beste im Urtheilsspru
aber war noch der gute Rath, welchen die Fakultät de
Gericht ertheilte, daß es die Frau F** wegen ihr
Vermuthung, das Geld wieder zu erhalten, gerichtli
und gründlich vernehmen solte, auch die Hausgenosse
Gesinde und andere, so in dem Hause Verkehr gehab
befragen, ob und was sie von der Sache wüßten —
kurz, daß noch nachzuthun, was schon vorher hätte ge
schehen sollen.

Welcher Festtag aber für das Hauß des Advokaten
als er mit dem frohen Siege der Unschuld, überhäuf
mit Ehre und Lobsprüchen, sich wieder in die Arme sei
ner vom Gram verzehrten Gattin werfen, und beid
dem Richter der Menschen, der recht richtet, das feu
rigste Dankopfer bringen, vor aller Welt aber die
Wahrheit mit ihrem Beyspiel bestätigen konnten: tan-
dem bona causa triumphat.

Ebendasselbe Th. III. S. 27. f.

76.

Unter der Regierung der Königin Elisabeth wur
de ein gewisser Engländer vor Lord Dyer, dem dama
ligen obersten Richter, angeklagt, daß er seinen Nachbar
ermordet habe. Die Beweise der That waren nicht
völlig hinreichend; die Vermuthungen aber ungemein
stark. Der erste Zeuge deponirte, er habe, als er vor
zwey Tagen in der Morgendämmerung, über ein

Feld

eld gegangen, nicht weit vom Fußsteig, einen Mann, on dem er nicht gewust, ob er ihn für todt, oder für trunken halten solte, auf der Erde gestreckt liegen se- n. Als er näher gekommen, habe er befunden, daß ein todter Körper sey; die Brust sey an zweyen Or- n durchstochen, Kleid und Hemd aber blutig gewesen, nd nach genauerer Betrachtung der beyden Wunden abe er geurtheilet, daß sie mit einer Mist- oder Heu- abel gemacht worden; Wie er dann auch gleich her- ach, in der Nähe des Leichnams, eine dergleichen Ga- el erblickt habe, die mit dem Anfangs Buchstaben des Namens des Beklagten bezeichnet gewesen sey. Die- er Zeuge brachte beym Verhör die Gabel selbst zum Vorschein, und der Beklagte erkannte sie für die Sei- ige.

Die Aussage des zweyten Zeugen war noch wichti- ger. Er sagte, daß, als er an eben demselben Tage, n welchem sein Nachbar gestorben, sehr früh aufge- tanden, weil er willens gewesen, in einen benachbar- ten Flecken zu gehen, so habe er den Beklagten in einem tuchenen Kleid erblicket; weil er aber nachher sich nicht habe auf den Weg machen können, und er von dem ersten Zeugen gehöret, daß dieser seinen Nach- bar ermordet angetroffen, und neben ihm die Mistga- bel des Beklagten gefunden, so wären sie beyde mit ein- ander gegangen, um den Mörder beim Kopf zu neh- men, den sie hernach vor den Friedensrichter geführet hätten. Dieser zweyte Zeuge fügte hinzu, er habe, als er diesen beym Verhör genau betrachtet, wahrge-

nommen,

nommen, daß er damals nicht mehr das nämlich Kleid angehabt, welches er an demselben Morgen, e der Mord vollbracht worden, getragen hätte. Dies Umstand sey ihm überaus bedenklich vorgekomme und nachdem er die Verwirrung des Beklagten wahrg nommen, und sich über das Leugnen desselben gewur dert, sey er auf Befehl des Richters, in das Haus di ses Mannes selbst gegangen, wo er, nach langem ver geblichen Suchen, endlich im Bettstroh ebendasselb Kleid ganz blutig gefunden habe, welches der Beklagt kurz vor Begehung des Mords getragen.

Der dritte Zeuge versicherte, er habe selbst gehört daß der Arrestant, einige Tage vor dem Mord, gege den Entleibten, ein und andre Drohungen ausgestossen

Alle diese Aussagen lauteten für den Beklagten seh schlimm, und seine Vertheidigung war lange nicht hin reichend, selbige zu schwächen. Er begnügte sich, mit dem kalten Blute, das man insgemein an verstockten Missethätern wahrnimmt, nur so viel zu sagen: "es sey wahr, daß sich zwischen ihm und dem Manne, der hernach ermordet worden, ein sehr heftiger Streit ent sponnen; sie hätten beyde in demselben Kirchspiele ihre Felder so nahe neben einander, daß ein jeder von ih nen, wenn er seinen Acker betreten wolte, nothwendig den Weg über den Acker des Andern nehmen müßte. Am Tage seines Todes, fügte der Beklagte hinzu, gieng ich sehr früh auf mein Feld, und trug meine Mistga bel. Einige Schritte vom Fußsteig sahe ich einen Mann gestreckt und unbeweglich liegen, als ob er todt

oder

der betrunken wäre. Ich hielt mich im Gewissen verunden, mich ihm zu nähern, um ihm etwa meine ülfe anzubieten. Ich trat näher hinzu, und mir hauerte vor Entsetzen die Haut, als ich meinen Nachar erblickte, der mit dem Tode rang, und in seinem lute schwamm, welches aus zwo grossen Wunden, e er an der Brust hatte, stromweise herausquoll. Ich chtete ihn auf, und strengte alle meine Kräfte an, m zu helfen; ich bezeigte ihm das schmerzlichste Mitiden, wovon ich durchdrungen war; ich bat ihn, mir e Leute zu nennen, die ihn so mörderlich zugerichtet atten. Er schien mir für den zärtlichen Antheil, den h an seinem erbarmenswürdigen Zustand nahm, verunden zu seyn, er wolte mit mir sprechen, konnte aber ine Silbe hervorbringen. Endlich, nachdem er einige Minuten mit dem Tode gekämpft, stieß er einen immerlichen Seufzer aus; ein ganzer Blutstrom, der nich über und über besprützte, ergoß sich aus seinem Munde, und er gab den Geist auf. Freylich habe ich um voraus gesehen, fuhr der Beklagte fort, daß der Verdacht auf mich fallen würde; denn ich wußte wohl, aß unser alter Streit und die Drohungen, die wir on beiden Seiten gegen einander ausgestossen, im ganen Flecken bekannt waren. Voll von dieser Vorstelung, entfernte ich mich eben so geschwind, als ob ich er Mörder selbst gewesen wäre; und in der Verwirung, worein mich diese traurige Begebenheit setzte, erif ich seine Gabel, und ließ die Meinige bey dem todeen Körper liegen. Weil ich, denselben ganzen Tag,

Geschäfte halber, auf meinem Felde zubringen solte so begab ich mich geschwind nach Hauß, um ein andres Kleid anzulegen, damit ich nicht durch das Blut womit ich besprützt war, verdächtig werden möchte. Ich verbarg mein voriges Kleid in das Stroh unter meinen Bette, und hernach läugnete ich vor dem Friedensrichter, daß ich an selbigem Tage ein andres Kleid, als dasjenige getragen hätte, worinn man mich arretirt hat. Inzwischen war dieses Läugnen in der That nichts anders, als die Wirkung von eben derselben Furcht, die mich vorhin angetrieben hatte, meine blutige Kleidung abzulegen. Dieses ist, so schloß der Beklagte seine Vertheidigung, die reine Wahrheit, nach allen ihren Umständen. Ich sage keine Lüge; gleichwohl muß ich gestehen, daß ich das, was ich hier behaupte, nicht beweisen kann. Dem Ansehen nach bin ich schuldig, im Grunde bin ich unschuldig. Ich habe keine andere Zeugen, als Gott und mein Gewissen."

Aber diese zween ehrwürdige Zeugen sind nicht hinlänglich, wenn die Gegenbeweise so sehr überzeugend sind, wie sie es wirklich bey dieser Sache waren. Welchem Mörder mangelt es leicht an der Geschicklichkeit, seine That zu bemänteln? Und welcher Bösewicht ruft nicht Gott und sein Gewissen zu Zeugen an, um die Gerechtigkeit zu hintergehen? Beym Lord Oberrichter machte diese Vertheidigung schlechten Eindruck; Vielmehr versicherte er, daß eben dadurch der Missethäter sein Verbrechen und seine Strafe nur desto schwerer machte, und er sagte zu den Geschwornen, er sehe kein

Beden-

Bedenken mehr vor sich, diesen Menschen, dessen abscheuliche That nur allzuklar am Tage liege, nach aller Schärfe der Gesetze zu verurtheilen.

Die Geschwornen in England müssen bey Criminalsachen das Urtheil sprechen, und ihrer müssen zwölfe seyn, wenn der Beklagte gesetzmäßig verdammt und das Urtheil vollzogen werden soll. Ferner müssen sie alle einerley Meynung seyn; dafern aber ein einziger unter ihnen für das Gegentheil stimmt, so ist der Ausspruch aller Uebrigen unkräftig. Der Lord Oberrichter begab sich weg, um die Geschwornen in Freyheit urtheilen zu lassen. Diese brachten damit den ganzen Tag, bis Nachts um neun Uhr zu. Den Lord Oberrichter befremdete diese außerordentliche Langsamkeit in einer Sache, die ihm so klar vorkam. Er ließ die Geschwornen fragen, warum sie noch nicht aus einander gegangen wären, und aus was für Ursache sie so lange nicht mit einander einig werden könnten? Sie liessen ihm antworten, sie wären schon Vormittags sämmtlich einerley Meynung gewesen, bis auf den ersten Geschwornen, der gerade der entgegengesetzten Meynung, und durchaus nicht davon abzubringen sey. Unter der Zeit, da man dem Oberrichter diese Antwort überbrachte, giengen die eilf Geschwornen alle einmüthig auf den zwölften loß, und wollten ihn nöthigen, sich ihrem Gutachten zu fügen, und den Beklagten mit zum Tode zu verurtheilen. Er ließ sich aber durch keine Vorstellung abwendig machen, und beharrte so fest auf seinem Satze, daß die Uebrigen, um nur nicht auch die ganze Nacht

mit Streiten und Votiren hinbringen zu dürfen, lie-
ber von ihrer vorigen Meynung wieder abgiengen, und
nunmehr ihrem Kollegen beystimmten. Der Lord
Oberrichter entrüstete sich über ein solches Urtheil, ver-
wieß ihnen ihr sträfliches Nachgeben aufs äußerste,
führte ihnen ihre geschworne Pflicht zu Gemüthe, ließ
sie aufs neue zusammen einsperren, und verstattete ih-
nen weder Feuer noch Licht, bis sie alle mit einander
übereinstimmig wären. Die Geschwornen wandten al-
le ersinnliche Mühe an, ihren eigensinnigen Kollegen
herumzubringen, und ihn auf ihre erste Meynung zu
stimmen. Aber all ihr Bitten, Schimpfen und Dro-
hen war bey ihm vergeblich angewandt; er erklärte sich,
ihnen nicht nachzugeben, solte es ihm auch das Leben
kosten. Also gieng auch die Nacht mit leerem Disputiren hin; kurz, die Versammlung der Geschwornen
sah sich genöthigt, den Beklagten für unschuldig zu
deklariren, weil ein einziger aus ihrem Mittel sich ge-
weigert hatte, ihn für schuldig zu erkennen. Als der
Lord Oberrichter diesen zweiten Ausspruch vernahm,
gerieth er vor Zorn ganz außer sich, und machte ihnen
die bittersten Vorwürfe; weil ihn aber doch das Ge-
setz verband, ihr Urtheil zu unterschreiben, so sagte er
ihnen, er wasche seine Hände, und überlasse ihnen die
schwere Verantwortung des Blutes des Ermordeten.
Als der Beklagte diesen Ausspruch hörte, warf er sich
seinen Richtern zu Füssen, pries die göttliche Vorsicht,
und wandte sich darauf zum Lord Oberrichter mit fol-
genden Worten: Sie sehen, Mylord, daß Gott und

ein

ein gut Gewissen die besten und sichersten Zeugen der Unschuld sind. — Diese Worte, die mit einer heitern, freyen und unerschrocknen Mine begleitet waren, rührten den Oberrichter. Er erkundigte sich nach dem Lebenswandel des Geschwornen, der mit einer Art von Eigensinn dem Beklagten das Leben gerettet hatte, und erfuhr von allen Seiten, daß er ein rechtschafner Mann wäre. Diese guten Zeugnisse erregten die Neubegierde des Lords immer mehr; er ließ den Geschwornen zu sich bitten, und ersuchte ihn freundschaftlich, ihm die Ursachen zu entdecken, die ihm bewogen hätten, einem Meuchelmörder das Leben zu schenken. — "Weil Sie sich mein Vertrauen ausbitten, Mylord, antwortete der Geschworne, so will ich Ihnen meine wahren Bewegungsgründe nicht länger verheelen; nur müssen Sie mir, auf Ihr Ehrenwort, versprechen, daß Sie as Geheimniß, daß ich ihnen jezt entdecken werde, nicht eher als nach meinem Tode bekannt machen wollen. Der Mann, den ich vom Tode habe frey sprechen assen, ist nicht der Mörder seines Nachbars gewesen; ondern ich bins, der ihn ermordet hat; Wie hätte hs also übers Herz bringen können, den, der wegen eses Mordes angeklaget worden, zum Tode verurtheien zu lassen? Der Mann, den man todt gefunden at, pflegte in meinem Kirchspiele den Zehnten zu ammlen. Er war ein harter, gewaltthätiger und jähzorniger Mann. Ein paar Stunden vor seinem Tode war er auf meinem Acker gewesen, und hatte mehr Garben, als ihm von Rechtswegen zukamen, wegge-

nommen. Ich gieng zu ihm hin, und beschwehrte mich ohne ihm das geringste Leid zuzufügen, über seine Un gerechtigkeit. Er antwortete mir mit einem Stror von Scheltworten. Mein gelassenes Stillschweigen e bitterte ihn noch mehr; er gieng mit seiner Mistgab auf mich loß, und gab mir eine Tracht derbe Schläg davon ich die Zeichen noch lange an mir tragen werde Sie können solche selbst besehen, Mylord. Ich befan mich ohne Gewehr, unter der Hand eines Rasenden ich mußte mich entweder vertheidigen, oder mich vo lends todt schlagen lassen. Ich sahe also die Geleger heit ab, ihm die Mistgabel aus der Hand zu reisse und es gelung mir. Er wolte sie durchaus wieder he schen; allein jezt schlug ich auf ihn loß, und richte ihn weit ärger zu, als meine Absicht war. Er star an seinen Wunden, und nun wissen Sie alles, Mi lord. Sehen Sie nun aber auch, wie ichs angegri fen habe, um dem Unglücklichen, den Sie in Ihre Gedanken für den wahren Mörder gehalten habe das Leben zu retten. Ich wußte zwar wohl, daß me ne Unschuld und die Rechtmäßigkeit meiner Vertheid gung mich gegen die Schärfe einer Leibes- und Lebens strafe genugsam sichern würden; aber es würde mic doch mein und meiner Kinder Vermögen gekostet ha ben, um für diesen abgenöthigten Todschlag zu büsse Inzwischen litte ich doch in meiner Seele eine Todes angst um des Mannes willen, den man an meine Stelle gefänglich eingezogen. Wäre es mit ihm auf äußerste gekommen, so würde ich lieber Alles gestande haben

haben; aber ich habe es endlich durch vieles Bitten, durch mancherley Kabalen, und durch Bestechungen mit ansehnlichen Geldsummen, so weit gebracht, daß man mich bey diesem Prozeß zum obersten Geschwornen ernannte; und habe unter der Hand, so wohl dem Gefangenen, als seiner Familie, manch Gutes erwiesen, und es ihnen an nichts fehlen lassen. Das Uebrige wissen Sie, Mylord; ich verlasse mich auf Sie, als einen ehrlichen Mann!"

Der Lord Oberrichter hielt sein Wort und entdeckte die Begebenheit nicht eher, als nach dem Absterben des Geschwornen. Inzwischen geben die mancherley Umstände, die allesamt für den unglücklichen Beklagten so höchst nachtheilig waren, zwo sehr natürliche Betrachtungen an die Hand. Die Eine: daß die Unschuld ein sehr mächtiger Zeuge ist. Die Andere: daß es gleichwohl leicht geschehen kann, daß der gerechteste Richter einen unschuldigen Menschen verdammt, während daß eben dieselben Umstände, die diesem das Ansehen des wahren Verbrechers geben, verursachen, daß der Mörder, den das Gesetz strafen will, ungestraft davon kommt.

77.

Der Vicomte von Bombelles, der sich eine Protestantin, von einem Geistlichen ihrer Religion, hatte trauen lassen, verließ sie, nachdem er eine Tochter

mit ihr gezeugt hatte. Die verlassene Gattin klagte und bat um Gerechtigkeit; aber er gewann förmlich den Prozeß, weil eine solche Verehlichung nach den Landesgesetzen nicht gültig war. Die Pariser versammelten sich da, wo die Sache geschlichtet wurde. Sie bezeugten dem Redner für Bombelles ihren lauten Unwillen, und hielten eben so laut über den Treulosen während daß man ihn lossprach, vor den Ohren der Tribunals, ein Gericht der Verdammung. Bombelles trug, als gewesenes Mitglied der Ecole militaire, ihren Orden; die Ecole militaire aber wolte nicht auf der Brust eines so entehrten Mannes ein Zeichen dulden, daß er jemals ihr angehört habe, und forderte von ihm den Orden zurück.

78.

Jakob du Moulin, ein französischer Flüchtling war mit seiner Familie und einem geringen Vermögen nach England gekommen, und erwarb seinen Unterhalt dadurch, daß er Kaufmannsgüter, die auf dem Zollhause waren eingezogen worden, einkaufte, und sie hernach einzeln wieder verkaufte. Weil nun auf diesen Waaren starke Auflagen hafteten; so waren diejenigen welche damit handelten, fast allemal in dem Verdacht als ob sie, unter dem Schein, als handelten sie nur mit Gütern, die den Defraudenten, durch die königlichen Zolldiener abgenommen worden, dergleichen

Waaren

Waaren entweder selbst heimlich einbrächten, oder sie andern abnähmen. Dieß that seinem guten Namen zwar noch keinen Abbruch; indessen wurde dadurch doch nicht eben das beste Vorurtheil von seinem Charakter veranlasset. Hierzu kam nun, daß oft falsches Gold bey ihm entdecket wurde. Auch kam er oftmals zu Leuten, von denen er Geld erhalten hatte, mit falschen Goldstücken, und gab vor, sie hätten sich unter denen ihm ausgezahlten befunden, und wenn nicht besondere Umstände das Gegentheil darthaten, so blieb er immer hartnäckig bey seiner Aussage. Dieß brachte ihn gar bald in üblen Ruf, und er verlohr nach und nach Kredit und Nahrung.

Es begab sich, daß er an einen gewissen Harris, mit dem er nie zuvor gehandelt hatte, für acht und sechzig Pfund Sterlings Waaren verkaufte. Er empfieng die Bezahlung in Guineen und portugiesischem Golde, und bezweifelte die Richtigkeit einiger Stücke; als ihn aber Harris versicherte, daß er selbst sorgfältig alles geprüfet, und gut befunden habe, so nahm er sie hin und gab seinen Empfangsschein. Wenig Tage darauf kam er mit sechs falschen Stücken zurück und gab vor, sie wären von der Summe, die er vom Harris empfangen hätte. Dieser leugnete es, und weigerte sich, sie einzuwechseln. Du Moulin blieb bey seinem Vorgeben, und führte an, er habe das Geld in einem besondern Behältnisse verschlossen gehabt, bis er damit einen Wechsel habe bezahlen wollen, da sich denn diese schlechten Stücke darunter gefunden hätten. Er be-

schwor diese Angabe, und Harris war genöthiget, die bemeldeten Stücke zu ersetzen. Weil er aber der festen Meynung war, du Moulin sey ein Meineidiger und Betrüger, so erzählte er die Geschichte überall, wo er hinkam. Er traf auch Leute an, welche genau dieselbe Klage führten, und ihm berichteten, daß du Moulin dergleichen schon seit geraumer Zeit getrieben habe. Dieser, als er vernahm, was Harris überall ausgebracht hatte, verklagte ihn als einen Lästerer und Verleumder. Harris, der auch zum höchsten aufgebracht war, machte mit einigen Leuten, die ein ähnliches vom du Moulin erlitten hatten, gemeinschaftliche Sache, und brachte es dahin, daß er, als ein des falschen Münzens Verdächtiger, in Verhaft genommen wurde. Bey Durchsuchung seiner Sachen fand sich eine grosse Anzahl falscher Goldstücke in einer besondern Schublade, und noch verschiedene wurden, unter anderem Gelde, das in seinem Schranke vertheilt lag, herausgelesen. Bey fernerem Nachsuchen entdeckte man eine Flasche, einige Feilen, ein paar Formen, geschabte Kreide, etwas Goldscheidewasser und unterschiedliche andere Werkzeuge. An der Würklichkeit des Verbrechens war nun nicht mehr zu zweifeln, und die Schuld war außerordentlich erschwehret, so wohl durch die Art und Weise, deren er sich bediente hatte, seine falschen Münzen unterzubringen; als nochmehr durch die Frechheit seines Verfahrens, da er sich so gar unterstanden hatte, den Harris zu verklagen, so daß auch ein jeder seine Bestrafung mit Unge-

duld

duld wünschte. Er wurde demnach durch mancherley Anzeigen, — als nämlich durch seine öftern Versuche, falsche Münze unterzubringen — durch die, in seinem Schrank gefundene Quantität derselben — vornämlich aber durch die Münzwerkzeuge, welche, nach angestellter Vergleichung, genau zu dem falschen Gelde passend befunden wurden — überführt, und zum Tode verurtheilt.

Kurz vor dem Tage, der zu seiner Hinrichtung angesetzt war, trug sichs zu, daß ein Mann, mit Namen **Williams**, der ehemals ein Petschierstecher gewesen war, dieses Handwerk aber nachher aufgegeben hatte, durch einen Fall vom Pferde das Leben verlohr. Seine Frau, die eben zu der Zeit hoch schwanger war, kam vor der Zeit nieder, und als sie merkte, das ihr Lebensende heranrückte, ließ sie die Frau des **du Moulin** zu sich fordern, verlangte mit ihr allein gelassen zu werden, und eröfnete ihr folgendes. — Ihr Mann sey einer von Vieren gewesen, die sie nannte, welche manches Jahr sich mit Verfertigung falscher Münzen ernähret. Sie selbst wär oft gebrauchet worden, solche auszugeben, und daher sey sie mit dem ganzen Geheimnisse bekannt. Einer von diesen Vieren, welcher bey **du Moulin** in Diensten gestanden, sey von seinen Mitgesellen mit falchen Schlüsseln versehen worden, habe seines Herrn Schrank eröfnet, gute Münze herausgenommen, und schlechte an deren Stelle geldgt; durch welches gottlose Verfahren **du Moulin** seinen guten Namen, sein Brod und seine

Freyheit verlohren habe, und in kurzer Zeit sein Leben verliehren würde, wenn hier nicht schleunige Mittel angewandt würden, ihn zu retten. Als sie dieses gesagt hatte, war sie sehr entkräftet, und kaum hatte sie mit wenigen Worten Nachweisung gegeben, wo die bemeldten Personen anzutreffen wären; so fiel sie in Konvulsionen, und endigte bald hernach ihr Leben.

Du Moulins Frau gieng augenblicklich zu einer Magistratsperson, und zeigte an, was sie vernommen hatte. Die drei Leute wurden eingezogen, und jeder wurde besonders verhört. Du Moulins Diener läugnete standhaft die ganze Sache, und eben so machte es Einer von den andern Beyden. Als der Letzte aber verhöret wurde, kam jemand, welcher ausgeschickt gewesen war, ihre Wohnungen zu durchsuchen, und brachte eine große Menge falscher Münze, und mancherley Münzgeräthschaft zurück. Dieser Anblick setzte ihn in Verwirrung, und nach einigem Zureden gestand er, daß er lange Zeit mit dem verstorbenen Williams, und den andern beyden Gefangenen in Verbindung gewesen sey, und beschwor, wie sie oft in seiner Gegenwart gemünzet hätten. Er berichtete sogar, wie sie dabey zu Werke gegangen wären, und was eines Jeden Verrichtung dabey gewesen; auch gab er Nachricht, wo mehrere Münzen und Werkzeuge zu finden wären, er konnte aber nicht anzeigen, auf was für Art du Moulins Diener das Geld abgesetzt hatte. Auf diese Entdeckung wurde du Moulins Hinrichtung aufgeschoben; über die zween andern Gefangenen aber das Todesurtheil gesprochen.

gesprochen. Sie blieben indessen beym Leugnen, und das Publikum war du Moulins wegen in Zweifel. In seinem Verhöre hatte er ausgesagt: die schlechte Münze, welche man besonders gefunden hätte, wäre solche, von der er nicht wisse, wer sie ihm gegeben habe; die andern Haufen aber, wo man böse und gute vermischt gefunden, habe er, jeden besonders aufbehalten, um zu wissen, an wen er sich zu wenden habe, im Fall sich schlechte Stücken darunter befänden. Aber die Formen und andere Werkzeuge, welche man bey ihm gefunden, waren ein Umstand, den er noch zu erklären hatte, weil er nur in allgemeinen Ausdrücken antwortete: er wisse nicht, wie sie dahin gekommen wären. Man gerieth also auf die Muthmaßung, die Anklage der Andern möchte vielleicht bloß in der Absicht geschehen seyn, um ihn, der eben so schuldig wäre, los zu wickeln; denn von seines Dieners Betrügerey hatte man weiter keinen Beweiß, als die Aussage einer bereits verstorbenen Frau, die noch überdieß durch die dritte Hand, von einer der Partheilichkeit höchst verdächtigen Person war hinterbracht worden. Inzwischen ward er doch von keinem der Ueberführten als mitschuldig angegeben; ein Umstand, den seine Freunde zu seiner Vertheidigung nicht ungenutzt liessen.

Unterdessen, daß jedermann dieser Sache wegen in Ungewißheit blieb, wurde in einem Schranke, welcher du Moulins Knechte gehörte, eine heimliche Schublade entdeckt, und in derselben ein Bund Schlüssel, und von einem Schlüssel ein Abdruck von Wachs. Es fand

sich,

sich, daß dieser Abdruck zu dem Schlüssel paßte, welcher du Moulins Schrank öfnete. Bey diesem so wichtigen, als unerwarteten Vorfall brach er in Thränen aus, und gestand alles. Auf Befragen: Wie die Werkzeuge in seines Herrn Schrank gekommen wären — antwortete er: Als die Gerichtsdiener seinen Herrn in Verhaft geholet hätten, sey er erschrocken, weil er befürchtet habe, es möchte ihm auch gelten. Er habe daher, mit dem falschen Schlüssel, seines Herrn Schrank eröfnet, und alle Instrumente, welche in der verborgenen Schublade nicht Raum gehabt, dahinein gelegt, und sey eben mit dieser Arbeit fertig gewesen, als er sie an der Thüre gehöret habe.

Jezt war die Unschuld des unglücklichen du Moulins klar, und er erhielt seine Freyheit.

79.

In eben diesem Lande starb einst ein Mann, der ein ansehnliches Vermögen besaß, welches er seinem einzigen Kinde, einer Tochter von achtzehn Jahren, hinterließ. Er ernannte seinen Bruder zu ihrem Vormunde, welcher, im Fall sie ohne Leibeserben mit Tode abgieng, ihr einziger Erbe seyn sollte. Der Vortheil des Vormundes, und das Leben des Mündels standen sich also ganz offenbar einander im Wege. Dazu kamen noch verschiedene andere Umstände, welche erinnerten, daß es nicht gut seyn würde, daß Beyde zusammen

lebten.

lebten. Er nahm aber demohnerachtet das Mädchen in sein Haus, unweit dem Eppingwalde, und nicht lange hernach — verschwand sie.

Es wurden starke Nachforschungen angestellet. Und da sichs ergab, daß sie, an dem Tage, da sie sich verlohren hatte, mit ihrem Oheim in den Wald gegangen, aber nicht mit ihm zurückgekehret war; so bemächtigte man sich seiner Person. Er gestand im Verhör, daß er mit ihr ausgegangen sey; gab aber vor, sie habe Mittel gefunden, bey der Rückkehr dahinten zu bleiben. Er habe sie gesuchet, so bald sie von ihm sey vermisset worden; habe aber nichts von ihr entdecken können. Diese Aussage wurde für unwahrscheinlich gehalten, und er mußte in Verhaft bleiben. Indessen kamen fast täglich neue Umstände an das Licht, die den Argwohn wider ihn beynahe zur Gewißheit machten. Es fand sich, daß das Mädchen mit jemand in der Nachbarschaft versprochen war, welcher, einige Tage vor ihrer Verschwindung, eine Reise nordwärts unternommen, und daß sie sich erklärt hatte, ihn zu heyrathen, wenn er zurück käme; — daß der Oheim über diese Heyrath oft sein Mißfallen, mit harten Ausdrücken zu erkennen gegeben — daß sie oft geweinet, und ihm die Härte seines Verfahrens und den Mißbrauch seiner Gewalt vorgeworfen hatte. — Auch trat ein Weib auf, welches eydlich aussagte: sie sey, an dem Tage, da das Mädchen vermisset worden, ohngefähr um eilf Uhr Vormittags, durch den Wald gegangen, und habe eine weibliche Stimme heftig klagen hören;

worauf

worauf sie sich dem Orte genähert. Ehe sie aber noch jemand zu Gesichte bekommen, habe dieselbe Stimme gerufen: Bringen Sie mich nicht um, Onkle — bringen Sie mich nicht um! hierüber sey sie erschrocken, und als sie gleich darauf einen Schuß gehöret, habe sie sich, in größter Eil, von dannen gemacht. Sie habe ihr Gewissen nicht eher beruhigen können, bis sie das, was vorgefallen, angezeiget hätte.

Der Unwillen über einen Menschen, der seine Nichte umgebracht hatte, um ihr Vermögen zu bekommen, war so groß, daß man auf diese Anzeigen, ihn zum Tode verurtheilete. — Zehn Tage nach Vollstreckung des Urtheils kam die verlohrne Person wieder nach Hause, und es fand sich, daß die beschworne Aussage der Zeugen völlig ihre Richtigkeit hatte. Der Verlauf der Sache war folgender. Das Mädchen hatte mit ihrem Liebhaber verabredet, heimlich zu entweichen. Dieser gab also eine lange Reise vor, hielt sich aber in einem kleinen Hause an dem Ende des Waldes, bis zu dem bestimmten Tage verborgen. Als sie mit ihrem Oheim spazieren gieng, machte ihr dieser die gewöhnlichen Vorwürfe über ihre Heyrath. Nach vielem Wortwechsel sagte sie mit einiger Hitze: Ich habe mein Herz auf ihn gesetzet, und wenn ich ihn nicht bekomme, so sterbe ich. Bringen Sie mich nicht um, Onkle — bringen Sie mich nicht um! Als sie diese Worte ausgesprochen hatte, hörte sie einen Schuß in der Nähe, worüber sie erschrak, und bald hernach ward sie, zwischen den Bäumen, ei-

nen

nen Mann gewahr, mit einer wilden Taube in der Hand, die er geschossen hatte. Als sie der verabredeten Stelle näher kam, blieb sie unter einem gewissen Vorwande zurück; stieg auf das Pferd, welches ihr Liebhaber für sie in Bereitschaft hielt, und ritte mit ihm davon. Anstatt nach Norden zu gehen, nahmen sie ihren Weg nach einem Hause bey Windsor, woselbst Zimmer für sie bestellt waren. Hier liessen sie sich noch an eben dem Tage trauen, und ohngefähr acht Tage nachher unternahmen sie eine Lustreise nach Frankreich. Erst als sie von dieser zurückkamen, vernahmen sie das Unglück, das sie, durch ihre Unbesonnenheit, dem Oheim zugezogen hatten.

80.

In einer grossen Handelsstadt in P** lebte ein Kaufmann von guten Vermögen. Er war ein sehr redlicher Mann, hatte aber das Unglück, daß zwischen ihm und seiner Ehegattin, vielleicht durch Anstiften Anderer, einige Mißhelligkeiten entstanden waren, die letztere bewogen, sich eine Zeitlang, aus seinem Hause, zu ihren Anverwandten, wegzubegeben. Der Kaufmann suchte ihre Liebe und Zärtlichkeit, auf mehr als eine Art, wieder zu gewinnen, und endlich wurden beyde, durch Vermittelung guter Freunde, völlig wieder ausgesöhnet. Diese Aussöhnung geschahe bey einem Anverwandten, welcher diese neuverbundne Ehegatten

mit

mit einer Abendmahlzeit bewirthete. Nach geendigten Abendessen, bat er seine Frau, sich mit ihm in sein Haus zu begeben, und noch diesen Abend ihr Versprechen zu erfüllen; allein aus unbekannten Ursache weigerte sie sich, und wollte nicht eher, als des andern Tages, zu ihm kommen; der Mann gieng also nach Hause und legte sich zu Bette.

Frühmorgens, da die ersten Leute sich auf der Gasse sehen liessen, erregte seine Haushälterin, welche an einen Soldaten verheyrathet war, ein erbärmliches Wehklagen. Mit Händeringen, und unter Vergiessung tausend Thränen erzählte sie, daß ihr Herr diese Nacht, auf eine grausame Art, ermordet und ihm all Baarschaft, nebst seinem Silber und besten Sachen geraubet worden sey. Sie zeugte das Fenster, welches die Mörder erbrochen hatten, und durch welches sie hineingestiegen wären. Jedermann faßte heimlich einen Verdacht wider die Ehegattin des Ermordeten und glaubte, daß sie solches etwa durch erkaufte Banditen möchte veranstaltet haben. Gott aber ließ es völlig ans Licht kommen, daß sie unschuldig sey, und die Obrigkeit wandte allen Fleiß an, die wahren Thäter auszukundschaften. Man machte den Vorfall durch öffentliche Nachrichten bekannt; man beschrieb die gestohlnen Sachen nach ihren kleinsten Merkmalen, man stellte Nachsuchungen an, aber alles vergebens, und die Sache selbst hörte schon auf, der Gegenstand der Unterredungen in Gesellschaften zu seyn. — Nach zwey Jahren fügte sichs, daß ein Goldschmid in B**

in

in seinem Laden saß, und weil er eben nichts zu thun hatte, zum Zeitvertreib in einem Intelligenzbogen las, welchen er unter den Pappieren fand, die er zum Einpacken seiner Arbeit brauchte. Er traf just das Stücke in welchem die geraubten Sachen des Kaufmanns zu St** beschrieben waren. Als er dieß gelesen hatte, fand sich eine Frauensperson ein, welche ihm ein silbernes Geräthe zum Verkauf anbot. Wie er solches besah, entdeckte er an demselben alle die Merkmale, die er gelesen hatte und die ihm noch in frischem Gedächtniß waren. Ohne sich etwas merken zu lassen, suchte er die verdächtige Person so lange aufzuhalten, bis er der Obrigkeit davon Anzeige thun und sie in sichere Verwahrung nehmen lassen konnte. Als man ihr die Ursache ihrer Gefangennehmung entdeckte, war sie zu wenig auf diesen Vorfall vorbereitet, um sich lange mit Abläugnen des Verbrechens schützen zu können. Sie gestand die ganze Sache. — Sie selbst war die Haushälterin des unglücklichen Kaufmanns. Ihr Mann, ein Soldat, hatte in diesem Hause beständig gearbeitet, und durch dessen so wohl, als seines Kameraden Hülfe, hatte sie den Mord und Diebstahl veranlasset. Um sich aber desto weniger verdächtig zu machen, mußte es heissen, daß die Diebe durch ein Fenster gestiegen wären, da sie ihnen doch die Thüre eröfnet hatte. Nach vollbrachter Mordthat hatte sie sich zu ihrem Manne in die Kasernen verfügt, und nebst den Mitschuldigen von dem Raube gelebet. Weil aber das baare Geld innerhalb zwei Jahren verzehret war, mußten sie das

Silber angreifen; damit es aber nicht auskommen solte, ward sie nach B** geschickt, um es da zu verkaufen. Aber auch da konnte die Hand des Allgegenwärtigen sie finden, und seine Rechte sie halten, um durch den gerechten Tod der Mörder das Blut des Unschuldigen zu rächen. —

81.

Ein Sergeant in G** war mit seiner Frauen Schwester in Rechtshändel verwickelt worden, weil letztere glaubte, daß er sie, in der Theilung des Nachlasses ihrer Mutter, verkürzet hätte; sie wurde aber mit ihrer Klage abgewiesen und zu Erstattung der Kosten verurtheilt. Sie hatte dem Sergeanten zu viel gethan, und dieser, da er ein redlicher Mann und von seiner gerechten Sache überzeugt war, hatte während des Prozesses, durch verschiedene Briefe sie von der Unbilligkeit ihrer Forderung zu überzeugen, und zu Aufhebung des Prozesses zu bewegen gesucht; aber alles vergebens. Diese unbesonnene Widerspenstigkeit setzte den Sergeanten in Unwillen, und dadurch aufgebracht, ließ er in seinem letzten Schreiben die Worte einfliessen: Ihr bedenkt nicht, daß euer Mann schon lange todt ist, ihr auch alt seyd, und nur ein einziges Kind habt, und ich, wenn ich nur will, mich an euch und eurem Sohn so rächen kann, daß ihr solt davon zu sagen wissen.

Diese

Diese Worte waren eigentlich nur eine Uebereilung und konnten also auch nicht hindern, daß nach geendigtem Prozeß, nicht aufs neue ein gutes Vernehmen, zwischen ihm und seiner Schwägerin, wieder hergestellet wurde. Er hatte das Unrecht so vergessen, als sie endlich davon selbst überzeuget war. Nach Verlauf einiger Jahre ward dieser Sohn, dessen der Sergeant in seinem Schreiben erwähnet hatte, bey einen Bader gebracht, und als er ausgelernt hatte, gieng er auf die Wanderschaft. Seine Reise brachte ihn an den Ort, wo der Sergeant in Guarnison stand. Dieser war über den unvermutheten Besuch eines so nahen Freundes, den er längst zu sehen gewünscht hatte, ungemein erfreut, und nahm ihn nach seinem Vermögen auf. Das erste war, daß er ihn nebst andern Freunden mit einem Abendessen bewirthete.

Es befand sich dieser Badergeselle aber gar nicht wohl. Er hatte zu B** eine harte Krankheit ausgestanden, und war kaum davon genesen, als er matt und elend bey dem Sergeanten in G** ankam; daher klagte er gleich über Uebelkeit und heftige Kopfschmerzen, daß er nur verlangte, so bald er ein Weniges genossen hätte, sich zur Ruhe zu legen. Der Sergeant, gerührt über den elenden Zustand seines Freundes, versagte ihm nichts an seiner Bequemlichkeit, zumal da man augenscheinlich sahe, daß er nach dem Essen noch matter wurde, so daß er für Mattigkeit sich kaum ins Bette legen können.

Des andern Morgens hörte man von dem Fremdlinge nichts, ohnerachtet schon alles im Hause auf war. Inzwischen glaubte der Sergeant, daß er, ermüdet von der Reise, und wegen seiner an ihm erkannten Mattigkeit, nur so lange noch schlafe, daher er Bedenken trug, in seine Kammer zu gehen und ihn zu stöhren. Da es aber doch schon gegen Mittag gieng, konnte er sich nicht länger enthalten, nach ihm zu sehen; doch welche Bestürzung überfiel ihn, als er seinen Vetter todt im Bette fand. Er machte dieses so fort den sämtlichen Hausgenossen bekannt, sein gutes Gewissen aber ließ ihn nicht weiter denken; sondern er sorgte nur, daß der entseelte Körper noch desselbigen Tages, in aller Stille zur Erde bestattet wurde, worauf er seine Kleider der Mutter zuschickte und ihr dessen Absterben meldete.

Nach acht Wochen zog über diesen ehrlichen Mann ein grosses Ungewitter zusammen. Ein Einwohner aus der Nachbarschaft der Mutter des Verstorbenen, brachte ihr die Nachricht, daß er in H** gewesen und daselbst erfahren hätte, auf was Art ihr Sohn aus der Welt gekommen wäre. Der Sergeant J** hätte ihn nach dem Abendessen, um zehn Uhr, mit sich in ein Bierhauß genommen, woselbst sie zween Soldaten angetroffen. Als sie zusammen getrunken, wäre der Sergeant mit dem Verstorbenen in Wortwechsel und bald darauf in Schlägerey gerathen, da sichs dann zugetragen, daß, da der Letzte dem Sergeanten ein volles Glas Bier ins Gesicht geworfen, dieser den Degen entblößet

blößet und ihm, von unten durch die Beinkleider, in den Leib gestochen, und zugleich die Soldaten angeschryen: Helft und schlagt den Hund vollends todt. Diese hätten daher mit Hand an ihn gelegt, so daß der Eine ihm einen Strick um den Hals geschlungen und ihn erdrosselt, der Andere aber mit einem starken Prügel ihn etlichemal in den Kopf geschlagen; worauf ihn beyde nach des Sergeanten Quartier getragen, welcher ihn den andern Tag in der Stille begraben lassen. —— So viel Umstände mußten eine Lüge glaubwürdig machen; man setzte aber noch einen andern Umstand hinzu, welcher dieses Vorgeben noch mehr bestärkte, daß nämlich die beyden mitschuldigen Soldaten, den andern Morgen durch Vorschub des Sergeanten desertiret wären.

Man kann es einem mütterlichen Herzen schwerlich verdenken, wenn es durch eine solche Erzählung zerrissen, alles blindlings glaubt, was so umständlich gelogen wird. Ueberdies fielen ihr jezt die oben angeführten Worte des Briefes wieder ein, und da er, oder vielmehr seine Frau, nach Absterben ihres Sohnes, der einzige Erbe ihres Vermögens war, so fiel sie auf den Argwohn, daß Rache und Interesse, mit vereinigter Gewalt, ihn zu dieser Grausamkeit bewogen hätten. Von diesen Vorurtheilen eingenommen, wandte sie sich, mit neu aufgerißner Wunde über den Tod ihres Sohnes, an den Amtmann, unter dessen Gerichtsbarkeit so wohl sie, als der Angeber sich befand, und erzählte ihm, was sie erfahren hatte. Der Beamte war gleich

fertig, den Angeber über seine Erzählung zu Protokoll zu vernehmen, aber ohne ihn ein Wort zu fragen, wo er diese Entdeckung her hätte. Nicht anders als wenn er ein Augenzeuge gewesen, glaubte er der Erzählung dieses Menschen und ließ ihn solche eydlich bestärken. Mit diesem Protokoll und einem Vorschreiben des Beamten gieng die Mutter nach H** und meldete sich bey dem Befehlshaber des Sergeanten. Dieser, da er den Umstand von den zween entwichenen Soldaten laß, stellte dem Vorgeben desto eher Glauben zu, weil es wirklich an dem war, daß an dem angegebenen Morgen zween Soldaten desertiret waren; ohngeachtet er sonst, wegen des Angeklagten bisher bezeigten Wohlverhaltens, sich mehr Zeit zum Nachdenken würde genommen haben; jezt aber glaubte er nicht säumen zu können, ihn in Arrest zu ziehen. Der Inquisit wußte nichts von der Ursache seiner Gefangennehmung; desto gröſſer war seine Bestürzung, als er Dinge bekennen sollte, an die er in seinem Leben nicht gedacht hatte; daher verstummte er, als man Antworten auf die vorgelegten Fragen von ihm verlangte. War man nun vorhin schon wider ihn eingenommen, so bestärkte dieses den Verdacht noch mehr, und man vergaß zu untersuchen, ob das auch wirklich geschehen war, was man ihm anschuldigte; man blieb nur darauf bestehen, daß er das Angeschuldigte bekennen sollte.

Nachdem sich endlich der Inquisit erholet hatte, berief er sich auf das Zeugniß derer, die des Abends, als der Fremde angekommen, zugegen gewesen, und bezeu-

gen

gen mußten, daß er sterbensschwach zu Bette gegangen. Er schlug die Frau, welche den Leichnam gewaschen und in den Sarg gelegt, zum Zeugen vor, daß an seinem Körper kein Merkmal einer gewaltsamen Handlung befindlich gewesen; aber alles dieses wurde mit der fürchterlichen Antwort abgewiesen, daß, wo er nicht bekennen würde, er durch härtere Mittel dazu angehalten werden sollte. Dieß war der Trost, den er wieder mit in sein Gefängniß nahm. So verkehrt es nun war, daß man mehr darauf dachte, die Gewißheit des Verbrechens, als die Unschuld des Beklagten ans Licht zu bringen; so wohlthätig lenkte die göttliche Vorsehung solches doch zu seinem Besten. — Es hieß in der Anklage: der Sergeant hätte den Mord in einem Bierhause begangen. Nun war die Frage: in welchem? — Endlich ward es ausgekundschaftet, wo die beyden Ausreisser des Abends vorher, als sie ihren Dienst verlassen hatten, gewesen waren. Der Wirth konnte eidlich erhärten, daß Niemand mehr, als diese beyden da gewesen, und er von keinem Streit und Schlägerey das Geringste wüßte. Noch mehr, er bezeugte, daß er den Sergeant J** ganz wohl kenne, ihn aber an diesem Abende mit keinem Auge gesehen habe.

So viel war nun also erwiesen, daß der Badergeselle in dem Bierhause nicht ermordet worden; allein jene bedenkliche Stelle des Briefes hinderte den Sergeanten an seiner Befreyung, doch fieng man nun an, den rechten Weg einzuschlagen. Es wurden nämlich

diejenigen abgehöret, welche mit und bey dem Sergeanten gewesen, als der Badergeselle zu ihm gekommen und die Frau, welche den Leichnam gewaschen und angekleidet hatte. Alle Zeugnisse dieser Personen redeten für die Unschuld des Beschuldigten, und erwiesen deutlich, daß der Verstorbene, aus natürlichen Ursachen sein Leben geendiget habe. Dieß alles aber war bloß eine Dämmerung für den Sergeanten; denn man wolte einen Beweiß haben, der gar keinem Zweifel mehr unterworfen sey. Da nun in der Anklage der Umstand enthalten war: daß Inquisit dem Entleibten durch die Beinkleider einen Stich in den Leib versetzt hätte, so erkundigte man sich, wo dessen Kleider geblieben wären, und da der Sergeant solche seiner Schwägerin sogleich zugeschickt, konnte man leicht dieses Kleidungsstück habhaft werden, aber nicht das geringste Merkmal von einem Stich daran entdecken. — Und nun hatte doch die Tragödie ein Ende? Nein, noch nicht. Jezt kam man erst auf den glücklichen Einfall, den Angeber zu fragen, woher er das wüßte, was er der Witwe L** erzählet habe? — Ja, sagte er, als ich von H** nach G** gieng, erzählte es mir ein fremder Mann im Kruge zu A** und versicherte, daß er es von einem andern Manne gehöret hätte. So treflich war ein Verbrechen erwiesen, um deßwillen ein ehrlicher Mann schon die halbe Strafe hatte erdulden müssen, welche ihm bevorgestanden, wenn er es wirklich verübet hätte. — Und nun ward er doch ohne Zweifel losgelassen und entschädiget?

diget? — Auch das noch nicht. Es giengen noch einige Wochen hin, die er unter Ketten und Banden, in einem finstern Kerker zubringen mußte; denn seine Richter, die so viel Weisheit bisher blicken lassen, geriethen auf den Einfall, daß wenn es gleich wahr sey, daß er nicht im Bierhause gewesen, sich mit dem Entleibten nicht gezankt, dessen Beinkleider nicht vermuthen liessen, daß er ihn todt gestochen, wenn gleich ehrliche und vereydete Leute bezeugten, daß der Badergeselle krank gewesen, natürlich gestorben, keine Kennzeichen einer gewaltsamen That an sich gehabt, so könne Inquisit doch wohl ein Verbrechen begangen haben, darüber noch Niemand ihm angeklagt, er konnte den Verstorbnen heimlich mit Gift vergeben haben. —— Solte man solchen Unsinn von verständigen Leuten wohl glauben? — Und in der That entzweieten sich die Besitzer des Gerichts über diesen Einfall. Ein Theil wollte haben, der Entleibte sollte aufgegraben werden, der andre Theil hielt die Unschuld des Beklagten hinlänglich erwiesen, und über diesem Zwist vergaß man seines Elendes. Er mußte das Urtheil einer Fakultät abwarten, die jedoch billiger dachte, den Inquisiten von der angestellten Untersuchung frey sprach, die Anklägerin aber zur Erstattung der Kosten und öffentlicher Abbitte verurtheilte.

S. Eisenhardts Rechtshändel B. VII. S. 171. f.

82.

Der Allmosenpfleger des Herzogs von Montpensier, Babelot, bewieß, während den bürgerlichen Kriegen in Frankreich, unter Karl dem Neunten, die unmenschlichste Grausamkeit. Er war ein Franciscaner, der das Kloster verlassen hatte, damit er, aus einem unversöhnlichen Hasse gegen die Kalvinisten, der ihn besessen hatte, den Kriegsheeren folgen könnte. Dieser Haß war seinem Amte und Stande so wenig gemäß, daß er, an statt denenjenigen, welche das Kriegsglück der Gnade und Ungnade des Montpensier überlieferte, das Leben zu retten, vielmehr auf das halsstarrigste anhielt, daß sie am Leben gestraft würden, und es nicht erdulden konnte, daß man einem einzigen Gnade ertheilte. — Ueberdieß vermochte er, nach der Versicherung des Brantome, noch seinen Herrn zu der Unmenschlichkeit, daß er die hugonottischen Frauensperſonen schänden ließ. — Dieser unmenschliche Durst nach kalvinischem Blute war in den zween ersten Kriegen so wenig gestillet worden, daß er in dem dritten noch weit heftiger wüthete; allein nicht lange entgieng er der Rache, die er verdiente. Denn kaum hatten die Soldaten des Prinzen von Conde, welcher das Haupt der Protestanten war, vernommen, daß sich Babelot unbedachtsamer Weise in Champigni eingeschlossen hätte; als sie einen so wütenden Sturm thaten, daß sie die Stadt in ihre Gewalt bekamen.

Hier

Hier ergriffen sie ihren bisherigen Henker, warfen ihm seine Grausamkeit vor, und nachdem sie ihm die nöthige Zeit, sich zum Tode zu bereiten, vergönnet hatten, liessen sie ihn selbst an einem außerordentlich hohen Galgen aufknüpfen.

83.

Der Bischof zu Kilmore in Irrland, **Wilhelm Bedell**, war nicht nur einer der gelehrtesten, sondern auch der sanftesten Männer seiner Zeit. **Fra-Paolo** selbst bekannte, daß er von ihm, in allen Theilen der Gottesgelehrsamkeit, so wohl der betrachtenden als lehrenden, mehr gelernet habe, als je von einer andern Person, mit der er umgegangen. Er dachte mit Eifer an die Bekehrung der Katholiken, und ließ, in dieser Rücksicht, an einer Uebersetzung der heiligen Schrift arbeiten, weil er urtheilte, daß die Uebersetzung derselben in die irrländische Sprache am meisten dazu beytragen könnte. Allein er verabscheute alle gewaltsame Mittel so sehr, daß er selbst denen seinen Beyfall entzog, die sich nur einer heftigen Schreibart gegen das Pabstthum bedienten. Er dachte und lebte ganz im Geiste Jesu, und das so ungeheuchelt, daß es ihm selbst die allgemeinste und vollkommenste Hochachtung der Katholiken verschafte. Dieß bewieß sich besonders im Jahre 1641, wo diese ein grausames Blutbad in Irrland anrichteten. So groß auch ihre Erbitterung gegen

gen alles, was protestantisch hieß, war; so war sie doch nicht stark genug der Freundlichkeit des Bedells zu widerstehen, die er ihnen bey allen Gelegenheiten erwiesen hatte. Sie selbst sagten: er werde der letzte Engländer seyn, den man aus Irrland verjagte. Bey allen schrecklichsten Scenen und Vorfällen, war er der einzige in der Grafschaft Cavan, den man weder in seinem Hause, noch auf seinem Kirchhofe, noch in seiner Kirche beunruhigte, welche mit armen Verfolgten angefüllet waren. Und da man gegen diejenigen, die sich zu ihm geflüchtet hatten, Gewalt gebrauchen wollte; so beobachtete man die Behutsamkeit gegen ihn, daß man ihn bat, dieselben zurück zu schicken, wobey man ihn ausdrücklich versichern ließ: daß man gegen ihn mehr Achtung, als gegen alle Engländer in Irrland hätte, weil er etlichen Gutes gethan und niemanden unhöflich begegnet wäre. Selbst bey seinem Tode, der unter diesen Umständen, den siebenden Hornung 1642 erfolgte, und der seinem schönen christlichen Leben völlig gemäß war, zeigte sich die ungemeine Hochachtung, in welcher er bey ihnen gestanden hatte. Der Titularbischof von Kilmore hatte bereits von seinem Bißthume Besitz genommen; und man mußte ihn also um Erlaubniß bitten, den Bedell auf den Gottesacker seiner Kirche begraben zu dürfen. Dieser Mann wendete freylich anfänglich ein, daß es eine heilige Erde wäre, welche durch dergleichen Begräbnisse nicht mehr entweyhet werden dürfte; allein endlich verwilligte er alles, was man verlangte. Und

ls er wirklich beerdiget wurde, versammlete das Haupt
er Nellellen seine Völker, stellte sie in Ordnung, ließ
ie Leiche mit grossem Gepränge von dem Hause des
errn Schereden bis auf den Gottesacker zu Kilmore
gleiten, und als der Körper in die Erde geleget wur-
e, eine Salve geben, wobey alles auf lateinisch schrye:
equiescat in pace vltimus Anglorum! — Friede
em letzten Engländer!

84.

So zärtlich der ruhmwürdige Churfürst von Sach-
n, Johann der Standhafte, seine Kinder liebte;
sehr war er für ihre würdige Erziehung besorgt,
elche höchst rühmlich war. Einst rieth ihm ein Mi-
ister: er sollte seine Prinzen nicht als Studenten
nd Schreiber erziehen, sondern in allerhand rit-
erlichen Uebungen unterrichten lassen. Diesem ant-
ortete der vortrefliche Fürst: Es lernet sich selber
ohl, wie man zwey Beine über ein Pferd hän-
en und einen Haasen fangen soll; das können
uch meine Reuterjungen. Aber wie man gott-
elig leben, christlich regieren, auch Land und
Leuten löblich vorstehen soll; darzu bedarf ich
nd meine Söhne, nebst Gottes Geist und Gna-
e, gelehrte Leute und Bücher.

85.

Als sich die gottselige Frau von Mornäy mit ihrem vortreflichen Gemahl verlobte, bat sie ihn, daß er eine erbauliche Betrachtung über das Leben und den Tod aufsetzen, und sie damit beschenken möchte eine Betrachtung, die noch vorhanden, und wegen ihrer Vortreflichkeit in verschiedene Sprachen übersetzt worden ist. — Dieß war ihre erste Bitte an ihren Geliebten; die lezte, die sie, nach einer sehr vergnügten und glücklichen Ehe, an ihn that, war von ähnlichem Inhalt. Diese bestand darinnen, daß sie ihn ersuchte, einen kleinen Aufsatz über die Erziehung und Unterweisung ihrer Enkel, den sie ihren Töchtern zurücklassen wollte, durchzusehen, und was er für nöthig finden würde, hinzuzufügen.

86.

Die Gemahlin Wilhelms des Dritten, Königs von Engelland, war eine sehr kluge und wahrhaftig fromme Fürstin. Sie war dieß leztere in einem so ausnehmenden Grade, daß Wilhelm der Dritte selbst nach ihrem Tode, versicherte: daß, wenn er je glauben könnte, ein Mensch wäre ohne Sünde gebohren, so würde er es von der Königin glauben. So bald sie des Morgens aufgestanden war, widmete

le zwo Stunden dem Gebet, und gottseligen Uebungen, und that dieß so unveränderlich, daß, wenn ihr irgend einige wichtige Reichsgeschäfte vorfielen, die mehrere Zeit erforderten, sie eher dem Schlaf, als diesen heiligen Betrachtungen abbrach. Mit ihrem Hofstaat hielt sie täglich zweymal Betstunde in der königlichen Kapelle, früh um neun, und des Abends um fünf Uhr; und nichts, selbst keine Besuche der Fürsten waren fähig, sie davon zurückzuhalten. Die übrige Zeit des Tages unterhielt sie sich, dafern sie nicht in Abwesenheit ihres Gemahls durch die Regierung daran behindert wurde, mit Lesung der heiligen Schrift, und anderer gelehrten, vorzüglich historischer Schriften. Zweymahl wurde sie des Jahres mit Lesung der Bibel fertig; einmal in ihrem Kabinet, und das andere mal in der Kapelle, wo der Hofprediger, in den ordentlichen Betstunden, eine solche Eintheilung treffen mußte, daß dieses heilige Buch in einem Jahre beendigt wurde. Sie war in ihrer Religion ausnehmend gegründet. Ein gewisser Gesandter mußte einst, nachdem ihr Vater, Jacobus der Zweyte, bereits katholisch worden war, mit ihr sprechen, und ihr einige Vorstellungen thun, die darauf Beziehung hatten. Dieser hatte seine Beweise sehr sorgfältig gewählet; allein was er auch sagen mochte, so beantwortete ihm doch diese vortrefliche Prinzeßin alles so fertig und gründlich, daß er sich nicht enthalten konnte, bey seinem Abtritte, im Vorgemache, zu vielen sehr hohen Personen, die sich daselbst gegenwärtig befanden, zu sa-

gen:

gen: Er hätte nicht glauben können, daß eine Dame auf der Welt lebte, welche in ihrer Religion und deren Beweißgründen so wohl erfahren wäre, und dieselbe so mächtig beweisen und vertheidigen könnte. Er hielte dahero gänzlich dafür, es würde diese Prinzeßin Niemand von ihrer Religion ableiten; und wolte er Niemand rathen, sie deßwegen weiter zu behelligen, dafern er nicht vergebens arbeiten wolle. — Ihre Weisheit war so groß, daß der König selbst nach ihrem Tode sagte: er habe seinen besten Rath verlohren. Sie dachte mit ihm sehr übereinstimmend, und oft bis zur höchsten Verwunderung. Einst gieng der König nach Holland über; er war aber kaum daselbst angelanget, als er die Nachricht erhielt, daß die Franzosen eine Landung vorhätten, um den entwichenen König Jacob wieder auf den Thron zu setzen, zu welchem Ende sie eine mächtige Flotte ausrüsteten. Nun wuste Wilhelm nicht, ob er wieder nach Engelland zurückkehren, oder in Holland bleiben solte. Alle Grossen riethen ihm das erste; er aber wählte das letzte, und ließ die Kriegsschiffe, die ihn überbracht hatten, vor Anker liegen, um auf den Nothfall desto eiliger wieder dahin übergehen zu können. Indessen schickte er eine Jacht mit dieser Ordre unverzüglich zurück: daß ein englischer Admiral mit vierzig Bombardierschiffen, nach den französischen Küsten segeln, und die feindlichen Proviant- und Munitionsschiffe verbrennen solte. Ehe aber diese Jacht, mit der gedachten Ordre, anlangte, waren schon Briefe

an den König unterwegens, darinn ihm die Königin meldete: daß sie vierzig Galeeren beordret, die feindlichen Schiffe an den französischen Küsten zu ruiniren; und dazu sie eben den Admiral befehligt, den der König erwählet hatte. — Ihre Wohlthätigkeit war ausnehmend. Selbst einen Theil ihrer Schmuckgelder verwendete sie zum Unterhalt der aus Frankreich vertriebenen Damen. — Sechs Jahre vor ihrem Ende saß sie bey dem Bette einer sterbenden und von ihr sehr geliebten Dame. Als diese bereits mit dem Tode rang, bat man sie, ihr Gesicht von derselben wegzuwenden; allein die vortrefliche Königin weigerte sich dessen und sagte: es geschähe ohne dieß selten, daß königliche Personen zu einem solchen Vorgange gelassen würden, welches ihr jetzo durch göttliche Schickung begegnete, damit sie zu desto besserer Erkenntniß dieses eiteln Lebens sich solches zu Nutze machen könnte. — Diese ruhmwürdige Königin entschlief am acht und zwanzigsten December 1694.

87.

Der rechtschafne Doktor der Medicin, Heinrich Christian Immanuel Frommann, welcher im Jahre 1735. in Halle verstarb, war ein Proselyt aus dem Judenthum. Als er sich zum Christenthum wandte, bekehrte er sich von Herzen, und bewieß dieses durch sein gesammtes Verhalten. Eine besondere Probe da-

von war die gewissenhafte Wiedererstattung des Unrechts, das er ehedem, da er noch ein Jude war, verschiedenen von seinen Glaubensgenossen und auch einigen Christen, verursachet hatte. Er kam selbst zum Professor Callenberg, erklärte sich zur Wiedererseztung, und überschickte so dann zweyhundert und vierzig Thaler und zwölf Groschen, an die beleidigten und übervortheilten Personen, dazu er für die Juden noch vierzig Stück heilsamer Bücher beylegte.

88.

Im Jahre 1550 begab sich ein frommer Lübeckischer Kaufmann, Peter Perseval, mit seinen Waaren, die er zu Reval in Liefland erhandelt hatte, zu Schiffe, und war entschlossen über die Ostsee nach Hause zu reisen. Unterwegens hatte er das traurige Schicksal, Schiffbruch zu leiden, in dem sein Schiff bey der Insel Gothland scheiterte. Er sahe den Tod für Augen, ergriff aber doch in der größten Angst ein Bret, mit dem er sich, im Vertrauen auf Gott, mitten ins Meer wagte, und war auch wirklich so glücklich endlich eine Klippe oder Felsen zu erreichen. Allein jezt schien sein Schicksal erst recht traurig zu werden, indem er von Hunger, Durst und Kälte gleich stark überfallen wurde. Er rang schon mit der Verzweiflung und dem Tode, als die lebenden Wellen zwo Tonnen an den Fels trieben, auf dem er sich befand, und die er mit unglaub-

unglaublicher Mühe an sich zog und öfnete. Hier fand er, zu seiner unaussprechlichen Freude, in der einen Betten, in der andern aber Aepfel, womit er sich von seinem nahen Verderben rettete. Drey Tage war er in dieser mißlichen Lage, in der er Gott mit herzlichem und unabläßigem Seufzen um Rettung flehte, als er am vierten Tage ein schwedisches Schiff erblickte, das sein Winken und Schreyen bemerkte, zu ihm hinsegelte, sein Unglück vernahm, und ihn dann glücklich wieder mit nach Reval brachte.

89.

Zwey vornehme Edelleute, **von Schönburg und von Rechenberg**, fuhren im Jahre 1451, an einem Sonntage, in einem unbedeckten Reisewagen, auf einen königlichen Landtag nach **Budißin**. Sie waren nur einige Meilen gereiset, als ein heftiges Donnerwetter, mit untermischtem Hagel und Regen, entstand, worüber der erste, seiner Kleidung wegen, äußerst ungedultig wurde, und die abscheulichsten Reden ausstieß. "Haben denn alle Elemente, sprach er, keinen andern Tag zu ihrer Bewegung, als eben diesen bekommen müssen? Ich wolte, daß der Donner und der Blitz mit einander hineinschlügen!" So abscheulich sprach er, und ob ihm wohl Rechenberg, ein frommer Kavalier, Vorstellung deßwegen that, und ihn sehr liebreich ermahnte, so stieß er doch noch schändlichere Reden und

Flüche aus. Allein kaum war er in dieselben ausgebrochen, als ihn der Blitz tödtete; ohne Rechenberg, der neben ihm saß, zu berühren.

90.

Zu dem seligen Pastor Bilzing in Halle kam einst ein Mann in den Beichtstuhl, den er doch nicht kannte. Unter der Anrede an ihn merkte er eine Unruhe an ihm, denn der Angstschweiß brach ihm aus, und er selbst war darüber verlegen. Da er weggehen wollte, fragte ihn Bilzing: Hat er sich auch auf das heilige Abendmahl recht zubereitet? der Mann antwortete: ich denke ja! — Mein Freund, wissen muß man das versetzte Bilzing, nicht bloß denken — und erfuhr hernach, daß seine Zubereitung sehr schlecht gewesen sey. Bilzing predigte den Tag darauf über Johan. 3. v. 18. von der Gefahr ungläubiger Sünder. Als nun hierauf die Kommunion gehalten wurde, so überfiel jenen Mann eine so entsetzliche Erschütterung des Leibes, daß alle seine Glieder bebten. Mit vieler Mühe nahm er das gesegnete Brod in den Mund, in welchem die Zähne fürchterlich zusammenschlugen; hernach war diese Bewegung vorbey. Bey Empfahung des Kelchs wurden seine Konvulsionen heftiger, als vorher, und er war nicht im Stande den Wein zu nehmen. Der Mann besaß viel Ehrbegierde, und wolte die Nachrede, daß er das Abendmahl nicht habe empfangen können, gerne

gerne vertilgen. Er ließ also den Prediger bitten, ihm das Abendmahl hernach allein zu reichen, und erklärte jene Konvulsionen für einen Anfall vom kalten Fieber. Bilzing erinnerte ihn an die Wichtigkeit der Handlung, doch sey er bereit, es ihm zu reichen, wenn er glaubte es mit Nutzen zu empfangen. Bey diesem Empfang des heiligen Mahls äußerten sich jene Konvulsionen noch heftiger. Nun sagte Bilzing: Mein Freund, dieß ist die Hand Gottes — laßt uns den Herrn nicht weiter versuchen. Geht nach Hause und prüft euer Wesen, und eure geschehne Zubereitung. Noch an demselben Tage gieng er zu ihm, und erfuhr, daß er seine Ehegattin mit Schlägen übel behandelt hätte, und an demselben Tage mit voller Wuth ohne Versöhnung zur Beicht und Abendmahl gegangen sey. Bis ins dritte und vierte Jahr versuchte dieser Mann, öffentlich und insbesondere das Abendmahl zu genieſſen, und konnte doch nie dazu kommen; bis er es endlich noch kurz vor seinem Ende empfieng, da er auf einem langwierigen Krankenlager zum Besinnen gebracht wurde.

91.

Der bekannte französische Dichter Des-Barreaux, der aus einer sehr edlen Familie herstammte, und einer von den aufgeweckteſten Köpfen des vorigen Jahrhunderts war, verfiel sehr bald in eine gänzliche Religions-

verachtung. Er war äußerst wollüstig, und dachte an weiter nichts, als an gutes Essen und Trinken, und an seine Zeitkürzungen. Allein vier oder fünf Jahre vor seinem Tode, kam er von allen seinen Irrwegen zurück, und gieng nach Challon an der Saane, wo die beste und reinste Luft in ganz Frankreich war. Hier miethete er sich ein kleines Haus, wo er von Vornehmen, und sonderlich von dem Bischoffe besucht wurde, der ihm ein gutes Zeugniß gegeben hat. Zwei oder drei Jahre vor seinem Tode verfertigte er folgendes Sonnet, welches der damaligen ganzen Welt bekannt wurde, und das sehr schön ist.

Nichts ist, o grosser Gott, das deine Wege schwächt,
Es läßt uns deine Huld an keinem Guten fehlen;
Jedoch, ich Sünder, muß so viele Boßheit zählen,
Daß, wenn du mir sie schenkst, so kränkt dein Spruch das Recht.
Ja, treuer Gott, ich bin ein solcher Sündenknecht,
Daß du mir anders nichts, als Strafe, kannst erwählen,
Dein Ruhm giebt sonst nichts zu; ich kann es nicht verheelen,
Und selber deine Huld verlangt, daß man sie rächt.
Weil denn dein Ruhm es heischt, so laß mich doch nur büssen,
Verwirf die Thränen nur, die aus den Augen fliessen,
Schlag, donnre, es ist Zeit. Vergilt mir Wuth mit Wuth;
Ich ehr' im Tode noch den Zorn, der mich verzehret:
Jedoch wo ist der Ort, dahin dein Donner fähret?
Es strahlt ein jedes Glied von deines Sohnes Blut.

92.

Der Pabst Julius der Dritte forderte den König von Frankreich, Heinrich den Zweiten, vor Gottes Gerichte, um ihm wegen des Unrechts zu antworten, welches er ihm dadurch erwieß, daß er Mirandola behielt. — Der König antwortete, daß er sich daselbst einfinden wollte, aber gewiß versichert wäre, daß der Pabst daselbst nicht erscheinen würde.

93.

Castruccio Antelminelli, ein berühmter Italiäner, gieng einst durch eine Strasse, und sahe einen jungen Menschen aus einem verdächtigen Orte kommen, welcher erröthete, daß er ihn bemerkt hatte. Castruccio sagte zu ihm: Nicht beym Herausgehen, sondern beym Hineingehen hättest Du roth werden sollen.

94.

Im Jahre 1685 erfuhr eine Wiedertäuferin in Engelland, Miß Ganut, eine Person, die sich durch Werke der Liebe und Barmherzigkeit vorzüglich auszeichnete, ein sehr trauriges Schicksal. Es war nämlich mch der damals ausgebrochenen, aber glücklich ge-

dämpften Rebellion, allen denen der Tod zuerkannt worden, die überwiesen werden könnten, Rebellen beherberget zu haben. Einer von ihnen, dem der menschenliebende Charakter dieser barmherzigen Frau bekannt war, hatte in seiner Noth seine Zuflucht zu ihr genommen, und sie hatte ihn aus Mitleiden beherberget. Als er von einer Bekanntmachung hörte, worinne denen, die Schuldige angeben würden, nicht nur Strafloßigkeit, sondern auch Belohnung versprochen wurde; so verrieth er niederträchtiger Weise seine Wohlthäterin, und trat als Zeuge wider sie auf. Er erhielt für seine Verrätherey Gnade und die versprochene Summe, und Miß Ganut —— wurde für ihre Menschenliebe lebendig verbrannt.

95.

Der gelehrte Edmund Aubertin, reformirter Prediger der Kirche zu Paris, welcher am fünften April 1652 verstarb, war noch auf seinem Sterbebette den Plagen des Pfarrers von St. Sulpiz ausgesetzt; allein ohngeachtet der starken Ohnmachten, welche die vornehmsten Zufälle seiner Krankheit waren, hatte er noch Fassung genug, zu erklären, wenn ihn dieser Glaubenseiferer mit Fragen marterte, daß er in der Ueberzeugung der Wahrheiten stürbe, die er jederzeit bekannt hätte. Dieser Religionseifrer kam, um neun Uhr des Nachts, mit dem Amtmanne von St. Ger-

main vor die Hausthüre des Sterbenden, begleitet von vierzig Mann aus dem Pöbel, mit ihren Waffen. Derjenige, der an die Thür klopfte, machte die Stimme des Arztes nach; so bald aber die Thür eröfnet war, fiel der Höllen-Haufen mit Ungestüm ins Haus, und fing an zu schreyen, daß der Kranke seine Abschwörung in die Hände eines Pfarrers zu thun wünschte; daß man ihn aber davon abhielte, und sie deßwegen gekommen wären, ihn von dieser Gewissenssklaverey zu befreyen. Der älteste Sohn des sterbenden Predigers vertheidigte die Treppe so gut, als er konnte; endlich aber bewilligte man, damit das liederliche Volk nur nicht die Thüre des Zimmers einschlagen solte, daß der Pfarrer und der Amtmann allein in des Kranken Zimmer gehen solten. Das Geschrey und Jauchzen ihrer Begleitung hatten den sterbenden Aubertin dermassen aus seiner tiefen Ohnmacht zu sich selbst gebracht, daß er seine Beharrung in der reformirten Religion ganz deutlich erklärte. Der Amtmann und Pfarrer giengen endlich fort, und hatten grosse Mühe, den Pöbel wegzubringen. Er kam kurz darauf wieder, und schrye, daß man den Pfarrer mit Gewalt fortgetrieben hätte; und er würde ohnfehlbar das Haus erbrochen und geplündert haben, wenn jene ansehnlichen Leute solches nicht durch ihr Bitten verhütet hätten.

96.

Im Jahr 1630 gieng in Schlesien der Eifer, Proselyten zu machen, so weit, daß man zu Frankenstein im Fürstenthum Münsterberg, dem evangelischen Burgermeister Hase, die Hostie auf seinem Todbette eingezwang, um alsdann die kleinsten unerzogenen Kinder in der katholischen Religion zu erziehen. Jeder, der ein Bürger dieser Stadt bleiben wollte, mußte schwören, sich zur katholischen Religion zu bekennen, und dieß blieb ein unverbrüchlich Gesetz bis 1742, wo der Gewissenszwang aufhörte, und auf dem Rathhause eine evangelische Kirche eingerichtet wurde, in welcher der Feldprediger Gottesdienst hält.

S. Bunzlauische Monatschrift, den sechsten Jahrgang von 1779. S. 150.

97.

Der selige Hofprediger Collin in Lobenstein hätte in seinem ersten Amte, als Pfarrer zu Dertingen, in der Löwensteinwerthheimischen Herrschaft, eine Gemeine zu bearbeiten, in welcher die Bosheit außerordentlich, und in einem fast unglaublichen Grade, im Schwange gieng. Er gebrauchte mehrere Jahre hindurch die größte Liebe, Geduld und Bescheidenheit, um die harten Gemüther zu erweichen und zu gewinnen:

allein

llein da bey einem grossen Theil derselben alle diese sei-
ne Bemühungen fruchtlos waren, so zeigte er ihnen
uch seinen ganzen Ernst, indem er sich schlechterdings
veigerte dergleichen offenbare und freventlich boshafte
Sünder zum heiligen Abendmahle zuzulassen. Als er
ndlich darüber seines Amtes entlassen wurde, war er
getrost und freudig, und dankte Gott von Herzen vor
eine Erlösung. Indem er nun den Ort, wo seine
Seele so sehr gekränket und geplaget worden war, ver-
ließ, kamen mehrere von seinen Zuhörern, und baten
hn mit Thränen um Vergebung; einer aber von de-
nen, die ihn am meisten geängstigt und gemartert hat-
ten, vermaß sich sehr frevelhaft, daß entweder Collin
oder er selbst binnen vierzehn Tagen des Todes seyn
müßte. Der Bösewicht sprach es zu einer Zeit, da
hm nicht das Geringste fehlte, und siehe, eben am
vierzehnten Tage darnach starb er.

98.

Der vortrefliche Johann Eliot, Prediger zu Rox-
burg in Neuengland, hatte einst das Unglück, daß als
er sich auf der See in einem Kahn befand, ein grösse-
res Schiff über denselben herfuhr und ihn umstürzte.
Eliot sank den Augenblick unter, und jedermann meyn-
te er sey verlohren; allein Gott errettete ihn aus die-
ser augenscheinlichen Todesgefahr. Es geschahe dieß
eben zur Zeit des indianischen Krieges, in welchem ei-

nige

nige gottlose Engelländer, die auf die Ausrottung d bekehrten Indianer bedacht waren, eine abscheulich Wuth wider ihn gefaßt hatten, weil er es eben wa durch den die Ersten und Meisten derselben bekehr worden, und der noch immer die eifrigsten Bemühu gen zu ihrem Besten anwendete. Einer von diese Unmenschen, als er die Errettung des Eliots vernahn brach in die vermeßensten Wünsche aus, daß er doc wirklich daselbst ertrunken seyn möchte; allein dies Unglückliche hatte, wenige Tage hernach, an ebe dem Orte, das Schicksal, das er dem Elio wünschte, ohne daß seine Rettung möglich gewese wäre.

99.

Der preußische General Hartwig Karl von War tenberg, welcher am zweiten May 1757 bey Altbunz lau in Böhmen, durch eine feindliche Musquetenkuge getödtet wurde, hinterließ nebst dem Ruhme eines Hel den, auch den eines Christen. Außer seinem ruhm würdigen Verhalten, das er bey seinen Truppen, uni gegen den Bürger bezeigte, bewieß er insonderheit da durch, wie sehr ihm die Beförderung der Ehre Gotte und die Furcht seines Namens am Herzen liege, daß er auf seinen Gütern der Jugend Bibeln, Bücher der christlichen Grundlehren und Gesänge anschafte, und um die Schulhalter zu mehrerem Fleisse anzuhalten,

ihnen

hnen jährlich etwas zufliessen ließ. So wohl seine, ls andere Kirchen, und arme Häuser beschenkte er eichlich; ließ die Kranken auf seinen Gütern, auf eigne Kosten verpflegen, und sparte nichts, um in Schönfeld die deutsche Sprache einzuführen. Den Seinigen ieng er mit einem nachahmungswürdigen Beyspiel wahrer Gottesfurcht vor, und noch am Tage seines Todes verrichtete er seine Andacht mit Singen und Beten, auf eine so brünstige und andächtige Weise, daß er dadurch allen Anwesenden sehr erwecklich wurde.

100.

Eleonora von Gonzaga, eine Tochter Franz des Zweiten, Marggrafens von Mantua, und Gemahlin des Herzogs von Urbino, Franz Maria de la Rovere, erwarb sich, durch ihre vortrefliche Eigenschaften, einen ausnehmenden Ruhm. Sie war in Widerwärtigkeiten eben so standhaft, als mäßig in glücklichen Zeiten. Ueber alles liebte und ehrte sie die Keuschheit, und dieß in dem Grade, daß sie auch die vornehmsten Frauen, weder sehen, noch den geringsten Umgang mit ihnen haben mochte, welche auf irgend eine Weise den Ruf oder Verdacht wider sich hatten, daß sie die Ehre ihres Geschlechts durch eine unordentliche Aufführung befleckten. Sie war eine abgesagte Feindin aller derer, welche sich den schändlichen Wollüsten der Unkeuschheit ergaben, indem sie viele aus ihren Landen verbannen

und

und verjagen, diejenigen Alten aber mit vieler Schärfe strafen ließ, welche, nachdem sie in ihrer Jugend Schaam, Ehre, Gewissen und guten Namen verloh ren, am Ende ihres Lebens, beständig auf Mittel dach ten, junge, einfältige und unerfahrne Mädgen zu ver derben und ins Unglück zu stürzen.

101.

Gleich edel dachte die Lucretia von Gonzaga, ei ne der berühmtesten Frauen des sechzehnten Jahrhun derts, die den Adel ihrer Geburt, durch den Glanz ih res Geistes, durch ihre Wissenschaften, und durch die Zärtlichkeit ihrer Feder gleich stark erhöhte. Die auf gewecktesten Köpfe derselben Zeit belegten sie mit ihrem Lobe, und sammelten ihre ausnehmend schönen Briefe mit grosser Begierde, um sie der Welt bekannt zu ma chen. Diese vortrefliche Dame liebte die Keuschheit außerordentlich, und that alles, was ihr nur möglich war, dieselbe überall zu befördern. Die Verweise, die sie unkeuschen, geizigen und hochmüthigen Personen gab, und die man in ihren Briefen findet, sind, samt den Anweisungen, die sie ihnen ertheilte, sehr lesens würdig. Unter andern schrieb sie einst an eine Frau ensperson, welche zur Entschuldigung ihrer Unkeusch heiten, ihren fruchtlosen Widerstand angeführt hatte. Sie rieth ihr, wenig zu essen — nicht lange zu schla fen — den Müßiggang zu verjagen — die gellen Ge

spräche

räche zu fliehen — sich der erlaubten Ergötzlichkeiten
i enthalten — in der heiligen Schrift zu lesen —
nd fleißig zu bethen. Ich wundre mich nicht, sagte
e zu ihr, daß Ihr nicht die Stärke habt, Euch der
roben Wollüste zu enthalten; denn ich sehe nicht, daß
ihr auf Eurer Hut seyd, euch von den Dingen zu ent-
rnen, die Euch zur Ueppigkeit reizen. Die Ver-
uchungen des Fleisches sind den Sirenen gleich; man
muß sich von ihnen entfernen, wenn man sich davor
erwahren will.

102.

Die vortrefliche Frau Baxterin in Engelland fand,
i ihren jüngern Jahren, ihr größtes Vergnügen an
Romanen und lustigen Gesellschaften, und war nicht
weniger stolz als eitel. Eine unverständige, strenge
Hofmeisterin, der sie von ihrer Mutter, in ihrer Ab-
wesenheit, übergeben worden war, hatte ihr sehr ge-
schadet; indem sie ihr lauter widrige Gedanken gegen
ein thätiges Christenthum beygebracht hatte; doch hege
e sie eine grosse Hochachtung gegen einige fromme
Prediger, vorzüglich für den Ambrosius Wright.
Bey dem allen war sie wohl überzeugt, daß sie nicht so
ey, als sie seyn sollte, sondern daß sie nach etwas Bes-
ern sich bestreben müsse; ohnerachtet sie nicht wußte,
worinn dieß Bessere eigentlich bestünde. In dieser
Fassung kam sie nach Kedermünster, wo sich ihre
Mutter

Mutter aufhielt, und wo damals der berühmte Baxte
das Lehramt verwaltete. Sie war kaum hier angelan
get, als sie sich an der Armuth und der strengen L
bensart der Einwohner ärgerte; um destomehr ab
vergnügte sie sich an ihren kostbaren und prächt
gen Kleidungen, und an ihren vorigen Romanen. J
doch es gefiel Gott, ihr an diesem Orte, eben so bal
zur Erkenntniß jenes Bessern zu verhelfen, nach we
chem sie sich zu bestreben, schon vorher nöthig eracht
hätte. Sie hörte eine Predigt über Jesaias am si
ben und zwanzigsten, Vers der eilfte. Es ist ein un
verständig Volk, darum wird sich auch nicht übe
sie erbarmen, der sie gemacht — welche ihr eine
grossen Eindruck gab. Dieser wurde durch die Predig
ten des Baxters vermehret, und sie fieng von der Zei
an, sich genauer zu prüfen — laß das Wort Gotte
öfters — betete fleißig, und betrachtete ihren jezige
und künftigen Zustand sehr ernstlich. — Alles die
that sie im Verborgenen; indessen bemerkte es doch seh
bald eine fromme und gottselige Magd, welche sogleid
ihre Mutter davon benachrichtigte. Diese hatte si
schon bisher, als ihr jüngstes Kind, vorzüglich geliebet
jezt aber ward diese Liebe noch grösser und zärtlicher
so wie sich nicht weniger alle ihre gottseligen Freund
und Anverwandte, über eine so grosse und schnelle
Veränderung, herzlich erfreuten. — Um diese Zeit
predigte der selige Baxter über die Worte des heiligen
Paulus, Röm. 8, 9. ihr seyd nicht fleischlich, son-
dern geistlich, so anders der Geist Gottts in euch
wohnet

wohnet —— und belehrete seine Zuhörer von den Kennzeichen, woran man abnehmen könne, ob man den Geist Christi habe, oder nicht. Diese Predigt faßte sie mit grosser Aufmerksamkeit, schrieb sich die Kennzeichen, welche der gottselige Mann angegeben hatte, sorgfältig auf, und unter vielen andern Schriften, die man nach ihrem Tode fand, wurde auch diese mit gefunden. Diese merkwürdige Schrift enthielt zuförderst, die gedachten baxterischen Kennzeichen eines Christen — hierauf folgte eine genaue Prüfung — dieser aber eine wirkliche Verdammung ihrer selbst. Der Schluß derselben war folgender: Ich weiß nun gewiß, daß ich unter die Anzahl der Gottlosen gehöre; denn obgleich alles, auch das Beste unvollkommen, nur das manches in diesem und jenem Stücke mangelhafter ist, als ein anderes: so folgt doch aus dieser Predigt, daß derjenige, bey welchem sich in allen Stücken das Gegentheil findet — wie ich solches bey mir wahrnehme — Christo nicht angehören könne. Und wie deutlich zeigt auch solches mein jeziger Wandel, da ich mit einem harten Herzen, mit einem trockenen Auge, und mit einer unbewegten Hand, mich gegenwärtig für einen Erben der ewigen Verdammniß erkennen kann! Aber der letzte Tag wird gewiß bald kommen, ob ich mich gleich bemühe, denselben weit von mir wegzuschieben. — Diese lebendige Ueberzeugung wirkte, kraft der Gnade Gottes, bey ihr eine wahre Bekehrung; denn sie ward

vermittelst derselben dahin gebracht, daß sie von den an, wider alle Trägheit in Uebung der Gottseligkeit ernstlich kämpfte, und jene Eitelkeiten, denen sie vor hin ergeben gewesen, gänzlich fahren ließ.

103.

Der gottselige Prediger zu Taunton in Engelland Joseph Allein, war der Frömmigkeit mit dem wärmsten Herzen ergeben. Er suchte sie allenthalben auszubreiten, und pflegte einen jeden zu erinnern und zu bestrafen, der ihr zuwider handelte. Als er einst eben diese Pflicht beobachtete, sprach er zu einem seine Freunde: ich habe jezt etwas zu verrichten, welches mir einen sehr werthen und diensthaften Freund zu einem Feinde machen wird; jedoch muß ichs deswegen nicht unterlassen, denn es ist besser eines Menschen als Gottes Gunst zu verliehren. — Er that hierauf dem gedachten Freund die nöthigen Vorstellungen, und hatte die Freude zu sehen, daß er ihn von dem an weit mehr liebte, als er je vorher gethan hatte.

104.

Philip Henry, ein eben' so gelehrter als frommer Prediger in Engelland, pflegte zu sagen, es wären vier Dinge, die er um alles in der Welt nicht wider

sich

ſich haben möchte: Das Wort Gottes — ſein eige-
nes Gewiſſen — das Gebet der Armen — und
die Erzählung gottesfürchtiger Prediger.

Ein andrer ſeiner denkwürdigen Ausſprüche war
dieſer. Wer ein blindes Gewiſſen hat, das nichts
ieht — ein todtes Gewiſſen, das nichts fühlt — und
ein ſtummes Gewiſſen, das nichts ſagt; der iſt in ei-
nem ſo elenden Zuſtande, als nur irgend ein Menſch
hier auf dieſer Seite der Hölle ſeyn kann.

Eben dieſer fromme Mann drang ſehr darauf, daß
man ſich ſelbſt in guten Grundſätzen befeſtigen, und al-
le Gelegenheiten ergreifen ſollte, folgende oder ähnliche
zu empfehlen. — Weil Gott das Erſte und Beſte iſt,
ſo ſollte er auch das Erſte und Beſte haben. — An-
theil an Chriſto zu haben, iſt ein guter Antheil. —
Das Glück der Seelen iſt das beſte Glück; es ſteht
wohl oder übel mit uns, nachdem es mit unſern See-
len wohl oder übel ſtehet. — Es iſt beſſer, die grö-
ßten Leiden über ſich ergehen zu laſſen, als die geringſte
Sünde zu begehen. — Für Gott zu arbeiten, iſt un-
ſer eigner Lohn; dagegen iſt es die gröſte Thorheit von
einem Menſchen das zu thun, was man durch Reue
wieder ungethan zu machen ſuchen, oder um deßwillen
man in Ewigkeit verlohren ſeyn muß.

105.

Als man den heil. Chrysostomus von den Dr
hungen benachrichtigte, in welche die Kayserin Eudoxi
wider ihn ausgebrochen war, versetzte er: es i
nichts, wofür ich mich so sehr fürchte, als me
nen Gott zu beleidigen

Auf eine ähnliche Weise sprach Blanca, die Mu
ter eines grossen französischen Königes; daß, ob s
wohl ihren Sohn sehr zärtlich lieb hätte, sie doc
viel lieber sehen wolte, daß er das Leben verlö
re, als daß er in eine Todsünde fiele.

106.

Der churfürstlich-brandenburgische geheime Rat
Generaldirektor sämtlicher Domainen, Schloßhaup
mann und Decanus zu Kolberg, Adam von Pod
wils, — ein Mann, der nicht nur wegen seines Ve
standes und grossen Talente, sondern besonders wegen
seiner Frömmigkeit und Rechtschaffenheit verehrungs
würdig und in ganz Pommern bekannt ist, — konn
auf seinem Sterbebette, im zwey und siebenzigsten Jah
seines Alters mit Freudigkeit sagen: Daß er Go
preise, niemals eine vorsätzliche Sünde begang
zu haben. —— Er ward auch von Gott reichli
gesegnet. Er bekam seine Güter nach dem verderb
chen dreyßigjährigen Kriege in einem elenden Zustand
allei

llein er wußte sie durch seine Thätigkeit gar bald in inen so blühenden Zustand zu versetzen, daß sie sich chon seit hundert Jahren vor vielen andern in Hinter- ommern, auch in Ansehung der Kultur, vorzüglich aus- ezeichnet. — Einst erschien ein wohlgebildeter, aber ar- ner Mensch, in Schusterwitz bey ihm, und bat um in Nachtquartier. Der Schloßhauptmann empfieng ihn hr liebreich; wunderte sich aber, daß er des Morgens üh weggereiset war, ohne sich von ihm beurlaubet zu aben, noch von jemanden gesehen worden zu seyn. Von der Zeit an glückten ihm alle seine Unternehmun- en, und er ward mit Segen so ausnehmend überschüt- et, daß sich hiervon das Gericht ausbreitete, es wäre in Engel gewesen. Noch findet sich an der Treppe des Schlosses zu Schusterwitz ein Gemählde, das der Sohn dieses vortreflichen Mannes Kaspar Otto, um Andenken dieser Geschichte hat verfertigen lassen, und das den frommen Greiß, mit der einnehmensten Miene, im Schlafrocke, neben seiner alten ebenfalls sehr würdigen Gemahlin, vorstellt, wie er einen sie besu- henden und ihrem Hause Seegen bringenden Engel mpfängt.

S. Bernoulli's Reisen durch Brandenburg ꝛc. Th. I. 1779. S. 103. f.

107.

Der General Tilly hatte sehr lange den Ruhm der Menschlichkeit behauptet, als er ihn, gegen das Ende seines Lebens, durch die schreckliche Zerstöhrung Magdeburgs, völlig verlohr. Das traurige und entsetzliche Schicksal das diese gute Stadt, am zehnten May 1631 unter seinem Kommando betraf, setzte ganz Deutschland in Bestürzung, und jedermann, selbst die Katholiken, wurden zum Mitleiden bewegt. Und noch jezt kann man die Nachrichten davon nicht ohne Entsetzen lesen. Man hieb Weiber, Kinder und Schwangere, in Häusern und Kirchen nieder; und raubte, plünderte, und schändete Frauen und Jungfrauen. Das von Pappenheim angelegte Feuer, das durch einen heftigen Sturmwind schleunig verbreitet wurde, verwandelte die Stadt mit allen ihren Kirchen, den Dom allein nebst den Kapitulhäusern, und ohngefehr hundert und dreißig Häuser am Fischerufer ausgenommen, in einen Aschenhaufen. Mehr als zwanzig tausend Menschen verlohren ihr Leben auf die traurigste Weise, und nur ohngefehr vierzehn hundert derselben wurden erhalten. Von diesen hatten sich tausend in den Dom gerettet, und wurden vom Tilly begnadigt, als er am zwölften May selbst in die Stadt kam im Dom Messe zu hören, und Gott für diese Masacre zu danken. Diese Unglücklichen, die bis an den dritten Tag, ohne Essen und Trinken geblieben waren,

waren, zitterten bey seiner Ankunft; der Oberdompredi-ger aber Batius, trat mit seinem Kollegen vor, fiel vor ihm nieder, und redete ihn mit den Versen Virgils an:

Venit summa dies, et ineluctabile fatum Magdeburgo.
Fuimus Tröes; fuit Ilium et ingens,
Gloria Parthenopes.

diese Verse machten einen grossen Eindruck auf Tilly. Er schalt auf die Hartnäckigkeit der Einwohner, die ihn zu einer solchen Züchtigung genöthiget, begnadigte alle, die im Dom waren, und ließ sie unterbringen, und ihnen Speise reichen. — Dieser sonst grosse General rühmte sich vor der Schlacht bey Leipzig: daß er nie eine Weibsperson berühret, sich nie berauscht, und nie eine Schlacht verlohren habe. Allein nach seinen in Magdeburg verübten Grausamkeiten hatte sein kriegerisches Glück ein Ende; denn im folgenden Jahre wurde er bey Leipzig geschlagen, und starb bald darauf an einer Wunde über dem rechten Knie, die er bey dem Uebergange des Königs von Schweden über den Lech empfangen hatte.

108.

Johann Calas, ein verehrungswürdiger Greiß, hatte seit mehr als vierzig Jahren zu Tolouse Handlung getrieben, und ward als ein ehrlicher Mann von

allen Mitbürgern geschätzet. Er bekannte sich zur reformirten Religion, samt seinen Kindern; einen Sohn ausgenommen, welcher sich zum katholischen Glauben gewendet hatte, der sich aber nicht mehr bey seinem Vater aufhielt. Calas hatte noch zween Söhne bey sich zu Hause, davon sich der älteste, Mark Anton, den Wissenschaften widmete, und Peter, der jüngere, der ihm die Geschäfte seiner Handlung besorgen half. Eines Abends, am dreizehnten Weinmonats 1760, kam gähling in der Nachtbarschaft der Lermen aus, Mark Anton Calas sey plötzlich gestorben, und der neugierige Pöbel drängte sich haufenweise um das Haus herum. Man rufte die Wundärzte; und da einer derselben, nachdem er dem Todten seinen Halskragen herunter genommen, am Halse einen Striemen von einem Stricke wahrnahm, mußte er schliessen, der Jüngling sey erdrosselt worden. Der Leichnam lag ebenes Fusses bey der Gewölbthüre des alten Calas. Der Vater, die Mutter, der jüngere Bruder, und La Vaisse, ein junger Advokatensohn von Bourdeaux, der eben bey Calas zu Nacht gespeiset hatte, standen herum und zerflossen in Thränen. Jemand vom Pöbel hatte indessen die Rede des Wundarztes aufgefangen, daß Mark Anton erdrosselt sey, und augenblicklich verbreitete sich das Gerücht, Johann Calas habe seinen eigenen Sohn erwürgt. Die Obrigkeit erhielt Nachricht davon, und ließ die beyden Eltern, den Bruder und La Vaisse gefangen setzen.

Man

Man fieng bald darauf an, ihnen den Prozeß zu machen. Es gab Leute, welche wissen wollten, Mark Anton habe schon lange im Sinne gehabt, seine Religion zu verändern; — sein Vater sey um dieser Ursache willen, vor einiger Zeit, in heftige Drohworte gegen ihn ausgebrochen, wenn er je diesen Entschluß fassete; — der Todte hätte eben des folgenden Tages sein Glaubensbekenntniß ablegen sollen, und folglich schlossen sie, sey er von seinen Eltern, seinem Bruder, und dem jungen La Vaisse, aus Haß gegen die katholische Religion, erwürget worden. Die Uebereilung des Pöbels gieng so weit, daß Mark Anton, welcher wohl vielleicht selbst aus Melancholie sich erhenkt haben mochte, ungeachtet aller Einwendungen des Pfarrers, in die Stephanskirche feyerlich beygesetzt wurde. Die Gefangenen wurden nach aller Strenge verhöret. Die Antworten des alten Calas schienen den Richtern ungleich und abweichend, welches etwa durch das schwache Gedächtniß eines siebenzigjährigen Mannes vielleicht geschehen konnte; allein ihnen schien alles das Vorurtheil zu bestärken, das schon in der ganzen Stadt wider die unglückliche Familie zeugte. Die dreizehn Glieder, welche das Parlament ausmachten, waren indessen lang in ihren Meynungen getheilt, und stritten heftig gegen einander. Endlich wurde, mit acht Stimmen gegen fünf, der Tod des Greises beschlossen, — er solte lebendig gerädert werden. Das Urtheil wurde am neunten März 1762 vollzogen. Die Richter hatten gehofft, er würde noch unter den Streichen des

Henkers sein Verbrechen gestehen, und seine Mitschuldigen angeben; allein er nahm bey seinem Tode Gott zum Zeugen seiner Unschuld, und starb mit allen Zeichen eines ruhigen Gewissens, das sich das unnatürliche Laster eines Kindermords nicht vorzuwerfen hatte.

Wenn der alte Calas schuldig war, so hatten natürlicher Weise die übrigen Gefangenen einen gleichen Tod zu erwarten; denn sie mußten an der Ermordung alle Theil gehabt haben. Sie waren in einem Hause beysammen, die ganze Zeit über, wo diese grausame Handlung hat vorgehen müssen; der alte Greiß wäre zu ohnmächtig gewesen, einen überlegenen Jüngling allein zu erwürgen, und hätte also Mithelfer dazu vonnöthen gehabt. Allein nichts konnte für die Unschuld des guten Vaters stärker sprechen, als das widersinnige Betragen der Richter gegen die Mitschuldigen. Es schien, als hätte ihnen der Tod des Verurtheilten die Augen eröfnet, um ihr Unrecht zu erkennen, und die betrübten Folgen ihrer unbescheidenen Eilfertigkeit zu bereuen. Sie begnügten sich den Peter Calas des Landes zu verweisen, als wenn er nicht entweder das Rad, wie sein Vater, oder eine rechtsförmige Ehrenerklärung ohne Ausnahme, verdient hätte. Die Mutter, La Vaisse und eine Dienstmagd, die alle mit gefangen saßen, wurden auf freyen Fuß gestellet.

Einige Personen, welchen die Umstände dieser abscheulichen Begebenheit ungemein auffallend schienen, drangen mit Ernst in die betrübte Witwe, die sich an

einem

einem abgelegenen Orte, den Augen der Welt entzogen hatte, daß sie es wagen sollte, vor dem Throne des Königs Gerechtigkeit zu suchen. Sie that es mit einer freymüthigen Zuversicht, die ein Beweiß von ihrer Unschuld war, und mitleidige Freunde unterstützten sie mit Gelde und Ansehen. Hr. Elias von Beaumont, ein berühmter Advokat an dem Parlamente zu Paris, nahm ihre Vertheidigung auf sich, und schrieb ein rechtliches Gutachten, das von funfzehn Advokaten unterzeichnet wurde. Herr Boiseau von Mauleon machte einen Aufsatz für die arme Familie, und Herr Mariette, Advokat bey dem königlichen Staatsrathe, fertigte eine rechtsförmliche Klagschrift, welche fähig war, einen jeden zu überzeugen. Diese drei großmüthigen Vertheidiger der Unschuld überliessen noch der Witwe den Nutzen, welchen die Ausgabe ihrer Schutzreden abwarf. Am neunten März 1765, eben an dem Jahrtage der Hinrichtung des unglücklichen Calas, kam es zum endlichen Ausspruche. Die ganze Familie der Calas wurde einhellig für unschuldig, und das Urtheil des Parlaments zu Toulouse für unbillig und widerrechtlich erklärt. Die Ehre des Vaters wurde wieder hergestellt, und der Familie die Erlaubniß gegeben, allen Schaden und Unkosten an dem toulousanischen Magistrate gerichtlich zu suchen. Der König selbst ließ der Mutter und ihren Kindern sechs und dreißig tausend französische Pfunde zu einer Entschädigung auszahlen. — Der bekannte Voltaire hat den Ruhm, das Unrecht dieser unglücklichen Familie am ersten empfunden

den zu haben. So bald er von ihrer Unschuld überzeugt war, bemühte er sich sehr eifrig, daß ihre peinliche Klage zu Paris, auf Befehl des Königs, neuerdings untersucht, und ihr die Rechtfertigung verschaft würde, die wirklich erfolgte; welches ohnfehlbar die beste Handlung seines Lebens war.

109.

Der gottseltge Bischof Latimer in England predigte im Jahr 1548 vor dem Könige Eduard VI. über den Text: Gebet dem Kayser, was des Kaysers ist, und drang in seiner Rede besonders auf die Wiedererstattung des ungerechten Guts. Diese Predigt wurde verschieden beurtheilt; indessen hatte sie sehr gesegnete Wirkungen. Die Nachricht, die er selbst davon, in einer Predigt, welche er im Jahr 1550 vor eben diesem Könige, über die Worte: hütet euch für dem Geiz — hielt, ertheilet, ist in der That richtig. Hier ist sie.

"Ich habe nun in dreien Fasten gepredigt. Das erstemal predigte ich Wiedererstattung. Wiedererstattung, sagen einige? Was darf er von Wiedererstattung predigen? Mag er doch Busse predigen, sagen sie, und die Wiedererstattung gehen lassen. Wir können nimmer Wiedererstattung thun. Daher sage ich, wenn du nicht wilt Wiedererstattung thun, sollst du deßhalb zum Teufel fahren. Nun erwähle dir eins von

Beyden

Beyden — Wiedererstattung oder sonst eine unendliche Verdammniß. Nun aber giebt es zwei Arten der Wiedererstattung; eine geheime, und eine öffentliche Wiedererstattung. Welche von beyden es auch ist, wenn nur eine Wiedererstattung geschiehet; so ist dieß alles gleich gut. Bey meiner ersten Predigt von der Wiedererstattung bekam ein Mann Gewissensbisse, und bekannte selbst gegen mich, daß er den König betrogen hätte, und Willens sey, Wiedererstattung zu thun; und so kamen in der ersten Fasten mir zwanzig Pfund zu Händen, daß sie zu des Königs Nutzen wieder gegeben werden sollten. Es wurden mir noch zwanzig Pfund in eben der Fastenzeit versprochen; es wollte aber nicht angehen, daher es nicht kam. Gut, in den folgenden Fasten kamen noch dreihundert und zwanzig Pfund. Ich nahm es selbst an, und zahlte es an des Königs geheimen Rath, da ich gefragt wurde: wer der sey, der diese Wiedererstattung thäte? Aber sollte ich ihn genannt haben? Ja, sie würden bald das Loch zu dieser Erzgrube gefunden haben. Gut, jezt in diesen Fasten kamen einhundert und achtzig Pfund und zehen Schilling, welches ich gezahlet und überliefert habe, an dem heutigen Tage, an des Königs geheimen Rath; und so hat dieser Mann eine gottgefällige Wiedererstattung gethan."

110.

Eine vornehme Dame hatte fünf und zwanzig Jahre hindurch zwey harte Knoten in der linken Brust nahe an der Warze, ohne Schmerz getragen, welche durch den Wurf mit einem Bunde Schlüssel verursacht worden waren. Nach Verlauf dieser Zeit fanden sich Schmerzen ein, welche immer heftiger wurden, und endlich erfolgte so gar der Aufbruch, und alle Umstände setzten in der Folge das Leben in Gefahr. Acht Jahre waren wenigstens in Schmerzen und grosser Beschwerde zugebracht, als die Umständ. und vergeblich gebrauchten Mittel dem Wundarzte eines preussischen Husarenregiments, einem liebenswürdigen Manne, schriftlich gemeldet wurden. Dieser rieth zu einer Kur durch die Diät, und verbot alles Fleisch, Bier und Wein, wogegen er Gartenfrüchte, Milch, Obst und Mehlspeisen emfahl. Das ordinaire Getränk war eine etwas koncentrirte Tisane aus Grasswurzeln, mit und ohne Milch. Die verwundete Brust ward mit dem oleo myrrhae per deliquium verbunden, und bisweilen ward mit dem Sero lactis und der Pulpa tamarindorum laxiret. Es waren vorhero acht Jahre lang allerley Mittel, worunter der Schierling auch war, angerathen worden. Da der gedachte Wundarzt aber, bey vielen Vorfällen, dieses Mittel unkräftig befunden hatte, so sehr es auch Herr Störk und nach ihm grosse Aerzte angepriesen, so fand er sich gedrungen, solches zu verbieten.

Die

Die vortrefliche Patientin setzte sich über alle Reize der Sinnlichkeit hinaus. Sie folgte den Rathschlägen dieses würdigen Mannes auf das genaueste — war am Ende des 1765sten Jahres in der größten Besserung — und zu Anfange des 1766sten Jahres erfolgte die gänzliche glückliche Heilung, obschon die Warze und mehrere Theile zerfressen waren.

Selten wird ein Arzt, nach reichlicher Belohnung seiner Mühwaltung, einen solchen rührenden Dank, wie dieser, einerndten. Nicht oft wird es Patienten geben, die für die wiedererlangte Gesundheit so dankbar gegen Gott geworden, als diese erhabene Dame, deren Seele so groß ist, als ihre Wissenschaften zu bewundern sind. Folgendes sind ihre eigenen Worte, mit welchen sie die Empfindungen ihrer Seele, hierüber ausdrückte.

Denkmal der sonderbaren Wohlthaten Gottes im Jahr 1765.

Lobe den Herrn meine Seele! Sein reiches Erbarmen hat das verflossene Jahr dir ewig denkwürdig gemacht. Erzähle rühmend, wie seine mächtige Hülfe mein sinkendes Leben aus furchtbaren Schlünden gezogen.

Zur Zeit da spielende Kindheit von mir wich, da Pflicht und Eitelkeit auftraten, jede sich zu meiner Führung anzubiethen; — (Lobe den Herrn, meine Seele, der mich von der Eitelkeit lenkte!) — Zur Zeit,

da

da die Knospen meines Busens anhuben, sich zur Reife schwellend zu entwickeln; in dieser Zeit traf mich unverschuldet ein eiserner Wurf aus der unvorsichtigen Hand des Zorns.

Er traf mir die Mitte derjenigen Brust, nach welcher die Spitze des Herzens sich kehret. Tausend kleine Drüsen, künstliche Werkstätte jener wunderbaren Scheidekunst, die unsere Säfte so richtig absondert, wurden von seiner Gewalt in einander gequetscht; wie ein Stoß des wilden Orkans Dach, Boden und Wände eines freundlichen Landhauses in einander stürzet.

Die milden Nahrungssäfte fuhren erschrocken von den verwüsteten Eingängen der zarten Zellen zurück, und hörten auf, wohlthätige Zuflüsse dahin zu leiten. Hingegen flüchteten nach dem verlassenen Orte alle von den wirksamen Lebenskräften verfolgte schädliche Partikeln; gleich Banditen, welche die Ruinen eines zerstörten Schlosses zu ihrer Schanze brauchen. Sie verdichteten ihn nach und nach zum festen Klumpen, und machten ihn zum Sitz ihrer heimtückischen Verschwörung wider mein Leben.

Der Wächter der Gesundheit, der warnende Schmerz meldete nicht selten ihre gefährlichen Anschläge; aber Zufälle, die das Herz näher angiengen, hatten meiner Aufmerksamkeit sich ganz bemächtiget. So wird bey dem Getümmel eines empörten Volkes, die Stimme des Patrioten überhört, der den Verfall des Staats verkündiget.

Wäreſt du nicht unſer Hüter, liebreicher Schöpfer, wer könnte ſo manchen Abgrund vorüber zur geſegneten Höhe des grauen Alters gelangen! Hielteſt du den ſchwachen Thon nicht in deiner Hand, wie wenige Tage würde es dauern, bis er zerbräche! Lobe den Herrn, meine Seele!

Die Rüſtungen des Feindes in meinem Buſen hatten das Viertel eines Jahrhunderts gewähret; ſie waren fertig. Sein erſter Anfall traf die feinen Röhren, die den ſüſſen Trank läutern, den die Natur uns zur erſten Nahrung anweiſet. Das zarte Geäder, das ſie umgiebt, zerſprengte von dem harten Angrif. Statt Milch, die den Unfruchtbaren verſagt iſt, lieſſen ſie mit bitterm Wehe, eine geraume Zeit, Blut tröpfeln.

Ich fragte Weiſe in der Kunſt zu heilen: Weiſſaget dieß ſeltſame Zeichen kein Unglück, und wie wird der Noth vorgebauet? Sie waren leidige Tröſter, die mich Jahre hindurch, mit unkräftigen Mitteln täuſchten. Die Stunde des Herrn war noch nicht erſchienen, ich kannte noch nicht den würdigen Mann, den er zum Werkzeuge ſeiner Hülfe beſtimmte. Lobe den Herrn meine Seele!

Jezt erhob ſich der feindſelige Klumpen mit Stolz. Sein Druck ſpannete ſchon die angränzenden Muſkeln des Arms. Seine geifernde Bosheit ſpie Eiter, und machte das Anſehen der leidenden Gegend, wie das Anſehen eines Feldes, deſſen Blüten ein giftiger Mehlthau verdorret hat. Er drohete aus ſeiner Höhle zu brechen, und das Meſſer des Wundarztes zum Zwei-

kampf aufzufordern. Der Schmerz schrye mit ungestümer Heftigkeit über Gefahr. In den Aussichten einer so fürchterlichen Zukunft erblickte ich die wiederkehrende Sonne des verflossenen Jahres. Aber ich harrete des Herrn, des allmächtigen Heylandes der Elenden. Jenes wandernde Volk der Verheissung mußte sich dort, in der traurigen Wüste, unter seine verordnete Zeichen und Paniere lagern: ich stellete hier das Gezelt meiner Stärke bey dem Panier der gläubigen Zuversicht.

So bereitet sich ein verurtheilter Unschuldiger zwar geduldig, die Sterbebühne zu beschreiten; doch verläßt ihn nie eine geheime Hofnung, Gott und die Zeit werde sein schwarz bewölktes Schicksal aufklären.

Damals war es, als die flüchtigen Rosse meinen umstürzenden Wagen ohne Führer fortrissen. Der Stoß trieb meinen Arm durch die zertrümmerte Glaßscheibe, unter die Seitenwand des Wagens, zwischen dem Leistenwerk und der Erde. Ihn schleifte der Lauf der Rosse jämmerlich fort; jeder von ihren unbändigen Schritten bedrohte mein Leben.

Nicht war es eigne Kraft, welche hier die schüchterne weibliche Seele weit über die Schrecken erhob, daß weder mein Herz klopfte, noch mein Angesicht erblaßte; es war der freudige Geist aus der Höhe, der prophetisch zu meinem Geiste durch heilige Regungen sprach: ich sollte leben, um die mächtige Hülfe des Herrn zu preisen.

Lobe den Herrn, meine Seele! Sein gnädiges Schild deckte die verwundete Bruſt, daß Sturz und Fall nicht völlig ſie zerſchmetterten. Ueber den hart gefrornen Boden hatte ſeine väterliche Vorſorge dicke Decken von lockerm Schnee geſpreyet, die dem belaſteten geſchleiften Arme nachgaben. Kein Stein, kein Anſtoß, daran er ſich hätte zerbrechen können, mußte gegen ihn treffen.

Hebe dich gen Himmel, mein wunderbar geſchützter Arm, meine gerettete rechte Hand, hebe dich dankbar gen Himmel, und ſchwöre: der Herr ſoll mein Gott ſeyn, ſo lange ich Odem hole!

Nunmehr ſprach die Barmherzigkeit des Herrn zu Weh und Leiden: höret auf, ein Leben zu mißhandeln, deſſen ich ſo ſichtbar mich angenommen. Sie ſprach es, und erweckte mir, unter den erfahrnen Wundärzten, einen redlichen Helfer, des Seegens werth, den ſie aus ihrer ewigen Fülle, auf ſeine Rathſchläge ſchüttete. Er hieß mir, den Speiſen, die wir durch Zerſtöhrung fühlender Kreaturen erlangen, und den verderblichen gekünſtelten Zurichtungen, welche die Gunſt des Gaumens erſchleichen — ähnliches Bild des gefallenden Schmeichlers, der das Herz vergiftet — gänzlich entſagen. Milch und Obſt, und Kräuter und Feldfrüchte, alleſamt einfältige Speiſen des erſten Weltalters, ſollten mich nähren.

Jenem arabiſchen ſtachlichten Baum entflieſſen balſamiſche Thränen, die zum Gummi ſich verdicken. Von den hohen Weiſen, die im Geiſte den Stern aus

Jakob erblickten, wurden sie köstlich genug geachtet, dem Herrn der Natur, nebst Gold und Weyhrauch, überreicht zu werden. Eine leichte Bereitung verwandelt sie in ein gelindes Oel; der Schaden meines Busens ward damit verbunden.

Ferner ward die zuckerreiche Graßwurzel, auf der Spur der zackigten Egge gesammlet, in der reinen Quelle gesäubert, an der Sonne, die eben das Haus des Steinbocks betrat, allmählig gedörret, und zum heilsamen Getränke zubereitet. Versüssende Ströme flossen in meine Adern, und übermannten die scharfen Säfte, die der Feind meines Lebens, aus seiner Festung, überall in mein Blut sandte.

Lobe den Herrn, meine Seele! die Erde ist voll seiner Güte. Er ist nicht karg mit den Mitteln der Hülfe. Er brauchet nicht, sie von den Spitzen der Felsen, noch aus dem Grunde des Meeres zu holen; hier sind sie unter unsern Füssen.

Lobe den Herrn, meine Seele! Er legt die herrlichsten Tugenden in die gemeinsten Gewächse. Lerne hier, kein Werk seiner Hand zu übersehen. Erinnere dich, daß er nicht was groß und vor der Welt geachtet ist, erwähle; daß er das Geheimniß seiner Liebe, darein die Engel zu schauen gelüstet, niedrigen Fischern und Ungelehrten zu allererst vertraute. Denke nach, und freue dich mit heiligem Zittern!

Saget dem unwissenden Landmann, er sollte die vortrefliche Wurzel ehrerbietig aufleſen, und neben dem Weizen auf den Boden schütten. Was unterſteht er

sich, sie schmählig, wie ein verworfnes Unkraut, auf seinem Acker zu verbrennen. — Ich schelte niemand. Werden doch mehrentheils die edelsten Verdienste vom Tadel der witzigen Welt nicht gerechter behandelt, als hier die Queke.

Bald sahe ich einen gnädigen Tag dem Andern folgen, und jede Morgenröthe Linderung thauen. Die getröstete Brust zog ihren Schmuck wieder an, wie ein Baum, dessen erste Blätter ein strenger Nachtfrost verwelkte, sich bey günstigen Lüften, mit nachschiessendem frischen Laube bekleidet. Der wachsame Schmerz gab sich zur Ruhe; denn der geschwächte Feind war nicht mehr gefährlich. Sein halbes Eigenthum trennte sich von ihm, und zerging in gelinder Erweichung.

Der Herr siehet auf das Elend seiner Menschen, der Herr liebet das Leben; der Herr ist hülfreich! Lobe den Herrn, meine Seele!

Herr, noch ist das Werk nicht vollendet, noch ist der innere Kern der verrätherischen Sammlung vorhanden. Laß ihn zerschmelzen vor dem Einfluß deiner Güte, wie das Eis von den heitern Frühlingsstrahlen schmelzet. — Oder soll er mir immerhin ein fühlbares Denkmal deiner Errettung und der Unsicherheit menschlicher Tage bleiben? Herr, du weist, was mir nützet; ich weis es nicht, immerdar soll dich meine Seele loben.

Der Spötter höhnet den edlen Stolz des Frommen, der sich nicht zu unbeträchtlich hält, die Vorsorge des Höchsten besonders zu beschäftigen, der in seiner

Hand sich gezeichnet glaubet. Gehe hin, du Thor, gehe hin und lerne, was der Allwissende für unendliche Mengen des allerkleinsten Gewürmes mit Daseyn beschenket hat, deren keines Bedürfniß er aus der Acht lässet; dann wirst du nicht an seiner Hut zweifeln, über Geschöpfe, die seine Wahrheit erkennen.

Ewig bestehen die Hütten derer, die auf den Fels des Herrn bauen, und in dem Geliebten ihm angenehm geworden sind. Lobe den Herrn, meine Seele!

III.

Ein junger Genueser verließ einst sein Vaterland, um Italiens vornehmste Städte zu sehen. In Livorno fand er seine Neubegierde gereizt, sich an den Merkwürdigkeiten des Orts zu ergötzen, und bald seiner Wißbegierde, bald seinen Empfindungen mehr Nahrung zu verschaffen. Am stärksten zog ihn die Menge gefangener Türken an sich, die auf der See erobert oder gekauft worden, um sie, obwohl mit minderer Strenge, als die Türken mit Christensklaven verfahren, zu allerhand beschwerlichen Arbeiten brauchen zu können. Der Genueser, gerührt von dem drückenden Elende dieser Unglücklichen, gieng hin und wieder, Allmosen an die Elendesten auszutheilen, und ihnen thätige Beweise seines Mittleides zu geben. Einige Tage nachher ward er gewahr, daß einer von diesen Unglücklichen sich unter dem Fenster seines Zimmers

verweilte,

verweilte, und, von der drückenden Last seiner schweren Arbeit entkräftet, sich, da er Niemand in der Nähe bemerkte, mit einer traurigen und schmachtenden Mine zum Ausruhen auf die Erde setzte. In dieser Stellung ward er vom Genueser mit einer theilnehmenden Aufmerksamkeit betrachtet. Die Edelmüthigkeit seines Charakters zwang ihn, sich hinter den Vorhang zu verbergen, um von ihm nicht bemerkt zu werden, und sich dem rührenden Schauspiele ganz ungestört zu überlassen. Die vom Gram entstellte Mine des Türken, die aus dessen beklommener Brust schüchtern empor dringende Seufzer, und einige still, aber hofnungslos, um Rettung oder Mitleid flehende Thränen, die von seinen entfärbten Wangen herabzitterten, waren lautredende Herolde der Uebermasse seines Unglücks, das ihn desto stärker drückte, je mehr ihn seine Geburt über andere Mitgenossen seines jezigen Elendes zu erheben schien.

Von Mitleid und Großmuth erweicht ließ der edeldenkende Genueser den mit Angst und Unruhe kämpfenden Türken zu sich rufen. — Da — mein Freund, sagte er, dein Unglück verdient Erleichterung, dein Kummer mein aufrichtiges Beyleid — und damit gab er ihm ein ansehnliches Geschenk. Darf ich, fuhr er fort, nach der Quelle und Geschichte deines tiefen Kummers näher mich erkundigen, so verspreche ich zur Vergeltung deines Zutrauens dir so viel Beystand, als in meiner Gewalt ist. — Mit einem entschlossenen und ruhigen Ton erzählte der betroffene Türke

einen Theil seiner Geschichte. Bey der Stelle, wo er von seiner Geburt reden und nun das zufällige Unglück schildern wollte, das ihn in den Sklavenstand versetzt hatte, schien auf einmal Sprache und Muth ihn zu verlassen. Er ward von einem betäubenden Gefühl seines innern Schmerzes ganz hingerissen. Ein heisser Strom beredter Thränen füllte die gefühlvolle Lücke der abgekürzten Erzählung. — Gewiß bist du sehr unglücklich, sagte der gerührte Genueser. Es wäre grausam, tiefer in deine Geschichte dringen zu wollen. — Doch ist kein Mensch auf Erden, rief der sich ermannende Türke, dem ich sie lieber als Ihnen, einem so edel empfindenden Mann erzählen möchte. Jeder Zug meiner Geschichte ein Dolch in mein gequältes Herz. Kann ich aber diese Wunden vermeiden, so lange mir die Erinnerungskraft bleibet? Und ist wohl das lebhafte Andenken davon weniger schmerzhaft, als die Erzählung? Sie sollen alles wissen. Den zärtlichsten Vater, am Rande seines Grabes — Die verehrungswürdigste Gemahlin — vier hofnungsvolle, sehr liebenswürdige Kinder — den glänzensten Wohlstand — alles dieß habe ich in Einem unglücklichen Augenblick mit meiner Freyheit verlohren. Auf dem Wege, den ich nach einer Insel machte, die letzte Pflicht meinem sterbenden Vater zu entrichten, ward ich mit Sklavenketten belegt, und von meinem Eroberer an einen Livornischen Kaufmann verhandelt. —— Dieß alles, sagte der bestürzte, nachdenkende Genueser, dieß alles, auch so gar die Freyheit sich zu beklagen,

haben

haben Sie Unglücklicher verlohren? — das ist mehr, als mein Herz ertragen kann. — Da, nehmen Sie noch dieses, und nun überlassen Sie mich meinen Empfindungen! Verwundernd, aber nicht getröstet verließ ihn der Türke. — Der Genueser fühlte, so bald er allein war, das ganze Gewicht dieser kurzen Erzählung. Was kann ihm, dachte er, mein Mitleiden, was meine Börse helfen? Freyheit ist es, wornach er seufzet. Das dacht er und beschloß, etwas mehr zu thun, als Menschen, die Allmosen austheilen, um von den Vorübergehenden bewundert zu werden. — Das Lösegeld wird sich hoch belaufen. Meine Vergnügungen sind kostbar. Werd ich können? Bin ich aber eines Vergnügens werth, wenn ich so frage? Einer Familie den verlohrnen Vater wieder geben — einem edeldenkenden Sklaven die Freyheit — hat man für dieses Vergnügen schon einen Namen? Und kann man durch Millionen ein größeres, ein wahreres erkaufen? Vater, Gemahlin, Kinder, Freyheit — ja, er muß alles wieder haben, oder ich bin des Zutrauens unwerth, mit welchem er mich in die finstern Tiefen seines verwundeten Herzens blicken ließ. — Dieß waren die Betrachtungen des gerührten Genuesers, aber es blieb nicht lange dabey. Thätige Menschenliebe sprach in seinem Herzen für die Freyheit eines Unterdrückten. Von der Wollust, wohlthun zu können beflügelt, eilte der Großmüthige zum Herrn dieses Sklavens, fand ihn willig einen Kauf zu schliessen, und erkaufte für eine Summe von hundert und vierzig Dukaten — in sei-

nen Augen unter diesen Umständen eine Kleinigkeit — eine Zufriedenheit, für die er nicht Millionen genommen hätte. Der Türke war frey, der Genueser glücklich, der Kaufmann vergnügt. Zärtlicher Dank und frohes Erstaunen mahlte sich auf dem Gesichte des erretteten Türken, als ihm sein Wohlthäter die Freyheit ankündigte. Zehnfach, rief der Befreyte, zehnfach sollen Sie, mein Erretter, die Summe des Lösegeldes wieder haben, so bald ich mich wieder in den Armen meiner trostlosen Familie befinde. — Zehnfach? erwiederte der Genueser, das wäre zu wenig, da es mir schon hundertfältig durch die Freude vergolten ist, eine mäßige Summe so glücklich anwenden gekonnt zu haben. Wollen Sie aber, Freund, jemals ein ähnliches Vergnügen, als meine Seele jezt froh durchschauert, empfinden; so retten Sie künftig einmal, wenn Sie können, in Ihrem Vaterlande, einen unglücklichen christlichen Sklaven. Thun Sie es, um die Wollust ganz zu schmecken, die jezt mein Herz, da ich Sie frey, durch meine Bemühungen frey sehe, durchströmet. Mit einem edlen Anstande verpflichtete sich der fröhliche Türke zu Erfüllung dieses Wunsches; er segnete seinen Wohlthäter und verließ, mit Freudenthränen in den Augen, den Ort seines Elendes und seiner Rettung.

Mit heiterer Seele verließ nun auch der Genueser Livorno und kam, nach unterschiedenen kleinen Reisen, endlich nach Venedig. Hier ward er durch seine zärtlichen Neigungen länger, als er sich vorgenommen hatte, zurück gehalten. Die Nichte des Korrespondenten

ten seines Vaters, bey dem er wohnte, hatte durch Verstand, Schönheit und Tugend Empfindungen in seinem Herzen erreget, die er durch nichts, als einen ewigen Besitz dieser seltnen Vorzüge, befriedigen zu können glaubte. Sie war die Tochter eines maltheſischen Kaufmanns. Die reinzendſten Bilder des lebhafteſten Vergnügens beſchäftigten hier die Seele des zärtlichen Genueſers. Sein Glück ſchien vollkommen, da er seinem Vater die Lage seines Herzens gemahlet, und auch dieſer die eifrigſten Wünſche des geliebten Sohnes durch seine Genehmigung rechtfertigte. Nach erhaltner Einwilligung vom Oheim seiner Geliebten beſchloß er, seine Vermählung in Maltha zu feyern.

Voll ſüſſer Hofnung wurde die Reiſe von allen dreyen angetreten. Von günſtigem Winde begleitet, waren ſie ſchon zum erfreulichen Anblick der Ufer von Maltha gelanget. Sie glaubten bereits den Hafen zu berühren, als ein türkiſches Raubſchiff das Ihrige mit Heftigkeit anfiel, und ſie ohne Widerſtand alle zu Gefangenen machte. Sie wurden ſogleich nach Smirna geführt, und hier zu den Ketten der unerträglichen Sklaverey der Türken beſtimmt. Man brachte ſie unverzüglich, mit jener traurigen Ausrüſtung, die ſchon ihre künftige betrübte Lebensart ankündigte, nach dem Platz, wo die Sklaven verkauft werden.

Der Augenblick der ſchmeichelhafteſten Hofnungen und glücklichſten Ausſichten ward alſo für dieſes liebvolle Kleeblatt eine Quelle des bitterſten Elendes. Nichts war ihnen übrig, als der traurige Wunſch, in

dem

dem jämmerlichen Zustande ihres Sklavenstandes wenigstens ungetrennt zu bleiben, und ihre Klagen und ihre Tröstungen einander wechselsweise mittheilen zu können. Auch diese schwache Beruhigung war ihnen versagt. Sie fanden sich bald von einer Menge Türken umringet, welche sich nach Sklaven und Sklavinnen umsahen. Es war natürlich, daß die schöne Maltheserin die Aufmerksamkeit reicher Türken am ersten auf sich ziehen mußte. Man sahe, man bewunderte sie und wurde sogleich zum Besitz ihrer anzüglichen Schönheit gereizet. Am geschwindesten und stärksten schien ihren Werth ein junger, lebhafter und wohlgebildeter Türk zu fühlen. Ihre durch heisse Thränen sprechender Kümmernisse, die wehmuthsvolle Stellung, in der sie sich hier, zur Schau beschämt, ausgestellt sahe, der Schmerz der Trennung, der in ihrem Herzen wühlte, der schmachtende Blick, der Mitleiden zu fordern, und Hofnung zu suchen schien — alles diente zu einer sichtbaren Erhöhung ihrer natürlichen Reize und zur Anfeurung bereits angefachter türkischer Begierden. Der Preiß des ansehnlichsten Vermögens würde dem bezauberten jungen Türken für eine solche Schönheit eine Kleinigkeit geschienen haben. Jeder Blick seiner Nebenbuhler auf diese feilgebotne Unglückliche erschütterte seine Seele. Aus brennenden Augen strahlte drohendes Feuer der Eifersucht auf alle, die Mine machten, seinen Kauf zu zernichten. Mit einem Ungestüm, den bloß Rasende oder unmäßig Verliebte zu äußern fähig sind, übergab er dem Sklavenhändler die ganze goldne

Last seiner schweren Börse, bemächtigte sich seiner theuer erkauften Beute, um sie schnell, als im Triumph, bey sich einzuführen. Ein Blick, der die äußersten Qualen des Todes deutlich hätte mahlen können, ein verzweifelnder Blick auf den Liebling ihres Herzens, ein tiefer, hofnungsloser Seufzer — das war alles, was die Martern ihres Herzens in stummer Sprache noch ausdrücken konnte. Unbewegt, wie eine Bildsäule, stand hier, in einer kalten Erstarrung, der von Schmerz und Verzweiflung betäubte Genueser, und wurde auf diesem traurigen Schauplatze, als ein Christensklave von den Türken ärger, als bey uns ein türkisches Pferd, behandelt. Ihm fehlte zum Glück das Bewußtseyn; zum Unglück aber auch die Ahndung dessen, was ihm bevorstand.

Nach vielen fast unbemerkt erduldeten Mißhandlungen erschien ein wohlgekleideter ansehnlicher Türke, der ihn sogleich einer nähern Betrachtung werth hielt, seinen vorwärts hängenden Kopf sanft aufrichtete, ihn starr ansah, und vor ihm fast eben so erstarrt, als der Genueser selbst, stehen blieb. Ist es Traum, rief er, nach einer kurzen Erholung, oder ist es Wahrheit? — Soll ich meinen Augen trauen? — Ich will ihn umarmen, Sympathie der Seelen wird meine Zweifel heben. Ja er ists; ich fühl es, er ists, dem ich zu Livorno die Errettung aus dem Ketten der bittersten Sklaverey zu danken hatte; ja er ists, mein Wohlthäter, mein Erretter. Wechselsweise schien er jezt, mit aufgehabnen Händen, den Ali und seinen Propheten

zu preisen, und wieder mit umschlingenden Armen seinen ehemaligen Erretter zu ermuntern. Seine ganze Seele war Dankbarkeit, sein Herz Liebe, sein Blick Zärtlichkeit und Freude. Vor allem Volk warf er sich ungescheut einem vermeinten Sklaven zu Füssen, und umarmte mit einer zärtlichen Inbrunst die Knie seines livornischen Befreyers. Erstaunen und Unwille zeigte sich in den Minen der bestürzten Zuschauer. Das hatte keinen Einfluß auf das Herz des dankbar gerührten Türken. Bester, Theuerster, Edelmüthigster unter den Christen, rief er, Sie selbst sind es, den der grosse Prophet mir zuschickt, Ihnen einen Beweis von dem dankbaren Gefühl meines Herzens zu geben? Sie selbst? mein Erretter! Eine zehnfache Wohlthat! Sie sind frey und alles, was mir zugehört, ist Ihr Eigenthum. Ein Anderer in Ihrer Verfassung wäre mein Sklav geworden; Sie sollen mitten in Smirna mein Beherrscher oder mein Freund, wie Sie es am liebsten wollen, seyn. Ich bin jezt so sehr der Ihrige, als ich vorher des Kaufmanns zu Livorno war. — Der bestürzte Genueser antwortete durch dankbare Thränen und brünstige Umarmungen. Länger als eine Stunde dauerte dieser Auftritt voll Großmuth und Liebe; und alle Zuschauer fühlten sich angenehm bewegt. Ganz Smirna theilte das Vergnügen dieser großmüthigen Handlung. — Aber mitten in der zärtlichsten Umarmung einen so viel bedeutenden Seufzer? — sagte der Türke. Habe ich irgend einem Ihrer Wünsche noch nicht Aufmerksamkeit bewiesen? O mein Bester, ich

verdiene

verdiene ganz Ihr Zutrauen, so ganz, als ich Ihnen zu Livorno das Meinige widmete. Kein Seufzer, den ich stillen kann, müsse je die Brust meines großmüthigen Freundes beunruhigen. — Daß ich Sie hier wieder, und glücklich sehe, sprach hierauf der betrofne Genueser, ist alles, was mir Glückliches begegnen kann. Meine Freyheit? — Ach Leben und Freyheit ist mehr als Tod für mich, so lange ich von der Wollust meines Lebens, von einem Engel in Menschengestalt, getrennt bleibe, den ein junger Türke mir in der traurigen Gestalt einer Sklavin entrissen. — Sie haben also von mir, erwiederte der Türke, nur die Freyheit, aber nicht mit ihr das Leben wieder bekommen? Eine sehr unvollkommne Dankbarkeit. — Er muß Alles wieder haben — das war bey meiner Befreyung Ihr edelmüthiger Gedanke; und ich könnte ruhen, bevor ich auch Ihnen alles wieder gegeben? — Ich habe mich beym Sklavenhändler schon, aus unbekanntem Antrieb, nach Umständen erkundigt, die auf Ihre Zufriedenheit einen grossen Eindruck haben müssen. Gedankt sey es, dem Propheten, edler Freund, ich kann Ihnen alles, auch Ihr Leben wieder geben. Es war mein eigner Sohn, der die junge Maltheserin zum Dienste seiner Mutter kaufte. Mit einer mir bedenklichen Entzückung brachte er sie nach Hause. Ich fragte ihn, ob auch noch Christensklaven vorhanden wären, und eilte, nach erhaltener Bejahung, mein in Livorno gethanes Versprechen zu erfüllen, das mir von dem Tage meiner Befreyung an zu einem heiligen Gelübde geworden.

Glückliche Stunde, die mich in einem vermeinten Sklaven meinen Erretter finden, und mich die unaussprechliche Wollust genieſſen läßt, ihm dieß dankbare Herz in der Nähe thätig zu zeigen, ihm Freyheit, Geliebte und Leben, ja mich selbst, wieder zu geben!

Auftritte der Großmuth sind unter wohlgearteten Türken ein rührendes Schauspiel. Die Begebenheiten dieser wechselseitigen freywilligen Befreyung machten auf die Einwohner von Smirna den vortheilhaftesten Eindruck. Desto leichter ward es dem Befreyer des Genueſers und seiner Geliebten, auch den Kaufmann von Venedig wieder auszuforschen, und so, durch seine Bemühungen, drei so harmonisch zusammenstimmende Seelen wieder zu vereinigen. Die Summe des Löſegeldes für alle drei Gefangene kam gegen die Freude des großmüthigen Türken gar nicht in Betrachtung. Er suchte noch alle mögliche Pflichten der Dankbarkeit mit einem Vergnügen zu erfüllen, welches dem rechtschaffensten Christen Ehre gemacht haben würde.

Die zwei zärtlichst Liebenden verlieſſen einige Zeit nachher Asien, mit vielen Wohlthaten von ihrem Erretter überhäuft, und von unzählig redlichen Wünschen begleitet. Ihr großmüthiger Freund würde für die Zufriedenheit über das Glück, das er zween so zärtlichliebenden Personen verschaft, nicht eine Krone genommen haben. Ein englischer Schiffskapitain, welcher sich eben zu Smirna befand, ist selbst ein äußerst gerührter Augenzeuge dieſes ganzen Auftritts voll

Dank-

Dankbarkeit und Großmuth gewesen, und hat beyde Liebende mit ihrem Oheim, an den Ort ihrer Bestimmung geführt, ohne die mindeste weitere Hinderniß in Erfüllung ihrer sehnlichen Wünsche zu finden. (*)

112.

Ein gewisser Europäer, der in ansehnlichen Diensten stehet, hatte mit dem Missionarius Schwarz eine Unterredung, in der er mit Leichtsinn die Ermahnung zur Buße von sich abwieß, indem er meinte, daß es Zeit genug sey, wenn es sich zum Ende des Lebens neige. Schwarz sah ihn ernstlich an, und fragte ihn, ohne viel zu disputiren: Wer hat es euch denn gesagt, daß ihr alsdenn Zeit dazu haben werdet? — Man gedachte auch in diesem Gespräch an die Sünde des unrechten Gutes, aber er überhüpfte das. — Nach einiger Zeit ward er an einem entfernten Orte krank, so daß es schien sein Ende sey da. Da ihn in dieser Zeit alle weltliche Gesellschaften verliessen; so fieng sein Gewissen an, laut und fürchterlich zu reden. Er sahe sein Verderben, seinen Leichtsinn und seinen ganzen Wandel mit ganz andern Augen an, und fühlte unaussprechliche Angst. Er wandte sich im Gebet zu Gott; aber

(*) Von dieser wahren Geschichte hat man ein rußisches Drama, welches Herr Rodde ins Deutsche übersetzt, und 1771 zu Riga, unter der Aufschrift: Wohlthaten gewinnen die Herzen — herausgegeben hat.

aber er fragte nun auch: was soll ich mit dem ungerechten Gut anfangen? Soll ichs meiner Familie lassen, oder soll ichs wider erstatten! Wenn ichs wider erstatte, so ist meine Frau, so sind meine Kinder, Bettler? Ja, da ich meine Frau heyrathete, so versprach ich ihr, wenigstens bey meinem Tode ihr ein gutes Kapital zu hinterlassen. Das kann ich nicht halten, wenn ich das unrechte Gut wieder erstatten soll. Was wird aus meinen Kindern werden? Wäre ich eine einzelne Person, so wolte ich Alles mit Freuden wiedergeben. Aber nun — Alle diese Umstände berichtete er dem Missionarius Schwarz, und da sie hierauf zusammenkamen, erzählte er sie ihm mit vieler Bewegung seines Herzens, und bat, er möchte ihm nach Gottes Worte rathen, was dabey zu thun sey. Schwarz sagte ihm, daß weder der Kranke noch er ein Recht hätten, über andrer Leute Geld zu disponiren, und daß das Geld an den Eigenthumsherrn zurückgegeben werden müßte. Das Heil und Leben, welches ein Sünder bedürfe, sey ganz allein in dem Leiden und Tode Jesu gegründet; allein der Glaube, der an dieses Verdienst Christi sich zu halten suche, müsse uns von aller Ungerechtigkeit reinigen. — Nach vielen Bekümmernissen, sagte der Kranke, daß das Geld dem Nabob gehöre, und daß er falsche Rechnungen gemacht habe. — Schwarz schlug ihn vor, daß er es dem Nabob aufrichtig melden wolle, doch mit Verschweigung seines Namens. Der Kranke billigte es, und legte das Geld in eines Freundes Hause nie-

der,

der, daß wenn es der Nabob begehrte, er es ihm gleich geben könne. Der Missionarius Schwarz gieng hierauf zum Nabob; da er ihn aber nicht allein antreffen konnte, so legte er ihm die Sache in einem Briefe vor. Er sagte ihm darinn, wie ein Europäer sich, durch die Lust zum Gelde, habe reizen lassen, den Herrn seinen Gott zu beleidigen, daß ihm aber Gott seine Sünden vor Augen gestellt und ihn zur Buße erweckt habe; und da er nun sehe, daß die Beybehaltung des unrechten Gutes mit der Busse nicht bestehen könne: so sey er entschlossen, lieber alles zu ersetzen, obwohl seine Familie dadurch in Armuth geriethe, als Gott mit Wissen und Willen zu beleidigen, und die Angst des Gewissens länger zu ertragen; daß er auch im deßwillen das Geld schon an einem gewissen Orte niedergeleget, und ihn gebeten, die Sache den Nabob zu berichten, und das Geld anzubieten, deßhalb er auch den Nabob bäte, ihm seine Meinung bekannt zu machen. Der Missionarius bekam hierauf vom Nabob folgende Antwort.

"Euer Brief betraf eine Person, die verstrickt in einen listigen Handel und Gewerbe, aus Liebe der weltlichen Begierlichkeit und mit einer versteckten Methode, welche die schlimmste Eigenschaft unter Menschen ist, Geld zusammen gescharret. Und obgleich erkenntnißvolle Leute sein unwürdiges Betragen gesehen, und ihn gewarnet, dieses doch keine Wirkung auf sein Gemüth gethan, vielmehr ist er auf seinem Irrwege unbeweglich geblieben. Ihr habt berichtet, wie ihn nach

dem Rathe des Himmels eine Krankheit ergriffen, und ihm grosse Noth gemacht, wie er dabey, als er an seinem Leben gezweifelt, sich seiner bösen Handlungen geschämet, gestanden, daß das Geld zwey biß drey tausend Pagoden ausmache, und er es schon hingegeben, um es wieder zu erstatten. Die Neigung dieses Mannes zur Wahrheit und Redlichkeit ist gewiß die Wirkung eures mit ihm gehabten Umganges und Unterredung. Da nun obbemeldte Person sich von ihrem bösen Wesen gewendet, und einer, der in der Wahrheit wandelt, geworden: so machen wir hiermit kund, daß ihr euch wohl erkundiget, ob dieß Geld dem Hofe oder unsern Unterthanen entwandt sey. Wofern es gewiß ist, daß es dem Hofe zugehöre; so schenken wir es ihm aus Liebe, und vergeben ihm seine Schuld, betrachtend seine Wahrheit und Aufrichtigkeit, und außer dem ordiniren wir ihm ein Geschenk von tausend Pagoden. — Dieß Geschenk ist nicht gefordert, auch nicht gegeben worden. — Wo es aber den Einwohnern oder Unterthanen zugehört, so ist es gegen alle Religion es ihm zu schenken. Und da wollet ihr sorgfältig seyn, daß es den Eigenthümern wieder erstattet werde, und der Person bezeugen, daß sie ihr Gemüth zur Ruhe bringe. Da aber in diesem Fall die bemeldte Person seine Hand von bösen Thaten abwendet, und den Weg der Wahrheit wählet; so soll das versprochne Geschenk ihm nicht entstehen. Auf alle Weise sollt ihr aber eine Verschreibung von ihm nehmen, daß er sich inskünftige von solchem Betragen entfernen will. —

113.

Der selige Generallieutenant von Belling schätzte sichs für eine Ehre ein Christ zu seyn. Er war einer der eifrigsten Beter in der ganzen Armee. Ohne sich in theologische Disputte einzulassen, gab er seinem Regimente ein nachahmungswürdiges Beyspiel der Andacht. Er erlangte es von dem Könige, daß er für sein Regiment einen Feldprediger annehmen durfte, welches sonst bey den leichten Truppen nicht gewöhnlich ist. Bey dem öffentlichen Gottesdienst erschien er nicht nur gern, sondern auch mit allen Kennzeichen der Ehrerbietung, des feyerlichen Ernstes, und eines vom Geiste der Religion durchdrungenen Herzens. — Er hielt früh und Abends Betstunde, und betete oft auf seinen Knien, so laut und mit so viel Inbrunst, daß man alle Worte des Gebets vor seinem Zimmer hören konnte. Als er einst im letzten Kriege früh auf seinen Knien lag, kam die Nachricht, daß der Feind in der Attaque begriffen sey. Belling ließ sich nicht stöhren, vollendete sein Gebet mit der größten Ruhe, und flog dann dem Feinde mit seinen Husaren entgegen, der beym Anblick der rothen Husaren eiligst die Flucht nahm. — So wie er bey seinem Leben die Pflichten des öffentlichen Gottesdienstes nie versäumte; so bekannte er auch seine Religion auf seinem Sterbebette, und starb mit der Ueberzeugung, daß ihn Gott um Christi willen begnadigen, und seine Seele in eine bessere Welt einführen werde.

114.

Der selige D. Hedinger hatte in seinem Leben oft mit der Furcht vor dem Tode zu kämpfen, und war nicht selten sehr bekümmert, ob er auch getrost und freudig aus der Welt gehen würde; dagegen wurde er auf seinem Sterbebette mit einer solchen Freude erfüllet, daß er nicht nur die Schrecken desselben getrost besiegte, sondern selbst ein empfindliches Verlangen nach seiner Annäherung in sich fühlte. Voll Verwunderung über diese für ihn so selige Veränderung, prieß er Gott herzlich darüber, und rühmte sein Glück seinen Freunden. — "Den ganzen Sommer über, und also seit einem halben Jahre, sagte er, bin ich mit Todesfurcht so sehr umfangen gewesen, daß mich die Schrecken desselben allenthalben, wie mein Schatten, verfolgten, und ich mich auch der traurigen Leichen- und Todtenprediger nirgends entbrechen konnte. Kamen mir Berge zu Gesichte, so empfand ich sogleich den Gedanken: aeterni montes, tu peribis in tempore. —— Die Berge, seit daß sie geschaffen sind, bleiben in ihren Gründen fest; du wirst in kurzer Zeit vergehen. —— Sah ich einen grossen Baum, so fiel mir nicht ohne Entsetzen ein: annosa arbor, tu vnius horae et momenti homo. — Wie lange währen die Tage eines Baums! Mit dir ist es in einer Stunde, und wohl in einem Augenblick gethan! — Selbst zerbrochne Gläser haben mir mit ihren Splittern geprediget: vitrum,

trum, sic tua vita. — Leben und Glaß, wie bald bricht beydes! — Jezt, da eine Krankheit bey mir anhebet, bey der es wirklich aufs Sterben ankommen kann, ist mir alle Todesfurcht gleichsam hinweggestrichen, und alle Schrecken auf einmal verschwunden. Gaudete Christiani, etiamnum pietas valet! Freuet euch, ihr Christen; die Predigt, daß es die Gerechten gut haben, gilt noch. Den Gewinn, setzte er hinzu, bringt die Gottseligkeit, daß rechtschafne Christen, sich vor dem Tode nicht fürchten dürfen. Ein Spott, ein Spott aus dem Tod ist worden!" — Als ihm ein Geistlicher, auf sein eignes Verlangen, das Lied des seligen Luthers: Christ lag in Todesbanden, vorlaß und auf die Worte kam: da bleibt nichts denn Todesgestalt, den Stachel hat er verlohren — machte er dabey die Anmerkung: ergo tantum vmbra mortis, non vera mors — also nur ein Schatten des Todes, kein wahrer Tod nicht. "Ey nicht *vmbra*, versetzte Bedinger, *sed ludibrium*, *ludibrium!* Ein Schatten des Todes ist noch zu viel, ein Spott, ein Spott aus dem Tod ist worden!

115.

Richard Blackerby, ein gottseliger Lehrer in Engelland, hatte eine Tochter, welche vortrefliche Eigenschaften besaß, und an der er ein grosses Vergnügen hatte. Als sie, einige Stunden nach der Geburt ihres

letzten Kindes, verstarb, war er bey ihrem Tode gegenwärtig, empfahl ihren Geist, auf eine sehr zärtliche Weise, in die Hände Gottes, und zeigte sich so gelassen, als wenn er sie ihrem Gatten zur Ehe gegeben hätte. Er hielt ihr selbst die Leichenpredigt, und bezeugte, daß wie er glaubte, sie den Herrn von ihrem dritten Jahr an, aufrichtig gefürchtet habe. Zugleich versicherte er, daß ob er wohl mit ihr seine liebstgewesene Tochter eingebüsset, er deßhalb doch nicht seinen Gott verlohren habe, von dessen Gemeinschaft ihm keine Kreatur, weder in seinem Leben noch Tode, abziehen sollte.

116.

In China hatte man ehedem ein Gesetz, welches die Obrigkeiten, wenn sie Betrügereyen vorgenommen, verdammte, daß ihnen die Hände abgehauen werden sollten. Ein Mandarin wurde dieser Strafe schuldig befunden, und eben sollte sie an ihm vollzogen werden; als seine Tochter, mit allen Reizen der Jugend und Unschuld geschmückt, seine Vertheidigung über sich nahm, indem sie selbst seine Sache vor dem Kayser Quee — Ti verfochte. Ihre Rede war kurz und rührend. "Nichts ist gerechter, grosser Kayser, sagte sie, als sie sich dem Monarchen vorstellte. Mein Vater hat das Schicksal verdient, das er jezt erwartet, und seine Hände müssen ihm abgehauen werden. Hier sind

sie,

sie, setzte sie hinzu, indem sie die ihrigen aus dem Ermel herauszog, womit sie bedeckt waren. Ja, grosser Kayser, fuhr sie fort, diese Hände, die Sie hier sehen, gehören meinem unglücklichen Vater. Zum Unterhalte seiner Familie unnütz, überliefert er sie der Strenge der Gesetze, um diejenigen zu erhalten, die uns, meinem Großvater, meinen Brüdern, und mir den Unterhalt verschaffen." Der Kayser konnte, bey einem so rührenden Auftritte, sich kaum der Thränen enthalten. Der Vater wurde begnadigt, und die verehrungswürdige Tochter vermehrte den Glanz ihrer Schönheit durch die Lobsprüche, die der ganze Hof ihrer Tugend machte.

117.

Die Verschwendung, unordentliche Lebensart, und das beständige Spielen verleiteten, im Jahr 1721, einen Grafen von H**, daß er in Paris einen Juden ermordete, um seiner Aktienzettel habhaft zu werden. Ohne alle Gnade ward er, in der Charwoche, lebendig gerädebrecht. —

S. des Herrn von Pöllnitz Nachrichten, Theil 2. Seite 236. f.

118.

Ein ähnliches trauriges Schicksal erfuhr 1780 im Julius ein Doktor der Arzneykunst zu Toulouse. Er hatte Anfangs Theologie studirt, selbige aber mit der Medizin verwechselt, um desto besser stehlen zu können. Er hieß Bors und war eines Schlossers Sohn aus Rovergue. Der Pfarrer des Orts, dem er gefiel, hatte ihn lesen, schreiben und Latein gelehret — dafür bestahl ihn der boshafte Knabe. Weil er eine einnehmende Person, einen muntern Geist und mehr Einsicht hatte, als man von seinem Stande erwarten durfte, nahm ihn eine Dame zu sich und schickte ihn in das Kollegium zu Rhodez, wo er wieder stahl, aber nicht fortgeschickt wurde, weil die Pädagogen zu Rhodez die richtig ausgezahlte Pension nicht verliehren wollten. Nach vollendeten Studien kehrte er zu seiner Wohlthäterin zurück, die ihn mit allen Liebkosungen aufnahm, und ihn wegen seines Fortschritts in den Wissenschaften nicht genug loben konnte. Dafür suchte sich der junge Bors in den Besitz des Geldes zu setzen, das ein Pachter der Dame gebracht hatte, und ward fortgejagt. Wahrscheinlich also hatten die Herren zu Rhodez nicht einmal, nach eingenommener Pension, die böse Neigung ihres Zöglings, der Dame entdeckt. Bors ward hierauf Informator bey einem Kaufmanne zu Carcassonne, bestahl ihn, und gieng nach Bourdeaux. Auch hier stund sein Name auf der Liste der Polizey,

er

er entwich aber nach Toulouse, wo ein sehr reicher Banquier ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute. Der Mann hatte zu viel Geld in seiner Kasse, als daß ers bemerkt hätte, wie der Hofmeister ihm, in Zeit von zwei Jahren, ansehnliche Summen aus derselben genommen hatte. Mit diesem Gelde entschloß er sich Medizin zu studiren, und verließ den geistlichen Habit, Ein Professor zu Toulouse ward sein grosser Beförderer, und bestimmte ihm eine seiner Nichten zur Frau. Der neue Doktor ließ sich ein prächtiges Haus bauen, und möblirte es aufs kostbarste. Man erstaunte darüber, doch fiel Niemanden ein, daß das Geld dazu gestohlen wäre; bis endlich der Banquier die Bemerkung machte, daß in seinen Kasten immer etwas fehlte, so oft er abwesend war. Zu gleicher Zeit bemerkte dieses auch ein Bruder des Professors, seines Wohlthäters, dem während einer kurzen Abwesenheit auf dem Lande, eine beträchtliche Summe weggekommen war. Der Banquier gab eine neue Reise vor, und versteckte Leute in seinem Kabinette. Es war den ersten November 1779, als Bors die Bestürzung, in welche alles durch einen nahen Brand gerathen war, zu nutzen suchte, sich ins Kabinet des Banquiers schlich, und ergriffen wurde. Man durchsuchte sein Haus, und fand 28,000 Livres, von denen 10,500 dem Bruder des Professors gehörten. Indessen waren der Banquier und der Finanzbediente, denn dieß war der Letztere, so großmüthig, ihn zu entlassen, unter der Bedingung, daß er nach Amerika gienge. Schon wollte

sich

sich Bors zu Bourdeaux einschiffen, als er gefangen genommen wurde. Er läugnete vor den Richtern seine Diebstähle, und brauchte die unverschämtesten Angaben sich zu rechtfertigen. Da indessen alle Umstände wider ihn zeugten, wurde er am letzten Julius 1780 zum Galgen verdammt, und den nämlichen Tag hingerichtet. Die Umstände seiner Hinrichtung waren merkwürdig genug. — Um halb ein Uhr gieng er aus dem Parlamentspalast, und ließ sich in einer Sänfte nach dem Stadthause tragen. Mit einer heitern und trotzigen Mine sah er das herbeylaufende Volk an. Bey seiner Ankunft im Stadthause bezahlte er die Träger, und sagte zu ihnen: "ich habe nur dreißig Sols, hier sind sie. Ich hoffe bald frey zu werden, und dann will ich euch besser bezahlen." Einige Gefangene luden ihn zu ihrem Mittagessen ein; er nahms an, speißte aber wenig. Die Mahlzeit war noch nicht ganz vorbey, als man ihn wieder vor die Richter forderte, und das Todtesurtheil ankündigte. Ergriffen hierüber von der Verzweiflung, stieß er den Kopf gegen das Kamin. Kaum war die Wunde am Schlaf, die er sich gemacht hatte, verbunden, so eilte man mit ihm zur Exekution. Sein Gesicht, geziert von den Reizen der Jugend, seine edlen und regelmäßigen Züge, seine ganze Physiognomie war entstellt, und aus seinem wilden Blicke sprach die düsterste Verzweiflung. Indessen erweckte sein Anblick, sein mit Blut bespritztes Gesicht, und der Gedanke an das ihm bevorstehende Schicksal das Mitleiden aller derjenigen, die ihn in

seinem

seinem vorigen Wohlstande gekannt hatten. — So bald er von dem Karren abgestiegen war, gieng er langsam nach dem Galgen. Man fragte ihn, ob er nichts zu sagen habe? „Nichts!" — stieg die Leiter hinauf, und bat den Henker, die Tragödie so bald möglich zu endigen. „Seyd so gut, mein Freund, sprach er, ein wenig geschwind zu machen. Die Zeit wird mir lang, bis es vorbey ist" — und sogleich stürzte er sich selbst von der Leiter hinab.

119.

Zu Anfange des Jahres 1781 wurde zu Warwik in England, ein vornehmer Kapitain, John Donellan, hingerichtet. Dieser Unglückliche war aus der ersten Classe der Einwohner, und hatte seinen eignen Schwager, Theodosius Boughton, den letzten Zweig einer alten und angesehenen Familie, mit Gift umgebracht. Boughton befand sich im ein und zwanzigsten Jahre seines Alters, und wäre nach Endigung desselben, Besitzer von zweytausend Pfund jährlicher Revenüen gewesen. Diese wünschte Donellan zu erhalten; er faßte aber mehrere Anschläge auf das Leben seines Schwagers, die aber, so boshaft und abscheulich sie auch waren, dennoch mißriethen. Endlich wagte er den letzten Versuch mit Gift, und das auf eine so abominable Weise, daß selbst die Mutter des unglücklichen Jünglings, ihm solches als eine Arzney

reichen

reichen muste, da Boughton eben unpäßlich war. Jedoch er wurde seiner Missethat gar bald überführt, und ohne Ansehen der Person, öffentlich hingerichtet. — Folgendes war die merkwürdige Rede, welche der Richter, nach den englischen Gesetzen, unmittelbar vor Ankündigung seines Urtheis, an ihn hielt.

John Donellan! Ihr seyd nun durch die klärsten Zeugnisse, als nur je können beygebracht werden, des Verbrechens des Mords überwiesen; welches unter allen Verbrechen, nach dem gegen den Staat, die Regierung oder Constitution, das greulichste ist. Unter allen Mordthaten ist Vergiftung die allerentsetzlichste, und wenn Grade in dieser Art von Schuld angenommen werden können; so übertrift diejenige, deren ihr nun überwiesen seyd, alle andere dergleichen, so vor euch verübet sind, so sehr, als Mord selbst andere Verbrechen übertrift. Der Ort, die Art und Person, an welcher ihr diesen Mord begienget, vermehrt eure Schuld überaus. Er wurde an einem Orte begangen, wo ihr zu einem freundschaftlichen Umgange mit dem Verstorbenen Gelegenheit hattet, und an welchem man nichts weniger, als eine That von so greulicher Natur, verübet zu sehen erwarten konnte. Aber euer Ehrgeiz ließ euch verüben, wofür jedem ehrliebenden Gemüthe schaudern muß.

Ihr habt die hervorkommenden Zweige einer alten und angesehenen Familie abgehauen. In der Begehung dieser grausamen That scheint Geiz euer Beweggrund gewesen zu seyn, und Heucheley war euer Mantel.

tel. Die Grösse seiner Glücksumstände verursachte die Grösse eures Verbrechens; Ihr sehet ihn auf dem Punkt, in Kurzem zum Besitz eines grossen Vermögens zu gelangen, das ihn in den Stand setzen würde, die alte Würde seiner Familie zu behaupten. Ihr seht, daß sein Tod euch zu dem Genuß dieses Vermögens verhelfen würde, und entschliesset euch daher gottloser Weise, den jungen Menschen aufzuopfern, der zwischen euch und euren ehrgeizigen Absichten stand.

Euer schwarzes Verbrechen wird noch um so grösser durch die Betrachtung, daß der unglückliche junge Mensch, mit euch, in einem so nahen Grade der Verwandschaft stand, und das ihr in ihm das Leben, unter der verrätherischen Maske von Freundschaft, und einer angeblichen Sorgfalt für seine Gesundheit nahmt. Und das Werkzeug, das ihr zu einem so abscheulichen Vorsatz wählet, ist eine neue Vermehrung eurer Schuld. Es war nicht genug, das Leben des Sohnes aufzuopfern, sondern ihr mußtet auch auf seine unglückliche Mutter verfallen, daß sie das unschuldige Werkzeug eures schändlichen Anschlags wurde.

Die That selbst war nicht plötzlich erdacht. Sie war lang überlegt, und je länger die Ueberlegung war, desto grösser war euer Vergehen. Sie war mit so manchen Künsten und so vieler vorgängiger Vorsicht begleitet, daß sie aller Entdeckung zu trotzen schien; aber durch ein Verhängniß, welches immer Handlungen von so schwarzer Farbe begleitet, und welches ich gewiß bin jederzeit alle heimliche Mordanschläge begleiten wird,

entstan

entstanden Umstände, welche die Schuld ans Licht brachten, die zu verheelen ihr so viel Kunst brauchtet. Denn in den meisten Fällen von Mord, zeigt der Himmel ein Thor zur Ueberführung, welches der Mörder verschlossen glaubt. In eurem Fall erscheint eine ganz besondere Verwendung des Himmels, das Verbrechen ans Licht zu bringen, und kamen solche Umstände an den Tag, welche die Jury vollkommen von eurer Schuld überzeugten. — Eure Briefe an Sir William Wheeler beweisen klärlich, daß ihr gesucht, diesen würdigen Gentleman abzuhalten, die Ursache des Todes des Verstorbenen zu untersuchen, und euer Auswaschen der Gläser, damit in denselben keine Spur bliebe, dünkt mir ein so klarer Beweiß eurer Schuld zu seyn, als nur einer beyzubringen möglich ist. Nachdem ihr durch so klare Zeugnisse überführt seyd, dürfet ihr hier nichts weiter als strenge Justiz erwarten. Aber ihr werdet bald vor einem furchtbarern Richterstuhl erscheinen, vor welchem die Geheimnisse aller Menschen Herzen aufgedeckt liegen, und wenn ihr gleich hoffen möget, den Scharfsinn eines irrdischen Richters zu hintergehen; so ist doch dieser allmächtige und allwissende Richter, vor dessen Throne ihr demnächst Rechenschaft von dieser unglücklichen That zu geben habt, schon mit den innersten Entschlüssen eures Herzens bekannt. Die Erziehung, so ihr gehabt, muß euch von dieser Wahrheit überzeugen, und daß während der kurzen Zeit, so ihr noch zu leben habt, eine tiefe Zerknirschung für eure mannichfaltige Sünden das

einzige

einzige Mittel ist, so euch übrig bleibt, euren Frieden hiernieden zu machen. Möge der Allmächtige, nach seiner höchsten Weißheit, euch vergeben. — Aber meine Pflicht ist euch das Urtheil des Gesetzes zu sprechen, welches ist: "Daß ihr, John Donellan, von hier nach dem Orte, woher ihr gekommen, zurück, und auf den Montag, nach dem Richtplatz geführt, und daselbst an eurem Hals aufgehangen werden sollet, biß ihr todt seyd; und daß euer Körper nachher den Wundärzten gegeben werde, um secirt und anatomirt zu werden. Der Herr erbarme sich eurer Seele!"

120.

Ein achtzigjähriger Greis in Frankreich, Namens Gaultier, ward aufgehoben und ins Gefängniß gebracht, weil er der letzten Verordnung zuwider, gebettelt hatte. Sein Sohn wandte sich sogleich an Leute von Ansehen, die durch ihre Fürsprache, innerhalb vier und zwanzig Stunden, dem Alten seine Freyheit wieder verschafften. Der Sohn eilte ins Gefängniß, wo der unglückliche Alte, den das Schrecken über seine Gefangennehmung noch mehr geschwächt hatte, fast gestorben war. Da er gar zu schwach zum Gehen war, so nahm sein Sohn, ein zweiter Aeneas, diesen theuren Schatz seines Herzens auf seine Schultern, und trug diese ehrwürdige Last hin in sein Bette; und seine Sorgfalt, die Verdoppelung seiner Arbeit, und die

Beyhülfe derer, die durch dieß Beyspiel kindlicher Liebe gerührt wurden, liessen ihn hoffen, daß er seine Belohnung noch einige Zeit geniessen würde. — Als ein Handwerker am folgenden Tage die Geschichte des Vater Gaultier erzählen hörte, verließ er sogleich seine Werkstatt, und eilte zu einer von den Thüren des Park, wo seine Mutter Allmosen zu bitten pflegte, und traf in dem Augenblick ein, da jemand ihr ein Allmosen gab. Er umarmte sie, indem er ausrief: Ach Mutter, was macht ihr? Ich würde vielleicht nicht so glücklich seyn, als des Gaultier Sohn. Sie mußte ihm folgen; er nahm sie in seine Werkstätte, wo ihre Gegenwart seine Kräfte zu verdoppeln schien, und seit der Zeit verließ er seine Mutter, wenn sein Tagewerk geendigt war, nicht einen Augenblick, und gab ihr alles, was er erübrigen konnte.

121.

Ein ähnliches vortrefliches Beyspiel kindlicher Liebe liefert **Elisabeth Bargmannen**, die Tochter eines **Kothsassen in Lauenburg**. Sie stand bey guten Herrschaften in einem vortheilhaften Dienst, aber sie verließ schon vor vielen Jahren denselben aus kindlicher Liebe zu ihren achtzigjährigen Eltern, und zog zu ihnen, um sie in ihrem hohen Alter und in ihrer Armuth zu verpflegen. Da sie deren Kothe sehr verfallen vorfand, verwandte sie ihren erworbenen Dienstlohn alsobald

zur

zur Ausbesserung derselben. Ein Jahr nachher wurde diese Kothe durch eine Feuersbrunst völlig in die Asche gelegt, und diese Verunglückten konnten von dem Ihrigen nichts, außer ein paar Bettstücken, retten. Sie miethete darauf sich und ihren Eltern eine kleine Wohnung, heuerte sich einen Weberstuhl, weil ihre beyden mit verbrannt waren, und durch Weben und andre Handarbeit, ernährt sie nun schon zehn Jahre lang, mit der zärtlichsten kindlichsten Liebe, ihren seit sechs Jahren kränklichen und fast lahmen Vater, nebst ihrer Mutter, die seit einigen Jahren wenig mehr sehen kann. Sie ermüdet nicht in ihrer kindlichen Treue, sondern fährt unabläßig fort, ihre nothleidenden alten Eltern, mit der größten Gelassenheit und Freundlichkeit, zu heben und zu verpflegen. — Als sie von mehrern Menschenfreunden, die durch ihr edles Verhalten gerührt waren, mit reichlichen Beyträgen, zur Wiederaufbauung ihrer abgebrannten Kothe, unterstützt wurde, wozu sie, ihrer Armuth wegen, die Hofnung bereits aufgegeben hatte; gab sie einen neuen Beweis ihres redlichen Herzens. Fast alle Beyträge zu ihrer Unterstützung wurden dem königlichen und churfürstlichen Amte zu Lauenburg überschickt. Aus Celle ward ihr selbst eine Pistole eingehändiget; diese überlieferte sie sogleich ihrer Obrigkeit, um auch solche zur Erbauung einer Kothe für sie mit aufzubewahren, und sagte dabey: "Weil der liebe Gott mich, durch völlig unerwartete Geschenke, so reichlich segnet, so bitte ich, mir etwas von dem Gelde, zu besserer Pflege meiner

armen kranken Eltern zu geben; ich will es immer ehrlich anzeigen, wenn ich zu ihrer Pflege etwas brauchen werde." — Und so verlangte sie jezt — nicht mehr als einen halben Gulden.

122.

Vezins, ein katholischer Edelmann in Querci, hatte sich seit langer Zeit mit einem seiner reformirten Nachbarn, Regnier, entzweyet, und ihm mehr als einmal den Tod geschworen. An dem bekannten Bartholomäustage, an dem das schändliche Blutbad an den Reformirten verübet wurde, befanden sich beyde zu Paris, und Regnier zitterte. Vezins kam, mit dem Schlachtschwerd in der Hand, und in Begleitung zweener Soldaten, brach die Thür auf, und sagte mit wilder Stimme zu Regnier: Folge mir! Voll von Bestürzung gieng dieser zwischen den beiden Begleitern, und glaubte gewiß, man werde ihn zu einem schmählichen Tode führen. Vezins ließ ihn auf ein kostbares Pferd steigen, eilte mit ihm aus der Stadt, und brachte ihn, ohne sich aufzuhalten oder ein Wort zu reden, mit einer Bedeckung von funfzehn Pferden, nach Querci in sein Schloß. Hier, sagte er zu ihm, sind Sie in Sicherheit. Ich hätte mich rächen können; aber tapfere Leute müssen die Gefahr unter sich theilen, und kein tapferer Mann muß meuchelmörderisch sterben; deßwegen habe ich Sie gerettet.

gerettet. Wollen Sie unsern Streit nach Art rechtschafner Edelleute mit mir ausmachen; so bin ich bereit. — Regnier antwortete bloß durch Versicherungen seiner Erkenntlichkeit und durch Bitten um seine Freundschaft. — Es steht Ihnen frey, versetzte der bey aller Großmuth milde Vezins, mich zu lieben oder zu hassen, und ich habe Sie blos deßwegen hierher gebracht, damit Sie im Stande seyn mögen, diese Wahl anzustellen. Hierauf gab er, ohne Erwartung einer Antwort, seinem Pferde die Sporen, und reißte fort, indem er ihm das Pferd, auf dem er ihn fortgeschaft hatte, zum Geschenk überließ.

123.

Ein hannöverischer Hauptmann Wiedeburg befand sich, im Jahr 1775 mit verschiedenen Officiers, und zwo Kompagnien des churhannöverischen Regiments von Rheden, am Bord eines englischen Transportschiffes, welches nach Gibraltar segelte. Es entstand ein heftiger Sturm; das Schiff wurde leck, und das Wasser drang immer häufiger in dasselbe; so daß dessen Untergang unvermeidlich schien. Man sah nun überall nichts als Schrecken und Verwirrung. Der Schiffskapitain, der Alles verlohren gab, dachte sich noch, mit den sämtlichen Oberbefehlshabern und dem besten Theil seiner Schiffsleute, in den kleinen Booten

zu retten, und ein andres Schiff, das in der Ferne segelte zu erreichen; sie kamen aber alle in der See um. Der Lieutenant Wiedeburg hatte allein die Standhaftigkeit, sein Schiff nicht zu verlassen. Als alles sich nach dem Boote hindrängte, nahm er sich vor, bey seinen Untergebnen zu bleiben, und das Aeußerste mit ihnen abzuwarten. Er sprach ihnen, in ihrer Todesgefahr, Muth zu, und ermunterte sie zur Ergebung in den Willen Gottes. In der Angst und Verzweiflung, in der sie sich befanden, war es ihnen Trost, noch einen ihrer Obern, im Sterben, bey sich zu sehen. — Durch den Gebrauch der Pumpen verminderte sich das Wasser im Schiff; darum sorgte Wiedeburg, daß dieselben in gutem Stande blieben, und Tag und Nacht beständig fortgiengen. Jeder Matrose und Soldat, der zurück geblieben war, folgte treulich und willig seinen Anordnungen. — Er dachte in aller Lebensgefahr besonders an die Kranken, die sich in ihren Lagerstellen, wegen Nässe und Kälte, nicht bergen konnten, und ließ sie in die Officierkajüte bringen. Er vergoß bey ihrem Anblick viele Thränen, setzte sich ganz naß und müde nieder, und dachte über sein und seiner Gefährten Schicksal nach. "Ich konnte hierbey „leicht einsehen, sagt der wackere fromme Officier, „daß bey der Unwissenheit unsrer sechs zurückgebliebe„nen Matrosen, eine Landung, ohne Gottes Bey„stand und Führung, allemal mit vieler Gefahr für „uns verknüpft seyn würde. Ich wandte daher meine „jetzigen müßigen Stunden hauptsächlich dazu an,

„mich

„mich nicht nur immer selbst mehr zum Tode zu berei-
„ten; sondern hielt es auch für meine Pflicht,
„meine Leute daran zu erinnern, und sie zugleich
„zum fleißigen Gebete zu ermahnen."

Dabey that nun der wackere Mann immer seine Schuldigkeit, frischte die Leute zum Pumpen an, suchte alles auf, was noch von ihrem Vorrathe an Lebensmitteln übrig war, und erquickte damit die Arbeitenden, die nun sehr entkräftet wurden. Der Zustand der Unglücklichen wurde indeß immer fürchterlicher; das Meer blieb verschiedene Tage und Nächte hindurch, unruhig und tobend. Die heftigsten Stürme waren mit den stärksten Regengüssen begleitet; und das Schwanken des Schiffes wurde so stark, daß die Leute, welche bey den Pumpen arbeiteten, umfielen, und in Gefahr stunden, über Bord zu stürzen. Es musten daher hinter die Arbeiter, beynahe noch so viel Andere gestellt werden, um jene, wenn sie zurück schlügen, aufzufangen, damit sie nicht ins Meer fielen. Oft wurden alle mit einander, durch die ins Schiff heraufschlagenden Wellen, über den Haufen geworfen. Mit aufgeschwollenen Händen und Füssen musten sie unaufhörlich fortarbeiten, und thaten es gern auf ihres rechtschafnen Officiers Zureden. — Am dritten Tage fieng die See an ruhiger zu werden, und nun war seine erste Sorge, die abgematteten Menschen mit warmen Essen erquicken zu lassen; allein jetzt entstand eine neue Gefahr, indem die Schiffsküche an zu brennen fieng, jedoch das Feuer wurde durch Wiedeburgs thä-

tige Fürsorge bald gedämpft. —— Nach kurzen Hofnungen zur baldigen Rettung, zeigten ihm die Matrosen wieder an, das Schiff würde wahrscheinlich in einer halben Stunde untergehen. — Er hörte diese Nachricht ganz unerschrocken, und bat nur die Matrosen ja nichts in ihrer Schuldigkeit zu verabsäumen. Er gieng wieder mit vielem Muthe auf das Verdeck, und redete seinen Leuten zu, getrost zu seyn, führte sie auf gute Gedanken, und ermahnte sie zu fleißigem Gebet; Er blieb auf dem Verdeck, um sie durch seine Gegenwart anzufeuern und zu trösten. — Das Schiff wurde jetzt glücklich aus einer gefährlichen Gegend fortgeführet; aber gleichsam in eine neue Gefahr; denn es wurde zwischen Klippen getrieben, wo es wahrscheinlich scheitern muste.

Nun entstand auf einmal wieder ein höchsttrauriger und rührender Auftritt. Alle fiengen noch einmal an zu beten, und Gott um ein seliges Ende anzuflehen. Ein Freund und Landsmann suchte und rief den andern, um sich noch einmal zu umarmen, und von einander Abschied zu nehmen. Einige hatten sich fest umarmt, und wollten so zugleich mit einander sterben. — Wiedeburg betete mit seinen Leuten, und empfand dabey eine besondere Stärke, den Tod mit Standhaftigkeit zu erwarten.

Der feste Mann wurde indeß noch nicht muthlos; er bat noch immer seine Untergebenen, nicht von der Arbeit abzulassen. Nach und nach faßte das Schiff öfters Grund, und that dabey solche Stöße, daß man

auf

auf dem Verdeck kaum stehen konnte. Das Ruder brach in Stücken, und fiel zertrümmert aus des Steuermanns Hand. Er blieb stehen, und erwartete in dieser Fassung seinen Tod. So brachten alle, unter steten Gedanken, daß jeder Augenblick der letzte sey, und unter beständigen Stössen des Schiffes, noch eine Stunde zu. — Jezt kam die Zeit der höchsten Fluth, mit dieser gieng das Schiff über die Klippen weg, ward nahe ans Land getrieben, und am Morgen entdeckten die Unglücklichen die französische Küste.

So bald einige Bewohner dieser Küste das gestrandete Schiff sahen, eilten sie, und holten viele Leute zusammen, und gaben sich mit einander die äußerste Mühe, den Verunglückten die schleunigste Hülfe zu leisten. Zur Rettung derselben wagten manche dabey ihr eignes Leben, sprangen ins Wasser, und arbeiteten sich durch die ungestümen Wellen hindurch, um die Abgematteten wieder aus dem Wasser zu ziehen, und ans Ufer zu bringen, die von den zusammengenagelten Balken, auf welchen man sie von dem Schiffe ans Land zog, in die See stürzten. — Mit aller Freundschaft und Güte wurden die aus dem Schiffbruch geretteten Hannoveraner von den französischen Soldaten aufgenommen, so daß man es ohne Thränen nicht ansehen konnte. Die Franzosen umarmten die Hannoveraner nicht nur recht brüderlich, sondern hatten auch Brod, Wein und Brandtewein mitgenommen, um sie damit wieder zu erquicken. Der Kommendant gab Befehl, daß man allen Unterofficieren und Soldaten

Zimmer in den Kasernen anwiese, wo sie Holz, Licht, Betten, Brod, Fleisch und Geräthe zum Kochen fanden. Er selbst nahm den braven Wiedeburg unterm Arm, und führte ihn so nach seinem Hause zu einem grossen Gastmahl. Nach demselben gab er einem Officier den Auftrag, ihn in die, in dem Hospital de la Charité, ihm angewiesene Wohnung zu bringen; so lange er noch unbekannt wäre, alle Morgen zu ihm zu kommen, und ihn zurecht zu weisen. Die Wohnung war sehr bequem, und die Mönche bestrebten sich äusserst ihm zu dienen. Seine Kleidung war bis aufs Hemde naß geworden; sie reichten ihm gleich ein trocknes Nachtzeug, und am folgenden Morgen fand er, beym Aufstehen, ein reines Hemd und alle nöthige Kleidungsstücke, Wäsche, Schuh und Strümpfe, vor dem Bette, fertig liegen. Seine nassen Kleider trockneten sie am Kamin, und er wurde mit Wäsche und allem Uebrigen reichlich von den Mönchen versehen, bis er seine Sachen vom Schiff erhielt.

Allen seinen Untergebenen wurde liebreiche Dienstfertigkeit erzeigt. Bey dem Ausschiffen der Mannschaft ward einmal das ganze Fahrzeug durch die Wellen umgeworfen. Keiner von allen, die darauf waren, wäre gerettet worden, hätten hier nicht die französischen Matrosen menschenfreundlichen Heldenmuth bewiesen. Aber sie suchten, mit vieler Gefahr ihres eigenen Lebens, die Verunglückten im Wasser wieder auf, zogen sie als todt heraus, und brachten sie ans Land. Drey davon erholten sich bald wieder; bey den drey Uebri-

gen

gen wurden von den gutherzigen Leuten, die umherstunden, gleich alle Mittel zusammengesucht und angewandt, die in dergleichen Fällen nur möglich sind, um Ertrunkene wieder ins Leben zu bringen. Bey zween war alles vergeblich, der dritte hingegen fieng wieder an, etwas Othem zu holen, nachdem man über eine Stunde an ihm gearbeitet hatte. Ein angesehener Bürger aus St. Martin auf der Insel Re, welcher dabey stand, zog sogleich sein Hemd vom Leibe, und reichte es hin, solches diesem wieder auflebenden anzuziehen. Da es noch warm sey, sagte dieser Menschenfreund, so hoffe er, es würde ihm wohl bekommen. Er selbst gieng nachher ohne Hemd wieder zurück in die Stadt.

Ein andres Schiff aus England holte endlich die gerettete Mannschaft wieder ab. Auf eignes Bitten des französischen Kommendanten marschirte sie mit fliegender Fahne und klingendem Spiele aus, und zwar ließ er dabey, unter seiner Anführung, ein Bataillon in Parade stehen. An dem Ort, wo sie abfuhr, waren die mehresten Einwohner und Officiere der Stadt St. Martin versammlet, wünschten ihnen Glück zur Reise, und viele sahen ihnen mit Thränen nach.

124.

Als im Jahr 1688 der Vesuvius Feuer und Steine auswarf, so stürzte die kleine Stadt Cerreto ein. Ein Schüler von vierzehn Jahren ward plötzlich unter dem Schutte der benachbarten Häuser, die über einen Haufen fielen, begraben, und er allein blieb dreyzehn Tage, ohne Speise, in diesem fürchterlichen Grabe lebendig. Folgendes ist die Nachricht, die er selbst davon ertheilt.

"Ich Endes unterschriebener **Joseph Craborri**, von Cerreto, ein naher Anverwandter des Freyherrn von Ginesia, bezeuge folgendes als die reine, lautere Wahrheit, an Eydesstatt, für allen, welche Gott fürchten und lieben. Ich schreibe dieses zur Verherrlichung Gottes, und zur Ehre seiner unendlichen Gnade, womit er mich armen Sünder nach seiner Barmherzigkeit angesehen, und dreyzehn Tage unter der Erde erhalten hat. Am fünften Julius 1688, Abends gegen fünf Uhr, war ich mit meinen Kameraden nicht weit von meiner Eltern Hause, als plötzlich eine grosse Erschütterung, von einem erschrecklichen Geräusche begleitet, erfolgte. Wir begaben uns auf der Stelle in die Flucht; allein, indem wir entrinnen wollten, so stürzten die Häuser über unserm Kopfe von allen Ecken ein und begruben uns lebendig. Meine Freunde wurden alle, bis auf einen und mich getödtet. Jener lebte etwa noch zween Tage, mich aber hat die Gnade des Himmels auch sogar für aller Verletzung behütet. So

lange

lange mein Freund lebte, trösteten wir uns wechselsweise, und beteten. Als er aber gestorben war, so wurde er mir wegen des übeln Geruchs, ganz unerträglich; denn ich mußte beständig auf seinem Kopfe liegen. Indessen blieb ich doch immer bey Verstande, und wiewohl ich mich ganz und gar in den Willen Gottes ergeben hatte; so unterließ ich doch auch nicht, durch meine Thränen, sein Mitleid zu erflehen. Zu meiner nicht geringen Erleichterung konnte ich noch einigermaßen meinen Leib bewegen, ob ich gleich meinen Kopf auf meinem todten Freunde mußte ruhen lassen; hingegen quälte mich der Durst am meisten. Bald suchte ich mich mit dem wenigen Wasser, das ich von meinem eigenen Körper zum Munde mit genauer Noth bringen konnte, bald mit dem Lecken an einem salpeterischen Steine, nur einigermassen zu erfrischen. Man kann sich indessen leicht die unaussprechliche Bangigkeit vorstellen, die ich in einem Zustande, in welchem ich nichts, als einen unvermeidlichen Tod vor Augen sah, hätte erdulden müssen, wo mir nicht der allmächtige und gnädigste Herr in diesen kümmerlichen Umständen eine augenscheinliche Hülfe zugeschickt hätte, er, der da wollte, daß ich ihn noch dereinst unter den Lebendigen verherrlichen sollte; ich meyne, einen so tiefen und langen Schlaf, daß mir die dreyzehn Tage nur wie ihrer drey, bey meiner Befreyung, vorgekommen sind. Endlich wurde mein Elend am dreyzehnten Tage so groß, daß ich aus allen Kräften, die ich noch übrig behalten hatte, nach Gottes Hülfe zu schreyen, und meine geliebteste

liebteste Eltern mit Namen zu rufen anfieng. Indem merkte ich ein Geräusch, und verspührte über meinem Haupte eine Bewegung. Ich schrye hierauf noch heftiger, meine Stimme wurde stärker, und man hörte mich. Endlich gruben mich zehn Personen, nach zwo Stunden, acht Schuhe tief, aus der Erde heraus, und überlieferten mich lebendig und bey gutem Verstande, in die Arme meiner Eltern. Der Doktor d' Adoni gebrauchte die Vorsicht, daß er mir die drey ersten Tage nichts, als Kraftbrühen gab, und von Stund an kam ich wieder zu meinen vorigen Kräften. Ich danke diesem liebreichen Gott herzlich, daß er mich nicht nur aus den Banden des Todes befreyet; sondern ich preise ihn insbesondere deßwegen, daß er meine, von Natur bösen Neigungen geändert, und mich auf die Wege des Heils geleitet hat. Ich opfere mich ihm hiermit, nach dieser Art von Auferstehung, ganz und gar auf, und flehe ihn von ganzen Herzen an, daß er geruhen wolle, über mich seine unschätzbare Gnade so reichlich auszubreiten, daß ich nie aufhören möge, ihn zu verherrlichen, bis es ihm endlich selber, nach seiner unendlichen Liebe, gefallen wird, mich in seinem Paradiese zu verklären."

125.

Unter der Regierung Philipp des Fünften, Königes von Frankreich, verwahrte der Oberrichter in Paris, Heinrich Caperal, in dem Gefängnisse des Chatelet einen reichen Mörder, dessen Verbrechen unläugbar, und der einmüthig zum Tode verdammet worden war. Der Mörder bot dem Oberrichter grosse Summen an, wenn er ihm zur Freyheit verhelfen würde, und dieser ließ sich dadurch verleiten, einen unschuldigen, aber armen Gefangenen unter dem Namen und an statt des Reichen hängen, und diesen unter dem Namen des Hingerichteten frey zu lassen. So bald die Ungerechtigkeit entdeckt wurde, ließ der König den schändlichen Richter ohne Verzug gefangen nehmen, sein Verbrechen untersuchen, und ihn an eben denselben Galgen hängen.

126.

Ein bürgerliches Frauenzimmer in **, das von seinen rechtschafnen Eltern die beste Erziehung erhielt, ließ sehr frühzeitig, einen überwiegenden Hang zum Laster blicken, und war gegen die Stimme des Gewissens, der Tugend und ihrer Eltern schon ganz unempfindlich, da sie kaum ihr achtzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Damit sie ganz ungehindert sich dem Laster überlassen

konnte,

konnte, floh sie heimlich aus dem väterlichen Hause, und wandte sich, mit einer nahmhaften Summe Geldes, das sie ihren gekränkten Eltern entwendet hatte, in eine weit entlegene Stadt, wo sie für allen Nachforschungen am sichersten zu seyn glaubte, zumal da sie sich einen falschen Nahmen beylegte. Hier war sie frech genug ihre Reize den Leichtsinnigen aufzudringen, verlohr aber dadurch nicht nur ihr Geld, sondern auch alle ihre Liebhaber und gerieth selbst an den äußersten Rand des Mangels. Sie war schon zu verderbt, als daß dieser sie hätte zur Rückkehr leiten können; sie sann bloß auf Mittel, ihren angetretenen Weg zum Verderben fortzusetzen. Noch kannte man sie an dem Orte ihres jetzigen Aufenthalts, unter dem Namen der reichen schönen Fremden; dieß zog einen unerfahrnen Jüngling in ihr verrätherisch Netz, daß er ihr die blosse Seite gab, sich seiner Schwachheit zu bedienen, und beyde durch das Band der Ehe vereiniget wurden. Jedermann prieß den Jüngling glücklich, und er selbst war trunken von Freude, die er sich bey dieser Wahl, auf ein sehr bequemes Leben gemacht hatte, als auf einmal der Vorhang nieder fiel, und er sich am Rande eines Abgrundes erblickte, wo Noth und Elend seiner warteten. Der kleine Rest des entwandten Geldes war mit den Heyrathskosten völlig verschwunden, und Mangel und Nahrungssorgen, nebst dem stolzen, gebietrischen und auffahrenden Wesen des lasterhaften Frauenzimmers brachten den betrogenen jungen Mann aufs äußerste. Er floh für seiner ehemaligen Göttin,

als

als für einer Schlange; verließ sie, und niemand hat erfahren, wohin ihn die traurigen Folgen seiner Unbesonnenheit geleitet haben.

Stolz und voll Muth erfuhr die Frau die Entweichung ihres Ehemannes. Es war ihr zwar nichts mehr übrig, als noch etwas weniges von ihrem Schmuck an Ohrgehängen, Ringen und andern weiblichen Kleinigkeiten; jedoch war es hinreichend, ihr etwas weniges an Gelde zu gewähren, mit welchem sie ihren Stab weiter setzen konnte. Sie wählte, nach Maßgebung ihrer Umstände, ein Dorf, und erwartete eine bequeme Gelegenheit ihr Schicksal zu verbessern. Die erlernte Kunst, sich das Vertrauen aller Menschen, von jedem Stande, zu erwerben, setzte sie hier bey ihren Hausgenossen, in eine Art von Ansehen, und sie hatte Gelegenheit alles, was sie wissen wollte, leicht zu erforschen. Solchergestalt erfuhr sie, daß der Beamte des Orts abgereiset sey, sich mit der Tochter eines angesehenen Mannes ehelich zu verbinden, und nach einigen Tagen wiederkommen werde. Nach dieser Entdeckung forschte sie die kleinsten Umstände beyder Familien aus, und so war die Anlage zu einem neuen Bubenstück fertig. — Denn so bald sie geschickt genug zu seyn glaubte, ihre Rolle abzuspielen, begab sie sich in des Beamten Wohnung. Dieser hatte eine bejahrte Haushälterin zurükgelassen, ein gutherziges Weib, das fähig genug war, sich alles einbilden zu lassen. Gegen diese erklärte die Betrügerin, daß sie

die Schwester der Braut, ihrer künftigen Hausfrau, und von ihr abgeschickt sey, alles, auf den morgenden Tag, zum Empfang des neuen Ehepaars, einzurichten; fragte sogleich, wieviel Geld ihr der Beamte gelassen hätte, und da diese offenherzig war, erhielt sie von ihr die noch vorräthigen zwanzig Reichsthaler, welche sie, ihrem Vorgeben nach, in der Stadt, zur Anschaffung dessen, was erfordert würde, verwenden wollte, versprach auch des Nachmittags von der Stadt zurück zu kommen. — Zwanzig Thaler waren indessen ihrer Habsucht noch nicht genug; daher verband sie mit dieser Arglist noch einen andern kühnen Streich. Sie gieng zu einer bemittelten Bauersfrau und erzählte ihr, auf gleiche Art, die Absicht ihrer Ankunft, beklagte sich aber, daß, da der Amtmann befohlen, sechs und dreißig Thaler zu Besorgung einer anständigen Bewirthung in seinem Hause, von der Haushälterin zu erheben, so hätte ihr diese doch nicht mehr als zwanzig Thaler ausgezahlt; ihr aber versichert, daß sie, die Bauersfrau, als ihre gute Freundin, die fehlenden sechzehn Thaler, bis zur Rückkunft des Beamten, vorschiessen werde. — Nichts in der Welt konnte die Bauersfrau abhalten dem Amtmann und ihrer Freundin diese kleine Gefälligkeit zu erweisen. Sie holte ihr ohne viele Umstände das Geld, und ließ die Betrügerin mit sechs und dreißig Reichsthalern aus dem Dorfe reisen. Geleitet durch diesen Zehrpfennig, erreichte sie das Gebiet eines andern Fürsten, und bezog, in einer

darinn

darinn belegenen Stadt, eine Wohnung. Ihr erstes war, durch allerhand Ränke, sich wieder etwas in schimmernden Putz zu setzen, und so gab sie sich für eine Fräulein von H** aus. Ihre Absicht war dieselbe, nämlich das Herz eines unvorsichtigen reichen Jünglings zu verführen und sich dadurch wieder aus der Dürftigkeit heraus zu reissen.

So bald sie diesen neuen Auftritt eröfnete, hatte sie sich, im Namen eines angesehenen Herrn, einen falschen Schuldschein verfertiget, darinn ihrem Vater ein Anlehn von zwölf tausend Thalern, ihr aber die jährlichen Zinsen dieses Kapitals verschrieben waren, und hiervon wuste sie einem jeden, ihrer Absicht gemäß, Eröfnung zu thun. Was war es Wunder, daß eine Menge Liebhaber ihr das Aussuchen verstatteten, und da fiel ihre Wahl auf einen jungen Menschen von ansehnlicher Familie, grossem Vermögen, und in den Jahren, wo er über das Seinige vollkommen Herr war. Dieser bedauernswürdige Jüngling ward desto unsinniger in sie verliebt, je schwerer sie ihm seinen Sieg machte, und da sie ihn schon gefangen und sich seines Herzens und Vermögens versichert hatte, ließ sie ihn, als von ohngefähr, den falschen Wechsel sehen, wobey sie noch von sehr grossen andern Erbschaften redete, die sie künftig zu erwarten hätte. Man kann kaum begreifen, wozu sie das nöthig hatte; denn ihr Liebhaber war an sich reich, und auch verliebt genug, daß er ihrem Garne schon nicht mehr entwischen konn-

te. Es war aber die lenkende Hand der Vorsehung darunter verborgen. Salomon sagt: der Huren Mund ist eine tiefe Grube, wem der Herr ungnädig ist, der fällt darein. — Diesem jungen Menschen mußte noch ein Stral der göttlichen Gnade übrig seyn. Vielleicht kann ihn die Fürbitte eines frommen Vaters noch geschützet haben; — kurz er wurde gerettet, und zwar war dieser falsche Schuldschein die Gelegenheit, daß er nicht von dem Strudel, der ihn schon ergriffen hatte, verschlungen wurde. — Seine Gebieterin zu vergnügen wandte er nicht nur ansehnliche Geschenke an, sondern ließ die Brauttage in täglichen Ergötzlichkeiten dahin gehen, woran seine besten Freunde Antheil nahmen. Um dieses sein Glück von allen Seiten zu schildern, erwähnte er auch des obgedachten Schuldscheins, und in welch einem glücklichen Augenblicke! Eben war unter seinen Freunden einer, welcher den Herrn, der den Schuldschein ausgestellt haben sollte, sehr wohl kannte und wuste, daß er nicht nöthig habe, von andern Kapitalien aufzunehmen, zumalen in so ansehnlicher Summe. Die reiche Braut ward ihm also verdächtig, um aber nähere Bestätigung dessen, was er fürchtete, zu erhalten, ließ er sich einst in ihrer Gesellschaft merken, daß er den Herrn kenne, welcher ihres Vaters Schuldner seyn sollte, wobey sie sich ungemein entfärbte: doch aber, ihre Bestürzung zu verbergen, schlug sie sogleich ein Spiel vor, und der Freund war klug genug, sich gar nichts weiter merken

zu lassen. Um indessen keine Zeit zu verliehren, schickte er den andern Tag, in aller Stille, einen Boten an den Herrn, welcher den Wechsel sollte ausgestellt haben und gab ihm von allem Nachricht. Dieser voller Bestürzung, versicherte, daß er die Fräulein von H** so wenig kenne, als er jemals von ihrem Vater etwas geliehen hätte, und bat den Freund, auf seine Kosten und Gefahr, die Betrügerin so gleich einziehen zu lassen. Dieser, um seinen bestrickten Freund zu retten, veranstaltete noch denselben Abend ihre Gefangennehmung. Sie saß eben mit ihrem Liebhaber und seinen Freunden am Spieltisch, als der Gerichtsdiener mit nöthiger Wache, ins Zimmer trat, und ihr befahl mit ihm nach dem öffentlichen Gefängniß zu gehen. Man kann sich leicht vorstellen, wie sie sich bey diesem Vorfall geberdete, wie sehr ihr Bräutigam sich bemühete, sie nicht beschimpfen zu lassen, und wieviel Vorstellungen die Uebrigen dem Gerichtsdiener, mit Anbietung hinlänglicher Sicherheit, zu ihrem Besten machten. Dieser Mann aber war zu ernsthaft, als daß er, durch das Gewirre dieser süssen Herren, sich hätte abhalten lassen sollen, den Befehl seiner Obern aufs strengste zu vollziehen. Das Fräulein von H** mußte also in völligem Putz, unter dem Zusammenlauf und Hohngelächter des Pöbels, den Spieltisch mit einem schmuzigen Kerker verwechseln, und ihrem Liebhaber wurden zu rechter Zeit die Augen geöfnet, zumal da die Betrügerin, nach völlig erwiesenen Schelmereyen, auf

sechs Wochen, bey Wasser und Brod, zum Gefängniß verdammet und darauf des Landes verwiesen wurde.

Jezt schien es, als wenn sie in sich gehen und eine andre Lebensart wählen wollte; allein die Gewohnheit, auf Kosten anderer ein wollüstiges Leben zu führen, machte ihr den Zwang bald zuwider, welchen sie sich anthun mußte, wenn sie sich an eine gesittete Lebensart gewöhnen wollte. — Sie blieb in den Staaten des Prinzen, aus dessen Lande sie verwiesen worden war, und gab sich bey einer Dame, als Mätherinn, in Dienste. Eine Zeitlang wußte sie sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Herrschaft dergestalt zu erwerben, daß man ihr, für den andern Domesticken, einen Vorzug gab; da ihre Frau aber einstmal verreiset war und sie zur Aufwartung mitgenommen hatte, pflog sie mit den liederlichsten Bedienten so unanständigen Umgang, daß ihre Herrschaft gedrungen wurde, sie aus dem Dienste zu entlassen, und ihre Umstände führten sie in eine Bauerhütte, woselbst sie niederkam. Das Kind starb sehr bald nach der Geburt. Nun war sie wieder auf freyem Fuß, und nichts mehr übrig, als auf ein neues Abentheuer auszugehen. — Nach gewesener Fräulein von H** ward sie nunmehro eine Baronesse von J**, in welchem Schimmer sie sich einige Tage lang zu ** aufhielt. Die Kunst alle Gestalten anzunehmen, führte sie hier, mit der Larve einer frommen Christin, in die Bekanntschaft des Predigers, der in dieser Stadt wohnte, und keinen andern Fehler hatte, als daß er

alle

alle Leute für so ehrlich hielt, als er es selbst war. Er fand an ihren tugendhaften und erbaulichen Gesprächen viel Vergnügen, desto weniger Verdächtiges aber in ihren Absichten. Bey vertraulicher Unterredung entdeckte sie ihm, daß sie eine Schwester der Gemahlin eines gewissen Generals sey, der damals dem Feldzuge in Braband, wider die Krone Frankreich, beywohnte, diese habe sie gebeten, zu ihr zu kommen, um ihr, in Abwesenheit ihres Gemahls, Gesellschaft zu leisten; weil sie aber die Beschwerlichkeiten einer so weiten Reise nicht wohl ertragen könnte, so sey sie Willens, einige Tage sich auszuruhen, und da sie hier im Gasthofe die Erholung, welche sie wünschte, nicht haben könnte, möchte sie gern, in einer benachbarten Stadt, die sie nannte, ihren Aufenthalt nehmen, wenn sie nur Jemand wüßte, bey dem sie eine gute Aufnahme sich versprechen könnte, die sie gewiß nicht umsonst verlangen würde. — So künstlich hatte die Schlange ihren neuen Plan entworfen; denn wie sie alles ausforschte, was sie nützen konnte, so wußte sie auch, daß der Prediger, an dem vorgeschlagenen Orte, einen Bruder hatte, der ein Lehramt an der dortigen Stadtschule verwaltete und ein bemittelter Mann war. Dieser sollte das Opfer ihrer bösen Ränke, und der Prediger das beklagenswürdige Werkzeug seyn, ihn um das Seinige zu bringen. — Mit den stärksten Vorurtheilen von dem Vermögen und guten Charakter dieser Frau eingenommen, sagte ihr der Prediger, daß dieß unge-

mein leicht zu bewirken sey, und schlug ihr selbst seinen Bruder vor, an welchem er ihr auch ein sehr reichhaltiges Empfehlungsschreiben mitgab; worauf die Betrügerin, nicht ohne Vergiessung falscher Thränen, sich von dem Prediger und seiner Ehegattin, unter Bezeigung der größten Dankbarkeit, beurlaubte.

So bald sie an dem Orte angelangt war, trat sie erst im Gasthofe ab, schickte aber sogleich den mitgenommenen Brief an den Bruder des Predigers. Dieser Mann, ganz entzückt über die Ehre, die er haben sollte, eine so vornehme Dame in seinem Hause zu bewirthen, gieng den Augenblick zu ihr und begleitete sie in seine Wohnung. Alles, was die guten Leute aufbringen konnten, ward angewandt, um sie nach ihrem vornehmen Stande zu bedienen; sie aber war die Leutseligkeit selbst, und erwarb sich das vollkommenste Zutrauen dieses Mannes, den sie eben betrügen wollte. — Das erste war, daß sie ihm von ihrem vornehmen Geschlechte sehr hohe Begriffe machte, und, die Wahrheit ihrer Reise außer Zweifel zu setzen, zeigte sie ihm zween Briefe, welche der General und ihre Schwester, seine Gemahlin, an sie geschrieben haben sollten; ingleichen einen Wechselbrief, über drey tausend Reichsthaler, welcher, so wie die Briefe, sehr künstlich und zierlich aus ihrer Urkundenfabrik gekommen war. Als sie glaubte alles vorbereitet zu haben, gab sie ihrem Wirth zu verstehen, daß sie, zu Fortsetzung ihrer Reise, noch ein paar hundert Thaler nö-

thig

thig hätte, und bat ihn, daß er ihr die Gefälligkeit erweisen und solche vorschiessen möchte. Zur Sicherheit bot sie ihm den Wechsel auf drey tausend Thaler an, und versprach, sogleich bey ihrer Ankunft in Holland das Geld zu überschicken. — Wohl nicht so recht mit ganzem Herzen, aber des Wohlstandes wegen, und in Rücksicht auf seines Bruders Empfehlung, gab ihr der gute Mann zwey hundert Thaler, und nahm den Wechselbrief zum Unterpfande, bat sich aber auch die beyden Briefe von dem General und dessen Gemahlin aus, und ließ die Baronesse, unter vielen Ehrenbezeugungen, von hinnen fahren. — Etliche Wochen, die zu Wiederbezahlung des Geldes bestimmt waren, verstrichen, aber es erfolgte kein Geld und von der Baronesse hatte man weiter kein Wörtchen gehöret. Ihm ward bange, er fieng an zu zweifeln, und sah endlich auch gewiß, daß er betrogen war. Man kann leicht denken, wie sehr er sich deßhalb bey seinem Bruder beklaget, durch dessen Vorspruch er zu dieser Unbesonnenheit verleitet worden; dieser aber, viel zu sehr von der Betrügerin eingenommen, verwieß ihm sein Mißtrauen, rieth ihm aber doch, an den General zu schreiben, und auf Anrathen andrer Freunde entschloß er sich, selbst zu ihm zu reisen. — Diese Reise öfnete ihm vollends die Augen und den Ausbruch seiner Klagen. Die Generalin hatte keine Schwester und der Kaufmann, auf welchen der Wechselbrief gestellet war, erklärte ihn für falsch. Alle bedauerten den ehrlichen

Mann wegen seiner Gutherzigkeit und baten ihn, die zwey hundert Reichsthaler in Geduld zu verschmerzen, welches denn mit der Zeit von selbst geschah.

Indessen hatte sich die Betrügerin an den Rheinstrom begeben, woselbst sie sich an einem gewissen Orte, ebenfals unter dem Glanze einer vornehmen Dame, aufzuhalten gefallen lassen. Es war arg, wieviel Menschen sie schon betrogen hatte; doch schien es, als wenn bloß Christen anzuführen, zu wenig für sie wäre: sie wagte daher auch einen Ausfall auf die Juden, um an diesen ein Meisterstück ihrer Kunst zu beweisen, ohne zu glauben, daß sie dadurch ihre Reise zu dem gesetzten Ziel der Strafe beschleunigen würde.

Das Gerücht von der Ankunft einer fremden Dame lockte bald eine Menge Juden in ihre Wohnung, und sie ließ sich mit ihnen in einen Handel ein, daß sie bald diesem bald jenem einige Galanterien abkaufte, um einen unter ihnen ausfündig zu machen, der dumm genung wäre, sich von ihr anführen zu lassen. Zuletzt gelang ihr diese Entdeckung. Ein junger Mensch, der wenig die Welt, und noch weniger die Betrügerin kannte, ward ihr Hofjude. Sie kaufte ihm auf einmal vor hundert Thaler Waare, ohne vieles Dingen ab, und zahlte ihm das Geld aus einem Kästchen, so, daß der Jude sehen konnte, wie wenigstens noch eine gleiche Summe darinn zurücke blieb; denn es waren dies die zwei hundert Reichsthaler von ihrer letzten Kaperey. — Noch nie mochte dieser Ju-

de

de hundert Thaler mit gleichem Gewinn auf einmal gehoben haben; daher ward er recht entzückt über sein Glück, überlegte seinen Vortheil, und was er, wenns ihm glücken sollte, durch den Gewinnst annoch gewinnen wollte, mit dem Entschluß, diese reiche und vornehme Dame feste zu halten. In dieser Rücksicht erbat er sich die Erlaubniß, den andern Tag, mit mehrern Waaren wieder zu kommen, wovon sie ihm wieder für dreisig Thaler abkaufte, und dadurch ihren Juden recht vollkommen sicher machte. Bey dieser Gelegenheit ließ sie sich, eben als von ohngefähr, aus, daß sie wohl für sechshundert Reichsthaler Juwelen kaufen möchte, wenn sie Jemand hätte, der ihr solche verschafte und bey dem sie keinen Betrug fürchten dürfte. Wer war froher als der Jude? In wenig Stunden Madam, antwortete er, sollen sie die schönsten Juwelen nach ihrem Geschmacke haben; Sie wissen wohl, ich bin ein ehrlicher Jude. — Gegen sieben Uhr, versetzte sie, möchte ich wohl die gelegenste Zeit haben, sie zu sehen, und diese Zeit wurde von dem Juden genau beobachtet. So bald man ihr meldete, der Jude sey da, gieng sie mit einer sehr ehrlichen und großen Mine heraus zu ihm und sagte: Daß, da sie eben einen Besuch von einer vornehmen Dame hätte, sie die Juwelen jetzo nicht besehen, und mit ihm handeln könnte, er möchte nur den andern Morgen wieder kommen; inzwischen wenn er ihr anders traute, könnte er die Juwelen so lange da lassen, um so vielmehr,

da

da sie solche der Dame, welche eine große Kennerin von dergleichen Schmucke sey, gerne zeigen wollte. Ohne Zweifel hofte der Jude auch an dieser Dame noch eine Käuferin zu finden, und voll Vertrauen auf die verstellte Redlichkeit der Betrügerin, ließ er alle Juwelen in ihren Händen. Allein sobald er weg war, machte sich die Baronesse, mit allen ihren Habseligkeiten, und dieser blitzenden Waare auf einmal unsichtbar. Keine Mühe, kein Nachforschen war vermögend, sie zu entdecken, und der arme Jude muste sich mit andern trösten, die ebenfals von ihr betrogen worden waren.

Der Stand einer Baronesse muste ihr vor andern schmeicheln, darum begab sie sich in ein Land, wo sie vor allen Nachstellungen sicher war, und gab sich für die Baronesse von P. * * aus. Jedermann, der ihren prächtigen Schmuck bewunderte, schloß auf ihre Reichthümer, wovon sie selbst aber das Gegentheil wußte, und da sie hier nicht Gelegenheit fand, neue Eroberungen zu machen, ließ sie ihr Kammermädchen zurück, und begab sich in der Stille an einen kleinen Ort. — Ihre Juwelen und Geldmangel brachten sie in die Bekanntschaft eines Goldjuweliers, welcher ihr einige Stücke abkaufte. Dieser junge Mensch, welcher sich besser auf die Prüfung der Edelsteine, als der Menschenherzen verstand, ward, wieder ihr eigen Vermuthen, sterblich in sie verliebt. Die Sache ward so ernsthaft, daß ein feyerliches Eheversprechen unter beyden

den vorgieng und beyde bestätigten solches, nach Gewohnheit des Orts, durch den Genuß des heiligen Abendmahls. — Vielleicht wäre dies ihr Glück gewesen; allein die verachtete Langmuth Gottes hatte nun das Schwerd seiner Gerechtigkeit schon wider sie gezuckt, und beschlossen, die menschliche Gesellschaft von diesem Ungeheuer zu befreyen. — Im Grunde hatte sie keine wahre Neigung für die Person ihres Bräutigams, und so war es leicht, daß schon im Brautstande, unter den Verlobten, ein Zwist entstand. Nach ihrer Arglist schien sie denselben aufzuheben und begegnete eines Tages ihrem Bräutigam mit ausbündiger Zärtlichkeit, so, daß sie durch ihre Liebkosungen demselben einige Geschenke abzulocken wuste, mit welchen sie sich davon machte, und sich nach einer kleinen Stadt begab, wöselbst eben Jahrmarkt war, um unter dem Gewimmel vieler Menschen desto weniger gefunden zu werden. Allein ihr Bräutigam setzte ihr nach, entdeckte sie glücklich und ließ sie in gefängliche Verwahrung nehmen. — Was durfte aber die Betrügerin hierbey groß fürchten? Sie hätte die Geschenke wiedergeben müssen, und wäre wegen der plötzlichen Verlassung so wohl, als wegen Mißbrauch des heiligen Abendmahls, mit einer mäßigen Leibesstrafe davon gekommen. So wäre dieser Auftritt abgelaufen, wenn die göttliche Vorsehung des Erbarmens nicht über sie müde gewesen wäre. Es sollten aber nun alle ihre Bubenstücke vor der Welt entdeckt und

auch

auch noch hier bestraft werden. Und wer entdeckte sie? Das Laster, dem sie fröhnte, ward ihr Verräther; denn da der Juwelier dem Richter erzählte, daß er bey Gelegenheit des Juwelenhandels mit ihr bekannt geworden, gerieth man auf den Argwohn, daß sie solche vielleicht nicht auf eine rechtmäßige Art möchte erworben haben. Man machte demnach aller Orten, durch öffentliche Nachrichten, die Inquisitin, und auch den Umstand der Juwelen bekannt; und so zog man von vielen ihrer gespielten Ränke gewisse Erkundigung ein. — Mit Leugnen konnte sie sich nicht lange waffnen. Leute, welche die Gnade gehabt, sie als Baronesse zu kennen, thaten der Wahrheit den Dienst, und sagten es ihr in die Augen, daß sie die abscheulichste Betrügerin sey, und sie fand gut, ein aufrichtiges Bekenntniß selbst abzulegen, um ihre Strafe zu mildern. Diese war zwar nicht der Tod, aber doch nicht viel besser als der Tod selbst. Man brachte sie auf Zeitlebens ins Werkhaus, wo sie still sitzen und arbeiten lernen, durch ihr Beyspiel aber allen heimlichen Verbrechern zurufen muste: **Merket euch das, die ihr Gottes vergesset, daß er euch nicht einmal hinreisse und sey kein Retter mehr da!**

S. Eisenhardts merkwürdige Rechtshändel, Th. 3. wo man einen aktenmäßigen Bericht, von dieser Person und ihrer Begebenheiten findet.

127.

Ein anderes vornehmes Frauenzimmer hatte das glänzende, aber oft sehr gefahrvolle Glück, die einzige Tochter eines Hauses zu seyn, das durch seine Ahnen und Verdienste zu den angesehensten Familien des Landes gehörte. Eine weise Erziehung hatte ihr zugleich die seltne Kenntniß verschaft, daß weder dieser Vorzug, noch auch ihre Schönheit ihr einziges Verdienst seyn dürften; daher beschäftigte sie sich sorgfältig mit der Ausbildung ihres Verstandes und Herzens. Ihre Lieblingsneigung war die Lectüre, die man unglücklicher Weise nicht vorsichtig genung bestimmte. Sie ward, was viele werden, eine Schwärmerin, und so gieng sie in die Jahre über, wo sie die zärtlichsten und oft ganz uneigennützigen Wünsche vieler vortreflichen Jünglinge erregte, die ihrem Stande gleich waren. Die Wahl sollte ganz ihrem Herzen überlassen seyn, und dieses Herz konnte sich lange nicht entschliessen, wie es zu geschehen pflegt, wenn ein Mädchen bey dem Gefühl eigener Verdienste und Vorzüge, diese und oft noch viel größere von dem Manne fordert, für welchen sie ein gewisses Ideal, in ihrer Einbildung, stets bey sich trägt. — Endlich kam ein Italiäner, der, wie die Folge lehrte, auf seine gute Mine und einige äuserliche Verdienste eine Reise unternommen

men hatte. Hier glaubte er sie mit gutem Erfolg enden zu können, und nur zu bald befriedigte er den Wahn des träumenden Mädchens. Als Kunst trieb er es, groß und edel zu handeln und zu reden, Feinheit und zärtliches Gefühl in seinem Betragen zu äußern. Er wußte, mit einem Worte, das hier zu scheinen, was er in seinem Vaterlande nicht gewesen war; denn warum hätte er sonst dort nicht bleiben können? Es fehlte auch nicht an Personen, die aus Eigennutz sein Gemählde, dem schon im Ideenreich von Glückseligkeit schwebenden Mädchen, mit jedem erborgten liebenswürdigen Zuge verschönerten, und dem Fremdling Adel und Verdienste zuschrieben, die er nicht hatte. — Sie ward die Gemahlin des Mannes, und er der Gemahl ihres Geldes, dessen unumschränkten Besitz er bald, durch den Tod ihrer Aeltern erhielt. Die Sorge, ein großes Vermögen zu verwalten, die ihn vorher noch nie gedrückt hatte, war ihm zu schwer. Durch Verschwendung suchte er sie daher zu verringern, und gieng mit seiner Gemahlin, die sich noch immer ganz sorgenlos ihm in die Arme warf, bis an einen gewissen Ort, wo er sie arm und hülflos verließ. — Von dem Adel ihrer Seele blieb ihr die Kraft ihre Leiden ohne Klagen zu dulden, und ihren Schmerz in sich zu vergraben. Sie ward aus dem Gegenstande einer allgemeinen Bewunderung, ein Gegenstand des Mitleidens menschenfreundlicher Seelen, und starb nach zwo durchweinten Jahren, die sie noch dazu angewandt hatte, die Nachwelt,

welt, durch einen Aufsatz der Geschichte ihres Herzens, vor der Verführung zu warnen, der aber, aus Achtung für eine alte Familie, bisher unterdrückt worden ist.

S. die Feyerstunden der Grazien. Bern 1780. S. 265. f. wo man die Wahrheit dieser Geschichte zuverläßig versichert findet.

128.

In dem vorletztern blutigen deutschen Kriege befand sich in Schweidnitz, zur Zeit, da dasselbe unter den Befehlen des General Laudon erstiegen und geplündert wurde, ein gewisser Herr S**, der ein beständiger Valetudinarius, und bey dem alle Medikamente nur Palliative waren. Er wohnte bey dem Rathmanne M**, an der Ecke des Ringes, in der zweyten Etage, und seine Fenster giengen in eine enge Quergasse. Zur Zeit der Plünderung war er wirklich bettlägerich, aber noch nicht von allen Aerzten aufgegeben. Eine große Menge österreichischer Soldaten überfiel ihn und plünderte ihn rein aus, und sein Verlust betrug, nach seiner eigenen sehr mäßigen Berechnung, vierzehnhundert Thaler. Wie alles spolirt war, stieg noch ein Plünderer auf einen Stuhl, und schnitt die weissen Vorhänge von den Fenstern ab. Dies wurde ein anderer österreichischer Soldat, der eben auf der Gasse

vorbey gieng gewahr, und schoß den Plünderer, durch das Fenster, vor den Kopf, daß er so gleich todt vom Stuhle fiel. Da die Feinde sich aus der Wohnung des Herrn S** entfernt hatten, legte er sich auf das bloße Stroh, denn die Betten waren weg; indeß kam noch ein Oesterreicher ins Zimmer, und begehrte Geld. Herr S** entschuldigte sich damit, daß ihm alles genommen wäre, und er nicht das geringste mehr in der Welt besäße. So gleich ladete der Soldat sein Gewehr und sagte sehr ernsthaft und mit kaltem Blute: weil du denn in der Welt nichts mehr hast, so bist du auch in der Welt nichts mehr nütze — spannte den Hahn und legte sein Gewehr gegen den kranken S** an. Da dieser den entschloßnen Ernst des Menschen sahe, befahl er seine Seele in die Hände seines Erlösers und schloß die Augen fest zu; als aber kein Schuß erfolgte, öfnete er sie nach weniger Zeit wieder — sah keinen Feind mehr vor sich — und dankte Gott für seine Errettung, der vermuthlich das Herz dieses Menschen gerühret, daß er sich anders resolviret hatte, und in der Stille aus der Stube weggegangen war. Nachdem nun aber der Plünderung, durch die dazu kommandirte Militz, gesteuert war; so war es billig, dem neuen Kommendanten, welches der General von Vogelgesang war, den erschossenen, und noch in seinem Blute auf der Diele liegenden Soldaten zu melden. Hier entstand eine neue Noth; denn einige zur Untersuchung abgeschickte Officiers wolten dem Wirth und dem

Inwoh-

Inwohner den Tod des Soldaten aufbürden. Allein Gott regierte abermals das Herz eines österreichischen Officiers, welcher, auf den vernommenen Lerm, ins Hauß trat und bezeugte, daß er im Vorbeygehen selbst gesehen habe, wie ein Soldat von der Gasse in die Höhe, durchs Fenster, den, für demselben, mit Abschneiden der Vorhänge beschäftigten Soldaten, durch den Kopf geschossen habe. Dies bezeugte selbst das Fenster, in welchem die Kugel, auf eine curiöse Art, durch die oberste, ziemlich große Tafelscheibe geflogen, und wie mit einem Zirkel abgemessen, durch das Centrum derselben gegangen war, wo sie ein zirkelrundes Loch, so groß wie sie gewesen, gelassen hatte, und um welches die unzählbaren kleinen Splitter der übrigen Scheibe, die in der Größe einer kleinen Linse zersprengt waren, noch sämtlich herum standen, ohne daß ein Stück davon heraus gefallen wäre. — Herr S** entgieng also auch anjezt der Gefahr, und erhielt durch die überstandene Alteration und Todesangst seine völlige Gesundheit wieder.

129.

Als vor einiger Zeit der Graf von Stolberg, ein dritter Bruder der beyden berühmten Dichter dieses Namens; in einem Zweikampfe, von einem Studirenden in Kiel getödtet wurde, schrieb der ältere Bruder des Entleibten an den Vater des unglücklichen Thäters, den Amtmann von Eichstädt, folgenden vortreflichen Brief.

"Ich biete Ihnen mit herzlichem Mitleiden meine Hand, bejammernswürdiger Mann, und gebe Ihnen zum Troste die aufrichtige Versicherung, daß gegen Ihren armen unglücklichen Sohn, unter dessen Hand mein geliebter hofnungsvoller Bruder gefallen ist, keine Empfindungen des Grolles oder der Rache in meine Seele gekommen sey. Seyn Sie vielmehr sowohl von mir als meinem Geschwister überzeugt, daß wir uns die sorgsamste Mühe gegeben haben, und noch geben werden, um sein Schicksal auf die möglichste Weise zu mildern. Und wenn auch das Urtheil gegen ihn, so viel ich auch von der Milde der Richter hoffen kann, dennoch nicht nach unsern Wünschen ausfiele; so werden wir uns auch in dem Fall eifrig bestreben, von dem Könige eine Milderung zu erflehen, die man uns gewiß nicht verweigern wird. Ihnen diese Worte des Trostes zu sagen, unglücklicher Vater, fand ich mich in meinem Herzen verbunden, und ich bitte Sie inständigst,

digst, das größte Vertrauen in meine Versicherungen zu setzen. Ach! aber wie schwach wäre dieser Trost, wenn ich ihn nicht mit einem viel höhern, der voll Erquickung für Sie seyn muß, begleiten könnte. Beurtheilen Sie Ihren Sohn nicht mit der Strenge, zu der Sie der Erfolg einer Handlung vielleicht verleiten könnte, deren Absicht gewiß von dem unglücklichen Ausfall weit entfernt war. Lassen Sie mir den Trost Ihnen zu sagen, daß ich einen Brief von ihm gelesen habe, der aus keinem andern als edlen Herzen fliessen konnte, und der mir die bittersten Thränen des Mitleids erpreßt hat. Die Wege der göttlichen Vorsehung sind undurchschaubar, und führen, so labyrinthisch sie sich auch winden, gewiß dennoch alle zum Ziel, wie es unser ewiges Heil erfordert. Einst wird uns die Hülle von den Augen genommen werden, und alsdenn werden wir vielleicht Gott preisen, daß er Ihren Sohn und meinen Bruder diesen Weg hat wandeln lassen. Beyde Jünglinge in der schönsten Blüthe ihres Lebens, beyde allen Gefahren der Versuchungen ausgesetzt, von denen vielleicht den einen nur ein früher Tod, und den andern ein solches gewaltsames Einkehren in sich selbst, befreyen konnte. An die Möglichkeit des Todes haben sie beyde nicht gedacht; es war kein Keim der Feindseligkeit in ihr Herz gekommen, und das letzte Wort meines sterbenden Bruders war Verzeihung und Fürsorge für Ihren Sohn. Auch diese Vergebung unsers Bruders soll uns antreiben, um mit dem größten Eifer für

das Wohl Ihres Sohnes zu bekümmern, dessen Schicksal schon bereits jezt gelinder ist, als es in ähnlichen Fällen wohl zu seyn pflegt. Gott tröste Sie mit seinem besten Seegen, und gebe Ihnen die Gnade, daß Ihr Sohn, der Sie so tief niedergeschlagen hat, Sie durch seine aufrichtige Besserung wieder trösten, und dieses schreckliche Andenken aus Ihrer Seele auslöschen möge!

Christian, Graf zu Stollberg.

46 f John Eliot (=1 E 7th 37)
(+9 t. Jos Daniel on Shaw award)
76 John Eliot
76 f " "
132-7 Hist Hutson, S. Carolina
103 f John Eliot NE